

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK  
GRAZ

I

507708

Historischen  
haft Band 11

*Marie Jahoda*

# *Arbeitslose bei der Arbeit*

*Die Nachfolgestudie  
zu »Marianthal«  
aus dem Jahr 1938*

*Fünf Jahre nach dem Erscheinen von »Die Arbeitslosen von Marianthal« und nur ein Jahr nachdem Marie Jahoda aus Österreich ausgebürgert worden war, schrieb sie im englischen Exil 1938 diese Studie über ein Selbsthilfeprojekt für Arbeitslose, die bislang unveröffentlicht blieb. In der Einleitung erläutert der Herausgeber die politischen, biographischen und wissenschaftsgeschichtlichen Hintergründe.*

*Ludwig-Boltzmann-Institut für  
Historische Sozialwissenschaft*

*Campus*

**Andreas Kaspar**  
**Buchbinderei**  
8144 Tobelbad  
Telefon: 0664 / 530 05 85





Arbeitslose bei der Arbeit

Ludwig-Boltzmann-Institut  
für Historische Sozialwissenschaft:  
Studien zur Historischen Sozialwissenschaft  
Band 11

Herausgegeben von Gerhard Botz,  
Albert Müller und Gerald Sprengnagel

Marie Jahoda, geb. 1907 in Wien, studierte bei Karl und Charlotte Bühler Psychologie und veröffentlichte 1933 gemeinsam mit Paul Lazarsfeld und Hans Zeisel „Die Arbeitslosen von Marenthal“. Nach ihrer Ausbürgerung aus Österreich 1937 lehrte und forschte sie an verschiedenen Universitäten in den USA und in England. Marie Jahoda lebt heute in Sussex.

Christian Fleck, geb. 1954, arbeitet als Soziologe in Graz und ist Leiter des Archivs zur Geschichte der Soziologie in Österreich.

Marie Jahoda

# Arbeitslose bei der Arbeit

Die Nachfolgestudie zu „Mariantal“ aus dem  
Jahr 1938

Aus dem Englischen von Hans Georg Zilian

Herausgegeben und mit einer Einführung versehen von Christian Fleck

Campus Verlag  
Frankfurt/New York

Gefördert vom Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung, Wien, von der  
Kammer für Arbeiter und Angestellte für Steiermark, von der Kammer für Arbeiter und  
Angestellte für Wien und vom Alfred-Schachner-Gedächtnisfonds, Graz.

I

507. 708



CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek

*Jahoda, Marie:*

Arbeitslose bei der Arbeit : die Nachfolgestudie zu  
"Mariantal" aus dem Jahr 1938 / Marie Jahoda. Aus d. Engl.  
von Hans Georg Zilian. Hrsg. u. mit e. Einf. vers. von  
Christian Fleck. – Frankfurt/Main ; New York : Campus Verlag,  
1989

(Studien zur historischen Sozialwissenschaft ; Bd. 11)

ISBN 3-593-34026-7

NE: GT

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 1989 Campus Verlag GmbH, Frankfurt/Main

Umschlaggestaltung: Atelier Warminski, Büdingen

Druck und Bindung: Druckhaus Beltz, Hemsbach

Printed in Germany

89 K 8758 ✓

# Inhalt

<b>Zur Einführung</b> .....	vii
Christian Fleck: Politische Emigration und sozialwissenschaftlicher Wissenstransfer. Am Beispiel Marie Jahodas.	
<b>Einleitung</b> .....	1
Das allgemeine Problem (1) – Darstellung der Ergebnisse (3) – Methoden (4)	
<b>Erster Teil</b> .....	9
Das Eastern Valley von Monmouthshire (9)	
<b>Zweiter Teil</b> .....	33
Vorbemerkung über das Bedarfsdeckungsprogramm (33) – Die Entwicklung des S.P.S. (33) – Die Mitglieder des S.P.S (45) – Die Prinzipien und Ideen des Programms (49) – Ein Kosten-Nutzen-Vergleich des Programms (52)	
<b>Dritter Teil</b> .....	65
Der Einzelne im S.P.S. (65) – Ein Konflikt der Ideen (77) – Die Gruppenorganisation im S.P.S. (89) – Arbeitsanreize (103) – Schlußfolgerung (117)	
<b>Anhang</b> .....	128
Preise der im S.P.S. angebotenen Güter (131) – Eine Zusammenfassung von Charlotte Bühlers System der Lebensstadien (133) – Ein Wochenende im Leben einer Bergarbeiterfamilie (136)	



# Zur Einführung

## Politische Emigration und sozialwissenschaftlicher Wissenstransfer. Am Beispiel Marie Jahodas

CHRISTIAN FLECK

Eine Studie, 50 Jahre nachdem sie geschrieben wurde, erstmals zu publizieren, ist ungewöhnlich und verlangt nach einer Erklärung. Die auch in den Sozialwissenschaften mächtige regulative Idee des kumulativen Wissensfortschritts scheint mißachtet zu werden, wenn man ein halbes Jahrhundert zurückgreift und ein Manuskript zum Druck befördert, das damals unpubliziert blieb. Ein solches Vorgehen würde im Bereich der soziologischen Theorie unter Umständen noch Billigung finden, da dort ganz offensichtlich ein gewisses Maß an Zyklizität der diskutierten Fragen und der dabei benutzten begrifflichen Rahmen – unter dem Titel der Wiederentdeckung – üblich ist. Da empirische Arbeiten der Idee der Aktualität – dem, was sie und worüber sie wann berichten – viel näher stehen, scheint die Veröffentlichung einer empirischen Arbeit nach so langer Zeit nur als Wieder-Veröffentlichung denkbar. Ein Werk, das bereits die Aura des „Klassikers“ besitzt, kann eine Neuauflage finden, um beispielsweise den kognitiven Diffusionsprozeß durchsichtig werden zu lassen, um aufzuzeigen, wann wer welches Konzept, Design, Erklärungsmuster und dergleichen erstmals benutzt hat oder um Traditionslinien deutlich werden zu lassen: vom Klassiker zu den Adepten. Doch, wie steht es um ein Manuskript, das eben diese Wirkung nicht entfalten konnte, weil es unpubliziert blieb?

Es gibt zwei Gründe, die eine Veröffentlichung dennoch gerechtfertigt erscheinen lassen können. Einmal kann man die Rolle des Archivars einnehmen, der sich begnügt zu sagen, er habe etwas bisher Unbekanntes gefunden und wolle dieses Stück der Fachöffentlichkeit nicht vorenthalten. Gewöhnlich sind damit selten weitergehende Ansprüche (der Originalität, Prototypik etc.) verknüpft. Zum anderen kann man das Gewicht darauf legen, die verspätete Erstveröffentlichung könne vor Augen führen, daß dieser oder jener Gedanke (diese oder jene methodische Innovation) früher als bisher angenommen formuliert wurde.

Bei all dem setzt man stillschweigend voraus, daß die Wissenschaftsentwicklung stetig erfolgt sei, daß die regulative Idee der kumulativen Wissenszunahme realistisch sei – und daher der Text zwar eine Anomalie sei, die sich aber historisch erklären lasse.

Diese Gesichtspunkte spielen im vorliegenden Fall, der deutschsprachigen Erstveröffentlichung der „Arbeitslosen bei der Arbeit“ von Marie Jahoda auch eine Rolle, doch diese Erwägungen bilden eher die Melodie im Hintergrund. Im Zentrum steht etwas anderes: Das Zustandekommen der dieser Studie vorausgegangenen Forschungen in einem Bergarbeiterrayon in Südwales, die Umstände ihrer Nichtpublikation und die Biographie der Autorin entschlüsseln sich einzig, wenn man die (wissenschafts-)externen Bedingungen – konkret: die politische Geschichte der dreißiger und vierziger Jahre dieses Jahrhunderts – berücksichtigt. Dort sind die Ursachen der fehlenden Kontinuität des Diskurses, der definitiven Unterbrechung des Wissensfortschritts und des Vergessens bestimmter Forscher und Forschungen im deutschsprachigen Kulturraum und im deutschen bzw. österreichischen Wissenschaftssystem zu suchen. Weil die Sozialwissenschaften am Beginn des zweiten Drittels dieses Jahrhunderts nicht aus sich heraus zum Stillstand kamen, was ein Vergessen der Resultate eines derartigen kollektiven Auf-der-Stelle-Tretens rechtfertigen würde, sondern weil sie, um René Königs berühmtes Diktum zu zitieren, „brutal zum völligen Stillstand gebracht“ wurden<sup>1</sup>, bedarf es auch 1989 keiner Rechtfertigung, wenn ein Text, 1938 im englischen Exil geschrieben, veröffentlicht wird. Nötig sind allein Erläuterungen, die die Umstände benennen, die die Entstehung des Textes und die Biographie der Verfasserin beeinflußt haben, um einem Verständnis der Diskontinuität des sozialwissenschaftlichen Diskurses den Weg zu bahnen.

Marie Jahoda lebte die ersten drei Jahrzehnte ihres Lebens in Österreich, ehe ihr die Staatsbürgerschaft aberkannt und sie ins Exil getrieben wurde. Sie wurde am 26. Jänner 1907 als drittes der vier Kinder Karl und Betty Jahodas in Wien geboren. Ihr Vater, von Beruf Kaufmann, war „Inhaber eines Geschäftes für technische Papiere und Apparate“<sup>2</sup>; er gehörte dem assimilationswilligen jüdischen Bürgertum

---

<sup>1</sup> König, René, Vom vermeintlichen Ende der deutschen Soziologie vor der Machtergreifung des Nationalsozialismus, in: Ders., Soziologie in Deutschland. Begründer, Verächter, Verfechter, München: Hanser 1987, 343 (ursprünglich 1984).

<sup>2</sup> Akt Vr 10 981/36 Landesgericht für Strafsachen Wien, Verfahren gegen Dr. Ma-

der Haupt- und Residenzstadt der Doppelmonarchie an, das aufgrund seiner liberalen Haltung der damals so genannten „sozialen Frage“ aufgeschlossen gegenüberstand. Bezeichnend dafür ist, daß in der Familie Jahoda zwei Tageszeitungen gelesen wurden: die bürgerlich-liberale „Neue Freie Presse“ und die sozialdemokratische „Arbeiter Zeitung“. Der Vater, Karl Jahoda, zählte zu den Anhängern des sozialreformistischen Schriftstellers Josef Popper-Lynkeus, mit dem er freundschaftlich verbunden war, und die ganze Familie verehrte Karl Kraus als „Familienheiligen“, der der Familie Jahoda auch auf andere Weise nahestand: Marias Onkel Georg war Inhaber jener Druckerei, in der jahrzehntelang „Die Fackel“ gedruckt wurde.<sup>3</sup>

Kindheit und Jugend Marie Jahodas fielen in die bewegten Jahre der Auflösung der Habsburgermonarchie, des Ersten Weltkriegs und der daran anschließenden Periode sozialer und politischer Umwälzungen. Wie für manche andere Angehörige ihrer Generation ist ihre früheste politische Erinnerung die an das Attentat Friedrich Adlers auf den Ministerpräsidenten Graf Stürgkh im Jahr 1916. Das Signal, das Adler damit setzen wollte – das auf die revolutionäre Erhebung der Arbeitermassen zielte – zeitigte zwar geringere realpolitische Folgen als erhofft, es prägte dafür umso nachhaltiger eine Generation: ihr bedeutet Adlers Tat symbolisch den Beginn der eigenen politischen Laufbahn und zugleich sahen sie darin die Rehabilitierung der 1914 in die Kriegsbegeisterung getaumelten österreichischen Sozialdemokratie. Adlers „Aktivismus“ von 1916 ebenso wie sein Zögern, sich 1918 an die Spitze der jungen kommunistischen Bewegung zu stellen und sich stattdessen mit der Sozialdemokratie zu arrangieren, legten der dauerhaften Bindung der Adler-Verehrer unter den jungen Intellektuellen an die SDAP den Grundstein.<sup>4</sup>

Die in den Jahren nach der Jahrhundertwende Geborenen konnten

---

ria Jahoda-Lazarsfeld wegen Verdacht des Verbrechens des Hochverrats und des Verbrechens nach dem Staatsschutzgesetz, Vernehmung der Beschuldigten vor dem Untersuchungsrichter, Blatt 207 (Wiener Stadt- und Landesarchiv; künftig zitiert als: Akt Jahoda, LG Wien).

<sup>3</sup> Pfabigan, Alfred, Karl Kraus und der Sozialismus. Eine politische Biographie, Wien: Europa 1976, 140.

<sup>4</sup> Vgl. dagegen die ganz anderen identifikatorischen Prozesse bei bürgerlichen Jugendlichen: Engel-Janosi, Friedrich, ...aber ein stolzer Bettler. Erinnerungen aus einer verlorenen Generation, Graz: Styria 1974; Schnöller, Andrea u. Stekl, Hannes, Hrsg., „Es war eine Welt der Geborgenheit...“ Bürgerliche Kindheit in Monarchie und Republik, Wien: Böhlau 1987.

seinem Beispiel folgend „Revolutionäre“ sein und mußten dennoch nicht der sozialdemokratischen Massenpartei den Rücken kehren. Sehr deutlich wird dieses Verhalten, wenn man die linksradikale Schüler- und Studentenbewegung während der „Österreichischen Revolution“, wie Otto Bauer die erste Zeit der jungen Republik ein wenig euphemistisch nannte, betrachtet.

Wie in Deutschland formierte sich schon vor dem Krieg auch in Österreich eine Jugendbewegung, deren führender Kopf damals Siegfried Bernfeld war. Der gegenüber Jahoda mehr als ein Jahrzehnt ältere Bernfeld (geboren 1892) stand vor 1914 der deutschen Jugendbewegung sehr nahe. Er war eine Zeitlang in der von Gustav Wyneken geleiteten Schule in Wickersdorf tätig und 1913 Teilnehmer des legendären Treffens der deutschen Jugendbewegung auf dem Hohen Meißner. Bernfeld war zu dieser Zeit sowohl von zionistischen als auch pazifistisch-sozialistischen Ideen beeinflusst, wodurch er bald in eine Gegnerschaft zum österreichischen Wandervogel geriet, der recht früh nationalistische und antisemitische Praktiken vertrat. Die Ausgrenzung der Juden und Slawen aus der österreichischen Jugendbewegung förderte die Bildung einer Strömung, die ihrer sozialen Herkunft nach zwar auch bürgerlich war, aber stärker als ihr Gegenstück in Deutschland zu zionistischen, pazifistischen und damals noch diffus sozialistischen Ansichten neigte, was ihre spätere Verbindung mit der sozialdemokratischen Arbeiterjugendbewegung – 1908 wurden die „Kinderfreunde“ gegründet – vorbereitete. Bernfeld gilt zurecht auch als Begründer der Jugendforschung in Österreich<sup>5</sup>, hatte er doch neben seinen jugendbewegten Aktivitäten sein Universitätsstudium mit einer Dissertation über den „Begriff der Jugend“ 1914 abgeschlossen und veröffentlichte in der Folge weitere Arbeiten zum selben Thema.

Käthe Leichter verdanken wir eine instruktive Schilderung der Wiener Jugendbewegten. Bernfeld wird von ihr darin folgendermaßen charakterisiert: „Der große schöne Psychologiestudent mit den pechschwarzen, zurückliegenden Haaren und den riesigen schwarzen Augen hatte nicht nur ein mitreißendes Äußeres, er hatte tatsächlich alles Zeug zu einem Jugendführer in sich: Leidenschaft und doch eine ruhige verhaltene Art, jeden einzelnen anzuhören und auf ihn einzugehen, umfassendes Wissen, ausgesprochene Begabung für Gemeinschafts- und Organisati-

---

<sup>5</sup> Vgl. Rosenmayr, Leopold, Geschichte der Jugendforschung in Österreich, Wien: Österreichisches Institut für Jugendkunde o.J. (1962).

onsarbeit und jene Mischung von pädagogischem und psychologischem Können, das immer mehr junge Leute zu ihm als Freund und Führer aufsehen ließ.“<sup>6</sup>

Der Krieg förderte eine Politisierung der jugendbewegten Mittelschüler in den Jahren nach 1916. Da Bernfeld Militärdienst zu leisten hatte, ging die Führerrolle quasi naturwüchsig auf die „jüngste Generation ehemaliger Jugendbewegter“<sup>7</sup> über: Die Gruppe um Richard Schüler, Paul Lazarsfeld, Ernst Papanek, Leopold Grünwald und Ludwig Wagner<sup>8</sup> – alle ein paar Jahre älter als Marie Jahoda – beteiligte sich am Jännerstreik 1918 und stellte später die Führungsmannschaft der linksradikalen „Vereinigung sozialistischer Mittelschüler“. Diese Politisierung der Schüler und Studenten mündete nach dem Abflauen der revolutionären Bewegung und dem – getreu dem Idol Friedrich Adler – Nichtübertritt zur Kommunistischen Partei in der aktiven Teilnahme an der sozialdemokratischen Jugendbewegung in der ersten Hälfte der zwanziger Jahre.

Während ihrer Gymnasialzeit gehörte Marie Jahoda einer von den Ideen der Jugendbewegung weniger beeinflussten Pfadfindergruppe an, in der sie rasch eine führende Rolle einnahm – „so verrückt das auch klingen mag, mit 14 Jahren“.<sup>9</sup> Als Gymnasiastin nahm Jahoda 1919 erstmals auch an einer jugendbewegten Ferienkolonie teil, die vom Kreis um die Leiterin einer privaten Reformschule in Wien, Genia Schwarzwald, organisiert wurde.<sup>10</sup> Diese Landaufenthalte für Großstadtjugendliche waren den damals neuen Ideen der Koedukation und Selbstver-

---

<sup>6</sup> Leichter, Käthe, Lebenserinnerungen, in: Steiner, Herbert, Hrsg., Käthe Leichter. Leben und Werk, Wien: Europa 1973, 332 (geschrieben in der Gestapo-Haft 1938).

<sup>7</sup> Leichter 1973, 339; vgl. Jahoda, Marie, Autorität und Erziehung in der Familie, Schule und Jugendbewegung Österreichs, in: Studien über Autorität und Familie. Forschungsberichte aus dem Institut für Sozialforschung, Paris: Alcan 1936, 706 ff.

<sup>8</sup> Hautmann, Hans, Die verlorene Räterepublik. Am Beispiel der Kommunistischen Partei Deutschösterreichs, Wien: Europa 1971, 65.

<sup>9</sup> Jahoda, Marie, „Ich habe die Welt nicht verändert“. Gespräch mit Marie Jahoda, in: Greffrath, Mathias, Hrsg., Die Zerstörung einer Zukunft. Gespräche mit emigrierten Sozialwissenschaftlern, Reinbek: Rowohlt 1979, 106.

<sup>10</sup> Vgl. Scheu, Friedrich, Ein Band der Freundschaft. Schwarzwald-Kreis und Entstehung der Vereinigung sozialistischer Mittelschüler, Wien: Böhlau 1985 und Drucker, Peter F., Zaungast der Zeit. Ungewöhnliche Erinnerungen an das 20. Jahrhundert, Düsseldorf: Econ 1981, 31 ff. (ursprünglich 1979).

waltung der Jugendlichen verpflichtet und boten eine bunte Mischung aus Ferienlager, Wanderungen, sportlichen, kulturellen und Bildungsaktivitäten. In Bad Ischl, der traditionellen Sommerfrische des Kaiserhauses, lernte Jahoda die jungen Revolutionäre der „Freien Vereinigung Sozialistischer Mittelschüler“ kennen, die am Höhepunkt der Revolution zwar nicht ihres gewohnten Sommeraufenthalts entsagten, aber dafür dort umso heftiger politisierten: So erwogen Paul Lazarsfeld und einige seiner Freunde während dieser Ferienkolonie, der bedrohten ungarischen Räterepublik zur Hilfe zu eilen.<sup>11</sup>

Zu den Eindruck hinterlassenden Besonderheiten der Ferienkolonie zählte für Jahoda die erste Bekanntschaft mit der Umfrageforschung: „Offensichtlich wurde von den ‚Großen‘ ... täglich eine Liste an das schwarze Brett geschlagen, aus der der ‚Beliebtheitsgrad‘ der Teilnehmer hervorging. Mitzi Jahoda (damals eines der ‚kleinen Mädchen‘ der ... Kolonie) erzählte mir später, sie habe sich gewundert, weil sie ganz andere Leute ‚populär‘ fand, als den Listen zu entnehmen war.“<sup>12</sup> Vielleicht darf man in dieser Episode die lebensgeschichtliche Basis für Jahodas lebenslange Skepsis gegen (vorschnelle) Quantifizierung erblicken.<sup>13</sup>

Der Aktivismus der „kleinen“ Pfadfinderführerin weckte die Aufmerksamkeit der „älteren“ Revolutionäre, denen es bald gelang, sie zum Übertritt in die Vereinigung zu bewegen. Dies, aber auch ihr wenig später erfolgender Austritt aus der Religionsgemeinschaft scheint von den Eltern ohne großen Widerstand akzeptiert worden zu sein. Mit dem Beitritt zu den sozialdemokratischen Mittelschülern begannen für Jahoda Jahre intensiver politischer Aktivitäten. Im Maturajahr 1925/26 war sie „Obmann“ der Wiener und im darauffolgenden Jahr „Sekretärin“ der bundesweiten Schülerorganisation, als Studentin gehörte sie noch der Schiedskommission der Organisation an. Neben der Organisationsarbeit begann Jahoda in frühen Jahren als Vortra-

---

<sup>11</sup> Scheu 1985, 89.

<sup>12</sup> Ebd; vgl. Jahoda, Marie, Aus den Anfängen der sozialwissenschaftlichen Forschung in Österreich, in: Leser, Norbert, Hrsg., Das geistige Leben Wiens in der Zwischenkriegszeit, Wien: Bundesverlag 1981, 217.

<sup>13</sup> Jahoda, Marie 1981, 217; vgl. Fryer, David, The Social Psychology of the Invisible: An Interview with Marie Jahoda, in: New Ideas in Psychology, Vol. 4, 1986, 107 ff. und Interview mit Marie Jahoda am 4.9.1987 (Oral History Sammlung des Archivs für die Geschichte der Soziologie in Österreich, Graz; Interviewer: Christian Fleck).

gende tätig zu werden: „Durch die sozialdemokratische Bildungsstelle habe ich, schon als ich in der Mittelschule war, in jeder Woche zumindest zwei Vorträge gehalten in den Jugendsektionen der Partei. Eine ganz große Anzahl dieser Vorträge stand unter dem Titel ‚Bub und Mädels in der Organisation‘, und das war Psychologie. Man hat nicht nur über politische Dinge gesprochen, sondern über alles, da man sich arroganterweise kompetent gefühlt hat, den zwei, drei Jahre Jüngeren zu sagen, was das Leben bedeutet.“<sup>14</sup>

Die früh einsetzende und intensive Vortragstätigkeit hatte, neben allen augenscheinlichen Funktionen, denen sie diente, auch eine latente: Durch das häufige Referieren lernten die Angehörigen dieser Generation ihre Gedanken in prägnanter Form auszudrücken, auf gedankliche Abschweifungen und pompösen Stil zu verzichten. Wer Gelegenheit hatte, den Vortrag jemandes zu hören, der durch diese Schule gegangen ist, wird das bestätigen können. Klarheit der Gedanken und rhetorisches Bemühen wurden in der Sozialdemokratischen Partei der Ersten Republik systematisch gefördert, wie die regelmäßig publizierten Rededispositionen und Referentenanleitungen in den Zeitschriften der Jugendorganisationen belegen. Noch vor jeder ideengeschichtlichen Begründung, die meist auf den in Österreich vorherrschenden Antihegelianismus Bezug nimmt<sup>15</sup>, dürfte in diesem institutionellen Arrangement (wobei neben den Jugendorganisationen und der Bildungszentrale auch die Volksbildung und die Schulreform zu nennen wären) die Grundlage für den klaren Stil derjenigen sozialwissenschaftlichen und philosophischen Autoren, die der österreichischen Sozialdemokratie nahestanden, zu suchen sein.<sup>16</sup>

Die pädagogische Begeisterung, die in den zwanziger Jahren die sozialdemokratischen Jugendlichen erfaßt hatte, artikulierte sich zum Teil in typisch jugendbewegten Formen, so beispielsweise in den Ferien-

---

<sup>14</sup> Jahoda 1979, 107.

<sup>15</sup> Haller, Rudolf, Österreichische Philosophie, in: ders., Studien zur Österreichischen Philosophie, Amsterdam: Rodopi 1979, 5 ff.

<sup>16</sup> Womit nicht behauptet werden soll, daß es nicht auch andere Umstände und Traditionslinien gab, die österreichische Denker für die Klarheit des Ausdrucks Partei ergreifen ließen. Vgl. Haller, 1979 und Janik, Allan u. Toulmin, Stephen, Wittgensteins Wien, München: Hanser 1984 (ursprünglich 1973). Die Klarheit der Sprache ist dennoch keine das „Österreichische“ definierende Besonderheit, wenn man an den dunklen Stil der katholischen Denker dieser Jahre (Othmar Spann und andere) denkt.

kolonien. Mit 18 Jahren leitete Marie Jahoda erstmals eine solche Kolonie – gleich für 200 Mädchen in Ebensee. „Die Organisierung dieser Kolonie mit Geld, das nicht ausgereicht hat, um genug Essen für alle zu bekommen, war das größte erzieherische Erlebnis, das ich mir vorstellen kann.“<sup>17</sup> Die jugendlichen Aktivisten – allesamt aus dem bürgerlichen, gelegentlich kleinbürgerlichen Milieu stammend – strebten in den Kolonien nach einer Verbindung von jugendbewegten und sozialistischen Absichten: Die auf Autonomie der Heranwachsenden gerichtete bürgerliche Jugendbewegung sollte um revolutionäre Zielsetzungen ergänzt werden – aus dem Gemeinschaftserlebnis sollten die „Neuen Menschen“ hervorzunehmen. Da die Bezugsgruppe der Jungrevolutionäre Mittelschüler waren, wurde die revolutionäre Programmatik ein wenig verschoben, um die Divergenz zwischen den Forderungen nach Autonomie der Gymnasiasten und den adoptierten sozialreformistischen Ideen der politischen Linken in Zaum zu halten. Die sozialistischen Mittelschüler sprachen daher davon, daß ihre auf die Schule gerichteten Bemühungen „schul- und erziehungsrevolutionären“ Charakter hätten.

War so die Schule, das Zentrum der Lebensinteressen bürgerlicher Jugendlicher, zum legitimen politischen Kampfplatz geworden, konnten sie in den Ferienkolonien den drückenden Alltag hinter sich lassen und sich sozialen Experimenten widmen. Während der wenigen Ferienwochen sollte beispielhaft praktiziert werden, was in der künftigen Gesellschaftsordnung die Regel sein würde. Über Angemessenheit und etwaige Erfolge dieser Aspirationen ist hier nicht zu urteilen, ebenso wenig muß die Geschichte der programmatisch-theoretischen Positionen nochmals entfaltet werden.<sup>18</sup> Hier sollen nur die prägenden Erfahrungen der Aktivisten hervorgehoben werden: Marie Jahoda spricht selbst davon, daß „die Kolonien ein sehr wichtiger Teil meiner Erziehung waren“<sup>19</sup>, was an Marx' Satz erinnert, daß das Problem des Sozialismus

---

<sup>17</sup> Jahoda 1979, 108.

<sup>18</sup> Vgl. Rosenmayr, 1962; Neugebauer, Wolfgang, Bauvolk der kommenden Welt. Geschichte der sozialistischen Jugendbewegung in Österreich, Wien: Europa 1975; Adler, Max, Neue Menschen. Gedanken über sozialistische Erziehung, Berlin: Laub 1924; Glaser, Ernst, Im Umfeld des Austromarxismus. Ein Beitrag zur Geistesgeschichte des österreichischen Sozialismus, Wien: Europa 1981.

<sup>19</sup> Jahoda 1979, 107.

die Erziehung der Erzieher sei.<sup>20</sup> Diese radikal im Gegensatz zu dem der deutschen Sozialdemokratie attestierten revolutionären Attentismus<sup>21</sup> stehende Haltung der österreichischen Sozialdemokratie erleichterte es Jahoda wahrscheinlich später, dem sozialen Experiment der Quäker in Südwales positiv gegenüberzustehen – eine Einstellung, zu der sich Hegelmarxisten kaum hätten durchringen können. Individuell mag die positive Einstellung gegenüber sozialen Experimenten auch von der väterlichen Verehrung für Josef Popper-Lynkeus, der mehrere praktische Sozialutopien geschrieben hatte, herrühren.

Die Abhaltung der Ferienkolonien stieß innerhalb der Sozialdemokratie mehrfach auf Widerstand und brachte die Jungen in Gegensatz zu den „Bonzen der Partei“<sup>22</sup>, denen besonders die Koedukation ein Dorn im Auge war. Den älteren sozialdemokratischen Funktionären waren die Ideale der Jugendbewegung mindestens so fremd wie ihren bürgerlich-liberalen Generationskollegen. Die Reaktion Julius Tandler auf Subventionsbegehren der Organisatoren der Ferienkolonien ist dafür bezeichnend. Der Anatomieprofessor Tandler, der ab 1919 Wiener Stadtrat für das Wohlfahrtswesen war – und als solcher wesentlichen Anteil am Reformwerk des Roten Wien hatte – stand in der Tradition der „Achtundvierziger“ – was er schon durch sein Äußeres demonstrativ zu erkennen gab: zeitlebens trug er den großen, schwarzen Schlapphut der Revolutionäre des 19. Jahrhunderts<sup>23</sup> – und ging über einen sozialpolitischen Paternalismus nie hinaus.<sup>24</sup> Seine Moral- und Pflichtvorstellungen waren dementsprechend zutiefst bürgerlich: So bestand er noch in den späten zwanziger Jahren auf dem überkommenen Privileg des Dienstvorgesetzten, wonach seine Untergebenen um Erlaubnis zur Heirat anzusuchen hatten.<sup>25</sup> Die Koedukation mußte einem sol-

---

<sup>20</sup> Marx, Karl, Thesen über Feuerbach, in: Marx, Karl u. Engels, Friedrich, Werke (MEW), Berlin: Dietz 1969, Bd. 3,5 (ursprünglich 1845).

<sup>21</sup> Groh, Dieter, Negative Integration und revolutionärer Attentismus. Die deutsche Sozialdemokratie am Vorabend des Ersten Weltkrieges, Frankfurt: Ullstein 1973.

<sup>22</sup> Jahoda 1979, 108; vgl. Jahoda 1936.

<sup>23</sup> Lorenz, Willy, Katholisches Geistesleben in der Zwischenkriegszeit, in: Leser, Hrsg., 1981, 21.

<sup>24</sup> Vgl. Hubenstorf, Michael, Österreichische Ärzte-Emigration, in: Stadler, Friedrich, Hrsg., Vertriebene Vernunft I. Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft 1930-1940, Wien: Jugend und Volk 1987, 359 ff.; Glaser 1981, 135 ff.

<sup>25</sup> Fischer, Walter, Kurze Geschichten aus einem langen Leben, Mannheim: persona 1986, 84 ff.

chen Mann als Ausgeburt jugendlichen Übermuts erscheinen, wo er doch selbst das Frauenstudium für eine durchaus entbehrliche Marotte hielt.<sup>26</sup>

Als 1926 die Gemeinde Wien die finanzielle Unterstützung für koedukativ geführte Kolonien verweigerte, protestierte Marie Jahoda im „Schulkampf“ dagegen energisch. Diese erste Veröffentlichung Jahodas<sup>27</sup> ist nicht nur von biographischem Interesse, sie bietet darüberhinaus einen Einblick in die Denkgewohnheiten dieser Generation. „Daß wir noch einmal um die Koedukation werden kämpfen müssen, das hätten wir uns nicht träumen lassen!“, beginnt die 19-jährige ihre Ausführungen. „Selbstverständlich“ werde der Erlaß der Gemeinde Wien die geplante koedukative Kolonie nicht verhindern können. Längst habe man geglaubt, setzt Jahoda fort, daß die Koedukation „zur fast selbstverständlichen Forderung jeder bürgerlichen Erziehung geworden“ sei, wo doch „seit 1918 die Koedukation – freilich meist nur theoretisch – bereits in den Schulen eingeführt“ sei. Angesichts der Haltung der Gemeinde Wien müsse man daher nur wiederholen, was „wir zur Koedukation zu sagen haben.“

Im folgenden rechtfertigt Jahoda die Koedukation teilweise unter Benutzung eigenwillig-origineller Argumentationsmuster. Ein „ökonomischer Gesichtspunkt“ sei es nämlich, der die Verfechter der Koedukation leite, beginnt Jahoda ihren Versuch, die „Bonzen“ auf dem Feld ihrer eigenen Überzeugungen zu schlagen: Den jungen Menschen würde eine „unerhörte Ersparnis an Seelenkräften“ zuteil werden und „Konflikte“ könnten vermieden werden. Jeder kenne „diese Großstadtkinder mit den bleichen Wangen und unruhigen Augen“, die daher rührten, daß sie vom 14. Lebensjahr an in einen „schweren Kampf“ verwickelt seien: „Sie müssen sich die zweigeschlechtliche Menschenwelt erobern, erkämpfen.“ Diese wenigen Lebensjahre hätten genügt, „ihnen das Natürlichste unnatürlich erscheinen zu lassen. Sie wissen nicht mehr, daß sie für eine edle Sache kämpfen, sie glauben der Umwelt, daß es sich dabei nur um Gräßliches und Gemeines handeln kann und so suchen sie ihre Waffen für diesen Kampf im Dunkeln, wo sie selbst nicht mehr unterscheiden können, ob sie Sauberes oder Unsauberes in Händen halten.“ All das, dieser „entsetzliche Kampf“, sei

---

<sup>26</sup> Scheu 1985, 127.

<sup>27</sup> Jahoda, Marie, Koedukation, in: Schulkampf, Jg. 1926, 3. Daraus die folgenden Zitate.

„überflüssig“, eine „Verschwendung von Menschenkraft“, die auch mit dem Hinweis darauf nicht gerechtfertigt werden kann, daß „Kämpfe der Jugend nützen.“ Nicht Kampf an sich sei ein Wert, es komme vielmehr auf das Ziel an – und als „Kraftprobe“ sei der Geschlechterkampf (diesen Ausdruck verwendet Jahoda nicht explizit) wenig geeignet, da die Jugend ihre Kraft auch bei weniger aufreibenden Gelegenheiten erproben könnte. Hinter diesem Argument steht unausgesprochen eine in diesen Jahren unter sozialdemokratischen Jugendlichen populäre Meinung, die von Siegfried Bernfeld im Begriff der „gestreckten Pubertät“<sup>28</sup> verdichtet wurde; gemeint war damit, daß es möglich und für die intellektuelle Entwicklung wünschenswert sei, libidinöse Energien in jungen Jahren für später aufzusparen. „Wir wollen nicht in sinnlosen Kämpfen unsere Kraft ausgeben, die wir doch so notwendig brauchen zur Erringung unserer gemeinsamen, großen Ziele“, heißt es demgemäß bei Jahoda. Nicht zuletzt aus diesem Motiv heraus läßt sich die geradezu zölibatäre Praxis, die in sozialistischen Jugendgruppen herrschte, verstehen.

Nachdem die Autorin die älteren Sozialdemokraten unter Berufung auf deren eigene Ideale zu überzeugen versucht hatte, wendet sie sich bürgerlichen Vorbehalten gegen die Koedukation zu. „Von anderer Seite“ werde gegen die Koedukation eingewandt, daß die Jugendlichen durch die Koedukation „um eines ihrer schönsten Erlebnisse gebracht werden: die Entdeckung des anderen Geschlechts.“ Doch auch diesen Einwand läßt Jahoda nicht gelten, da die koedukativ Erzogenen keineswegs diese Entdeckung machten, sondern eine ganz andere: „denn es ist ja nicht die weibliche oder männliche Seele ..., es ist, um es kraß auszudrücken, die Entdeckung des Unterrocks.“

In diesem Artikel findet sich auch eine Maxime, die für Jahoda lebenslang verbindlich bleiben sollte, wenn sie schreibt, daß junge Menschen ihre Kraft „für wirkliche Probleme“ sparen sollten – ein Gedanke, den sie später methodologisch wendet, wenn sie davon spricht, daß nach ihrer Auffassung die Forschung bei „wirklichen Problemen und nicht bei Problemen der Sozialpsychologie als Wissenschaft“ beginnen sollte.<sup>29</sup>

Die oppositionelle Haltung Jahodas, die in der Verteidigung der Koe-

---

<sup>28</sup> Jahoda 1936; Lazarsfeld, Paul, Die Ergebnisse und die Aussichten der Untersuchung über Jugend und Beruf, in: Ders., Jugend und Beruf. Kritik und Material, Jena: Fischer 1931, 54.

<sup>29</sup> Interview mit Jahoda 1986, 108.

dukation gegen die „Bonzen“ zum Ausdruck kam, setzte sich in den folgenden Jahren fort. Bei den sozialistischen Studenten war sie Mitglied der Linken und daher in die heftigen Fraktionskämpfe verwickelt.<sup>30</sup> Die Rechten waren die Söhne und Töchter sozialdemokratischer Funktionäre, Arbeiterkinder, die durch die „Wirtschaftshilfe für Arbeiterstudenten“ gefördert wurden und Studenten aus der Provinz, die im sozialdemokratischen Studentenheim wohnten. Ihnen war ein tiefsitzender Pragmatismus eigen, dessen Basis eine fraglos akzeptierte Loyalität zur Partei war, und der sie vor allem (und nicht zuletzt aus drängenden ökonomischen Gründen) an eine rasche Absolvierung ihres Studium denken ließ. Den Linken, die häufiger aus bildungsbürgerlichen und oft aus jüdischen Familien kamen – was aber wegen der Folgen der Inflation der frühen zwanziger Jahre nicht gleichbedeutend war mit ökonomischer Sicherheit –, waren die Rechten in den Worten Jahodas „die Banausen, die Pedanten, die waren nicht die Intellektuellen ... das waren die Apparatschiki, die wir verdächtigten, daß sie in Wirklichkeit wie eine Burschenschaft seien und nicht wie Sozialisten, daß sie ihre Karriere machen wollten in der Partei und es nicht riskierten, die Bonzen zu beleidigen.“<sup>31</sup> Die Gegensätze zwischen den beiden Fraktionen müssen, schenkt man den verschiedenen Memoiren Glauben<sup>32</sup>, unversöhnlich bis an die Grenze zur persönlichen Feindschaft gegangen sein.

Den Linken schlug aber nicht nur der Anti-Intellektualismus der biedereren sozialdemokratischen Rechten entgegen, sondern auch eine gehörige Portion Antisemitismus. Allerdings ist das Problem des Antisemitismus ungemein schwierig zu erörtern, stehen wir alle dabei doch unter dem Eindruck des nationalsozialistischen Massenmordes und neigen daher verständlicherweise dazu, historisch davorliegende Manifestationen der dieses Morden erst ermöglichenden Geisteshaltung als Etappen auf dem Weg nach Auschwitz zu sehen. So zutreffend diese Sichtweise für die historische Erklärung des Genocids ist, so leicht kann sie zu Verzerrungen führen, wenn in dieser Perspektive die Erfahrung

---

<sup>30</sup> Jahoda 1979, 109 f; vgl. Zoitl, Helge, Kampf um Gleichberechtigung. Die sozialdemokratische Studentenbewegung in Wien 1914-1925, Phil. Diss. Universität Salzburg 1976.

<sup>31</sup> Jahoda 1979, 109.

<sup>32</sup> Vgl. Scheu 1985; Jahoda 1979 und Interview mit Gertrud Wagner am 24.2.1984 (Oral History Sammlung des Archivs für die Geschichte der Soziologie in Österreich, Graz; Interviewer: Christian Fleck).

des Antisemitismus bei den Akteuren der zwanziger Jahre begriffen werden soll. Das gilt insbesondere für die Rekonstruktion der Reaktionen der Juden auf den Antisemitismus, denen im Fall der Reprojektion der Nach-Auschwitz-Erfahrungen implizit der Vorwurf gemacht würde, sie hätten es unterlassen, rechtzeitig der Anfänge zu wehren. Doch, wenn Historiker darauf hinweisen, daß der Mord an Millionen als Realisierung des Utopischen<sup>33</sup> verstanden werden müsse, als Eskalationsprozeß ohne vorweg existierenden Plan der Endlösung, dann wäre es schlichtweg unzutreffend, wenn man an den Antisemitismus der zwanziger Jahre mit dem Wissen der Jahre nach Auschwitz herangehen würde.

Gerade für die Angehörigen der jüdischen Intelligenz dieser Jahre wird man hinsichtlich des Antisemitismus und ihrer Wahrnehmung desselben eine differenziertere Sicht wählen müssen. Die Tatsache antisemitischer Pöbeleien und später Schlägereien dürfte den jüdischen Mitgliedern linker Gruppen damals weit eher als Relikte der Vergangenheit erschienen sein, denn als Vorbote des Holocaust. Aus dieser Wahrnehmung heraus wird auch verständlich, warum manche der Existenz des Antisemitismus insofern Rechnung trugen als sie als linke Juden bewußt darauf verzichteten, exponierte politische Funktionen anzustreben. Während solcherart aus strategischem Kalkül versucht wurde, den (klein-)bürgerlichen Gegnern keine Angriffsfläche zu bieten und individuelle Aspirationen zugunsten zukünftiger kollektiver Erfolge hintangestellt wurden, dürften Manifestationen des Antisemitismus in den eigenen, sozialdemokratischen Reihen vor allem als Folge der feindlichen Hegemonialkultur betrachtet worden sein; nicht zuletzt, weil diese bei jenen zu finden waren, die auch in anderer Hinsicht als Traditionalisten betrachtet wurden – den Banausen auf der Rechten. Mit anderen Worten: Die Trennlinie zwischen Eigen- und Fremdgruppe verlief entlang der politischen (Partei-)Grenzen und nicht entlang der erst später oktroyierten Ausgrenzungslinie „Arier“ versus „Juden“. Berichte über ein fast kokettes Spiel mit der eigenen jüdischen Rolle werden so besehen eher verständlich.<sup>34</sup>

Marie Jahoda berichtet, daß sie persönlich relativ selten mit dem An-

---

<sup>33</sup> Mommsen, Hans, Die Realisierung des Utopischen: Die „Endlösung der Judenfrage“ im „Dritten Reich“, in: Geschichte und Gesellschaft 9. Jg., 1983, 381 ff.

<sup>34</sup> Paul Lazarsfeld wird die Anekdote zugeschrieben, daß er in den zwanziger Jahren den Ausspruch getan habe, die Besserung der Menschheit werde vom „Homo Judaicus Viennensis“ ausgehen, Scheu 1985, 65.

tisemitismus konfrontiert war.<sup>35</sup> Noch vor dem Aufstieg der NSDAP zur Massenbewegung ereignete sich jene Episode, an die sie sich erinnern kann. Anlässlich einer Ferienkolonie 1928 in Ferlach in Kärnten kam es zu einer der damals noch recht zivilisiert verlaufenden Konfrontationen mit Nationalsozialisten, die die sozialdemokratischen Jugendlichen zu einer Diskussion herausgefordert hatten. Als Rednerin der sozialistischen Mittelschüler trat Jahoda auf und nach ihr sprach ein Nationalsozialist, der seiner Vorrednerin erklärte, sie sei noch zu jung, um zu wissen, wie die Juden seien, aber eines Tages würde sie einen richtigen deutschen Mann kennenlernen und dann werde sie die Welt besser verstehen.<sup>36</sup>

Erst als der Antisemitismus in den dreißiger Jahren in gewalttätige Auseinandersetzungen mündete, kam es zu einem „Erwachen“<sup>37</sup> auch bei Jahoda, als im Anschluß an eine von Nazis provozierte Schlägerei den nichtjüdischen sozialistischen Studenten die Angelegenheit „nicht so schrecklich vorkam, wie es mir vorkam.“<sup>38</sup>

Das Bewußtsein, in den eigenen Reihen ein Wegschauern vor dem Antisemitismus anzutreffen, wird von Jahoda, wie auch von anderen ihrer Generation, noch Jahrzehnte später nur vorsichtig thematisiert. Der Antisemitismus in den Reihen der Sozialdemokratie, der natürlich weniger aggressiv war als der der Nazis, wird in sehr allgemeinen Formulierungen erinnert: Seine Existenz wird nicht bestritten<sup>39</sup>, doch wird mit Hinweis darauf, daß das ein „sehr kompliziertes Problem“ sei<sup>40</sup>, eine eingehendere Erörterung abgeblockt.

Marie Jahoda beteiligte sich in den zwanziger Jahren an den Aktivitäten der studentischen Linken – leitete weiterhin Ferienkolonien, bei denen sie, ohne es den Zuhörern einzugestehen, eigene Gedichte vortrug<sup>41</sup>, hielt Vorträge im Rahmen der sozialdemokratischen Bildungszentrale und nahm an Kundgebungen und Demonstrationen teil,

---

<sup>35</sup> Interview mit Jahoda 1987.

<sup>36</sup> Jahoda 1987; Schilderungen dieser Episode auch bei Scheu 1985, 183 und Simon, Joseph, Augenzeuge. Erinnerungen eines österreichischen Sozialisten, Wien: Wiener Volksbuchhandlung 1979, 63.

<sup>37</sup> Jahoda 1979, 111.

<sup>38</sup> Ebd.

<sup>39</sup> Interview mit Jahoda 1987.

<sup>40</sup> Jahoda 1979, 110.

<sup>41</sup> Scheu 1985, 157.

beispielsweise als in einem Wiener Ringstraßencafé streikende Kellner durch Streikbrecher ersetzt werden sollten und daraufhin Studenten bei einem Glas Sodawasser das Café für Tage besetzten.<sup>42</sup>

Im Herbst 1926 begann Jahoda gleichzeitig eine Volksschullehrerausbildung am Pädagogischen Institut der Stadt Wien und inskribierte an der Universität Philosophie und Psychologie. In dieser Zweigleisigkeit kann man unschwer die Spuren zeitbedingter Kompromisse und Konzessionen erkennen. Man darf ja nicht übersehen, daß der formell gleichberechtigte Zugang zu Universitätsstudien Frauen erst wenige Jahre davor ermöglicht wurde und daß es geradezu avantgardistisch war, wenn in diesen Jahren der ökonomischen Verelendung des Bildungsbürgertums eine Frau nicht nur die Universität zu besuchen beschloß, sondern obendrein ein abfällig sogenanntes „brotloses“ Studienfach wählte. Die parallel angestrebte Ausbildung zum Volksschullehrer wird man hier aber nicht nur unter diesem geschlechtsspezifischem Gesichtspunkt betrachten müssen (wonach Frauen – wie andere benachteiligte Gruppen – zuerst in Ausbildungsgänge eindringen, wo Stellenexpansion den Überschuß an Absolventen zu absorbieren vermag, oder in solche Ausbildungswege strömen, aus denen sich Männer aus Attraktivitätsgründen gerade zurückzuziehen beginnen), sondern auch als generationsspezifische Entscheidung. Gleich Jahoda waren in der Ersten Republik Kinder aus dem Bürgertum ökonomisch gezwungen, sich rasch um finanzielle Selbständigkeit zu bemühen.<sup>43</sup>

Die Beteiligung Jahodas an den pädagogischen Bemühungen der sozialdemokratischen Jugendbewegung läßt die Aufnahme einer Volksschullehrerausbildung daher naheliegend erscheinen. Umso mehr, wenn man berücksichtigt, daß in diesen Jahren die pädagogische Begeisterung in aufgeschlossenen Kreisen notorisch war und die sozialdemokratische Reformbewegung eine ihrer vornehmsten Betätigungsfelder in der (Volks-)Schulreform sah.<sup>44</sup> Selbst der Exzentriker Ludwig Wittgenstein

---

<sup>42</sup> Speiser, Wolfgang, Die sozialistischen Studenten Wiens 1927-1938, Wien: Europa 1986, 28 und Akt Jahoda LG Wien, Blatt 74.

<sup>43</sup> Interview mit Marie Jahoda am 28.8.1985 (Sammlung „Erzählte Geschichte“ des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes, DÖW, Wien; Interviewer: Robert Knight).

<sup>44</sup> Vgl. Adam, Erik, Hrsg., Die österreichische Reformpädagogik 1918-1938. Symposiumsdokumentation, Wien: Böhlau 1981; Die Schul- und Bildungspolitik der österreichischen Sozialdemokratie in der Ersten Republik. Entwicklung und Vorgeschichte, Wien: Bundesverlag 1983; Weidenholzer, Josef, Auf dem Weg zum

wandte sich nach der – wie er es damals sah – definitiven Erledigung der philosophischen Fragen, dem Beruf des Volksschullehrers zu und ein Jahrgangskollege Jahodas am Pädagogischen Institut war Karl Popper, den damals sozialdemokratische Motive zum Lehrer werden ließen.<sup>45</sup>

Die Wahl des Psychologiestudiums als dem eigentlichen Interessenschwerpunkt erläutert Marie Jahoda rückblickend mit sympathischer Offenheit: „Wir sind aufgewachsen in dieser kritischen guten österreichischen sozialdemokratischen Periode, in der Überzeugung, daß wir einen demokratischen, nicht gewalttätigen Umbruch der Gesellschaft herbeibringen würden. Ich erinnere mich, daß ich in dieser Zeit jeden Menschen, der zwanzig, dreißig Jahre älter war als ich, bedauert habe, weil er das nicht mehr erleben würde. Ich war zu der Zeit komplett überzeugt, daß ich einmal sozialistischer Erziehungsminister in Österreich werden würde. Keine Frage! Das war ja der Grund, der mich bestimmte, Psychologie zu studieren. Das kam mir als die gescheiteste Vorbereitung vor für das, was ich ohne Zweifel einmal erreichen würde.“<sup>46</sup>

Die berufsvorbereitenden Erwägungen der künftigen Frau Minister sind aber nur die eine Seite, die der motivationalen Gründe; die Anziehungskraft der Psychologie macht die andere der kollektiven und institutionellen Ursachen aus. Auf das erziehungsreformerische Ethos, das sowohl aus der Jugendbewegung als auch aus der sozialdemokratischen Lebensreform genährt wurde, ist schon hingewiesen worden. Jahodas Bezugsgruppe dieser Jahre bestand aus jenem Teil der jungen sozialdemokratischen Intellektuellen, der sich der pädagogischen Reformbewegung verschrieben hatte und sich dabei stark von den Ideen Alfred Adlers leiten ließ. Jahodas persönliche Einbettung in dieses Milieu dürfte durch ihre 1927 erfolgte Verheiratung mit Paul Lazarsfeld<sup>47</sup> eher noch verstärkt worden sein, zählte Pauls Mutter, Sofie Lazarsfeld, doch zu den Anhängern Alfred Adlers. Schließlich darf nicht vergessen

---

„Neuen Menschen“. Bildungs- und Kulturarbeit der österreichischen Sozialdemokratie in der Ersten Republik, Wien: Europa 1981.

<sup>45</sup> Popper, Karl, Ausgangspunkte. Meine intellektuelle Entwicklung, Hamburg: Hoffmann und Campe 1979 (ursprünglich 1974) 99 ff., wo er derartige Motive nicht erwähnt.

<sup>46</sup> Jahoda 1979, 113.

<sup>47</sup> Ausführlicher zu Lazarsfelds Jugendjahren: Fleck, Christian, Vor dem Urlaub. Die intellektuelle Biographie der Wiener Jahre Paul F. Lazarsfelds, Ms. 1988 und Referat beim Lazarsfeld-Symposium 1988 in Wien.

werden, daß das Wien der Zwischenkriegszeit eine Hochburg psychologischen Denkens war. Das Dreigestirn Sigmund Freud, Alfred Adler und Karl und Charlotte Bühler zog zahlreiche Schüler in ihren Bann. Während jedoch Psychoanalyse und Individualpsychologie vom breiten Publikum zur Kenntnis genommen und heftig diskutiert wurden, beschränkte sich der Einfluß der Bühlers mehr auf das akademische Leben. Die intensivste Ausstrahlung ging zweifellos von Freud aus: „Gleichgültig ob die Leute in Wien in den zwanziger Jahren ihn verdammt oder verehrt haben, alle haben von ihm gewußt und sind beeinflusst worden.“<sup>48</sup> Während der zurückgezogen lebende Freud kraft seiner Theorie und durch das Wirken seiner Schüler und Anhänger in die intellektuellen Auseinandersetzungen eingriff, ging von Alfred Adler eine persönliche Faszination aus: „Adler war ein wunderbarer Redner. Er hat große Versammlungen gehalten mit Hunderten von Lehrern und hat diese Versammlungen damit abgeschlossen, daß er ein Schubert-Lied sang mit einer wunderbaren Stimme. Sein persönlicher Einfluß und seine Ausstrahlung waren sehr groß.“<sup>49</sup> Im Vergleich dazu wirkten die Bühlers sozusagen im Stillen. Man geht wahrscheinlich nicht fehl mit der Vermutung, daß letztlich eine institutionelle Zufälligkeit dafür verantwortlich war, daß Jahoda, Lazarsfeld und andere zu Bühler-Schülern wurden. Konnte man doch weder bei Freud noch bei Adler ein Universitätsstudium absolvieren, sodaß an Psychologie interessierte junge Sozialisten letztlich weder bei dem ihnen politisch Nahestehenden noch bei dem intellektuell Dominierenden landeten – wie sich zeigen sollte aber durchaus nicht zu ihrem Nachteil.

Die schrittweise Annäherung an eine empirisch orientierte (Sozial-) Psychologie und die parallel erfolgende szientifische „Disziplinierung“ läßt sich anhand der frühen Veröffentlichungen Jahodas nachzeichnen. Ein Jahr nach dem „Schüleraufsatz“ über die Koedukation wirkt sie am Versuch einer Synthese von Psychologie und Marxismus mit. Beim „Zweiten Internationalen Kongreß Sozialistischer Individualpsychologen“, der im September 1927 in Wien abgehalten wurde, war sie mit einem Referat über „Berufsprobleme in individualpsychologischer Beleuchtung“ vertreten. Darin befaßte sie sich, wie einem Bericht über diese Veranstaltung zu entnehmen ist<sup>50</sup>, mit Fragen der Berufsbera-

---

<sup>48</sup> Interview mit Jahoda 1987.

<sup>49</sup> Jahoda 1979, 107.

<sup>50</sup> Anonymus, Individualpsychologie und Sozialismus. Bericht über den 2. Kon-

tung, in deren Mittelpunkt das „Problem der Arbeitsfreude“ und die „Bindung an die Arbeit“ stehen müßten. Unter den gegebenen Bedingungen der kapitalistischen Betriebsführung würden alle „natürlichen oder erworbenen“ positiven Einstellungen zur Arbeit zunichte gemacht: „Denn im Kapitalismus ist Arbeitsfreude überhaupt nur außerhalb des Betriebes in der kollektiven Kampfarbeit gegen den Kapitalismus zu finden.“ Die Aufgabe der Individualpsychologie wäre folglich eine „aufklärende Agitation“, bei der den Arbeitern klar gemacht werden müsse, daß die neuerdings angebotenen psychotechnischen Erkenntnisse nur um den Preis der Unterwerfung unter den „kapitalistischen Geist“ zur Arbeitsfreude führten. Die „Lösung“ bestünde darin, daß von seiten der Psychologen die Bekämpfung „dieser verschiedenen Richtungen, die unter dem Mantel der objektiven Wissenschaft gefährliche Handlangerdienste für den Kapitalisten“ erbringen, vorangetrieben werde.

In einem weiteren Artikel<sup>51</sup> stellt sie das eben dargestellte Problem als „Paradoxon“ dar, weil die Forderung der Psychologie darauf ziele, die „Lage des einzelnen Arbeiters erträglicher zu machen“, andererseits im Kapitalismus Arbeitsfreude „eine große Gefahr für jede revolutionäre Bewegung (bedeute). Revolutionäre Einstellung kommt aus Unlustgefühlen, Arbeitsfreude bringt Zufriedenheit mit dem gegenwärtigen Zustand, Konservativismus“. In dieser Situation könne psychologische Forschung nur darin ihre Rechtfertigung finden, daß sie „Material über die psychologische Mißhandlung des Arbeiters im jetzigen Wirtschaftssystem“ liefere. In Verfolgung dieser Devise setzt Jahoda sich in einem 1928 erschienen Aufsatz<sup>52</sup> ausführlicher mit einer Veröffentlichung aus dem Umkreis des „Dinta (Deutsches Institut für technische Arbeitsschulung)“ auseinander. Dieses Institut war 1925 in Düsseldorf gegründet worden und hatte sich ausdrücklich zur Aufgabe gemacht, den „Kampf um die Seele des Arbeiters“ aufzunehmen. In Österreich erlangte dieser Plan Brisanz, als 1926 die Aktienmehrheit der „Alpine-Montan Gesellschaft“, mit ihren Standorten Donawitz und Erzberg, an die „Vereinigten Stahlwerke“, Düsseldorf übergegangen

---

groß für Sozialismus und Individualpsychologie, in: Die sozialistische Erziehung 7. Jg., 1927, 240 ff. und 265 ff. Die folgenden Zitate von: 274 f.

<sup>51</sup> Jahoda, Marie, Arbeitsfreude, Kapitalismus, Arbeiterbewegung, in: Arbeit und Wirtschaft 1927, Sp. 317 ff. Daraus die folgenden Zitate.

<sup>52</sup> Jahoda, Marie, Kathederkapitalismus, in: Arbeit und Wirtschaft 1928, Sp. 501 ff. Daraus die folgenden Zitate.

war und die neue Betriebsführung daran ging, die Dinta-Erkenntnisse in der obersteirischen Industrieregion anzuwenden.<sup>53</sup> Die Absichten der großindustriefreundlichen Wissenschaftler dekuvriert Jahoda in Form eines Steckbriefes:

*„Es zwingt geradezu, den Bericht folgendermaßen zu beginnen:*

*Name: Methoden der Wirtschaftspsychologie von Fritz Giese.*

*Geboren: aus dem Haß und dem Unverständnis gegenüber der Arbeiterbewegung.*

*Zuständig: nach jenen Kreisen des weiterblickenden Unternehmertums, die jedes neue Mittel sofort in den Dienst des Kampfes gegen den Sozialismus stellen.*

*Delikt: unter dem Deckmantel der ‚objektiven‘ Wissenschaft eine ausgepichte Sammlung von Anweisungen zur Bekämpfung von Gewerkschafts- und Arbeiterbewegung zu sein.*

*Das Delikt, es sei vorweg zugegeben, ist sehr geschickt in Szene gesetzt. All die so interessanten Tatsachen der Wirtschaftspsychologie: Rationalisierung, Reklamepsychologie, Eignungsprüfung, Berufsberatung usw., sind vom kenntnisreichen Verfasser fleißig zusammengetragen worden. Nur vorsichtig und zwischendurch sind Meinungen untergebracht, in der Hoffnung, daß sie der Leser als Tatsachen unter Tatsachen hinnehmen wird.“*

Diese frühen Arbeiten Jahodas weisen kaum Einflüsse der universitären Psychologie oder anderer akademisch organisierter Wissenschaften auf. Bei Veröffentlichungen, die in Organen der österreichischen Arbeiterbewegung erschienen, wäre das nicht weiter hervorhebenswert, wenn nicht gezeigt werden könnte, daß trotzdem eine bestimmte Wissenschaftsauffassung zutage tritt und Themen und Problemsichten exponiert werden, die sich auch in späteren Arbeiten Jahodas finden.

Jahodas Wissenschaftsverständnis ist Ansichten verpflichtet, die in diesen Jahren von zwei Schulen vertreten wurden, deren Exponenten sie zum Teil persönlich kannte: Max Adler, der Philosoph des Austromarxismus, und Otto Neurath, der Propagandist des Wiener Kreises,

<sup>53</sup> Vgl. Hwaletz, Otto u.a., Bergmann oder Werksoldat. Eisenerz als Fallbeispiel industrieller Politik. Dokumente und Analysen über die Österreichisch-Alpine Montangesellschaft in der Zwischenkriegszeit, Graz: Strahalm 1984 und die dort angegebene Literatur. Schon sehr früh reagierten linke Psychologen in Österreich auf diese Novität: Lazarsfeld, Paul, DINTA, in: Arbeit und Wirtschaft Jg. 1927, Sp. 437 ff. Zur Rolle der Alpine als Finanzier der österreichischen Heimwehren Pauley, Bruce F., Hahnenschwanz und Hakenkreuz. Steirischer Heimatschutz und österreichischer Nationalsozialismus 1918-1934, Wien: Europa 1972.

zählten zu den regelmäßigen und beliebten Vortragenden in den sozialdemokratischen Jugendorganisationen und Ferienkolonien.<sup>54</sup> Man wird also annehmen dürfen, daß Jahoda mit ihren Gedanken vertraut war, umsomehr als von beiden, Adler und Neurath, bekannt ist, daß sie nicht müde wurden, ihre Meinungen zu verfechten. Das Zusammentreffen von (austro-)marxistischen und (neo-)positivistischen Einflüssen wird man jedoch nicht auf das Konto jener Vielfalt intellektueller Anregungen buchen dürfen, die Jahoda im Rückblick auf ihre Jugendjahre als „wenn man realistisch sein will: verwirrend“ charakterisiert.<sup>55</sup> Aber auch die theoriegeschichtliche Rezeptionshaltung, die im Gefolge des „Positivismusstreits“ der 60er Jahre weit verbreitet war, würde hier zu einem Fehlurteil führen. Denn im Unterschied zu dem dort populären neomarxistischen Antipositivismus läßt sich zeigen, daß ein Gegensatz von Positivismus und Marxismus nicht immer bestand und nicht notwendigerweise bestehen muß. Gerade die linken Intellektuellen der Ersten österreichischen Republik stehen für das Gegenteil – für eine Berührung, ja Integration dieser beiden Denktraditionen.<sup>56</sup> Ideengeschichtlich bedeutsam ist die beiden, Austromarxisten und Neopositivisten, gemeinsame Bezugnahme auf die Philosophie Ernst Machs.<sup>57</sup>

In diese Tradition passen die metatheoretischen Ansichten Jahodas, die sich in ihren „Frühschriften“ finden: Eine antimetaphysische, erfahrungswissenschaftliche Position, wie sie vor allem wortgewaltig von Otto Neurath propagiert wurde<sup>58</sup> und die Auffassung, wonach zwischen Werturteilen und Tatsachenfeststellungen ein Unterschied bestehe und nur letztere legitimer Bestandteil des wissenschaftlichen Diskurses seien. Die Akzeptierung dieser beiden Postulate steht einer instrumentalistischen Sicht der wissenschaftlichen Forschung nicht ent-

---

<sup>54</sup> Scheu 1985, 146.

<sup>55</sup> Interview mit Jahoda 1987.

<sup>56</sup> Vgl. Mozetič, Gerald, *Die Gesellschaftstheorie des Austromarxismus. Geistesgeschichtliche Voraussetzungen, Methodologie und soziologisches Programm*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1987.

<sup>57</sup> Vgl. Haller, Rudolf u. Stadler, Friedrich, Hrsg., *Ernst Mach. Werk und Wirkung*, Wien: Hölder-Pichler-Tempsky 1988.

<sup>58</sup> Dieser sah sich gelegentlich einer Rezension sogar veranlaßt zu behaupten, daß „Antimetaphysiker die Kampfkraft des Proletariats“ stärkten; dieses und ähnliches in: Neurath, Otto, *Gesammelte philosophische und methodologische Schriften*, hrsg. von Haller, Rudolf u. Rutte, Heiner, Wien: Hölder-Pichler-Tempsky 1981 (hier: Bd. 1, 338; ursprünglich 1929).

gegen. Die Vorstellung, Wissenschaft könne als Selbstzweck betrieben werden, wird von Jahoda – ganz in der Tradition ihrer intellektuellen Bezugspersonen – nicht geteilt. Entstehungs- und Verwertungskontext unterliegen anderen Kriterien als der eigentliche wissenschaftliche Erkenntnisvorgang: während sich Wissenschaft als soziales Phänomen nur legitimieren lasse, wenn sie sich externen Zwecksetzungen unterwerfe, hänge ihre Qualität gerade davon ab, daß sie Meinungen von Tatsachen trenne. „Tatsachen sind nur an Hand von Kenntnissen und Wissen erkenntnismäßig bewältigbar, Wissen führt nur in ständiger Konfrontation mit den Tatsachen von der Interpretation zur Handlung,“<sup>59</sup> heißt es im für lange Jahre letzten auf deutsch geschriebenen Aufsatz Jahodas. Und obwohl sie mit diesen Worten die Rolle der Intellektuellen in der illegalen politischen Schulungsarbeit skizziert, kann man dies auch als methodologisches Credo verstehen.

So wie sich zeigen läßt, daß Jahoda in späteren Jahren ihren metatheoretischen Überzeugungen treu blieb, ohne in einen Dogmatismus zu verfallen<sup>60</sup>, besteht auch bei den thematischen Interessen eine deutliche Kontinuität über die Jahre hinweg. Was sie in den frühen Arbeiten, in Anlehnung an Hendrik de Man<sup>61</sup>, unter dem Titel „Arbeitsfreude“ abhandelt, wird auch in „Marienthal“ und in der hier abgedruckten Studie thematisiert; schließlich greift sie diese Frage in den achtziger Jahren unter allgemeineren Begriffen wieder auf: Lebensqualität werde in der Erwerbstätigkeit oft „nur so lange als eine legitime Forderung“ betrachtet, wie sie der „Produktivität und anderen ökonomischen Zielen“ diene: „In einer idealen Welt würden die beiden Ziele einander bestätigen und verstärken.“<sup>62</sup> Daß wir in keiner idealen Welt leben, kann man an der Existenz von Arbeitslosigkeit ablesen, die die davon betroffenen Individuen nicht nur eines Teils ihrer Subsistenzmittel beraubt, sondern ihnen obendrein Erfahrungen vorenthält, die sich Jahoda 1983 scheut, mit dem pauschalen Begriff ‚Arbeitsfreude‘ zu kennzeichnen. Stattdessen argumentiert sie, daß Arbeit zu haben

<sup>59</sup> Mautner, M. (i.e. Marie Jahoda), Die Intellektuellen und die revolutionäre Bewegung in Österreich, in: Der Kampf N.F., Bd 4, 1937, 21.

<sup>60</sup> Vgl. vor allem ihre Aussagen in dem Interview 1986.

<sup>61</sup> Vgl. de Man, Hendrik, Der Kampf um die Arbeitsfreude. Eine Untersuchung aufgrund der Aussagen von 78 Industriearbeitern und Angestellten, Jena: Diederichs 1927.

<sup>62</sup> Jahoda, Marie, Wieviel Arbeit braucht der Mensch? Arbeit und Arbeitslosigkeit im 20. Jahrhundert, Weinheim: Beltz 1983, 111. (ursprünglich 1982).

auch bedeute, in die Gesellschaft integriert zu sein: Als Institution „zwingt“ sie der überwältigenden Mehrheit der Arbeitenden bestimmte Erfahrungen auf, die Jahoda als latente psychologische Funktionen begreift: „(1.) Auferlegung einer festen Zeitstruktur, (2.) Ausweitung der Bandbreite sozialer Erfahrungen in Bereiche hinein, die weniger stark emotional besetzt sind als das Familienleben, (3.) die Teilnahme an kollektiven Zielsetzungen oder Anstrengungen, (4.) die Zuweisung von Status und Identität durch die Erwerbstätigkeit und (5.) die verlangte regelmäßige Tätigkeit.“<sup>63</sup> Die These aus den zwanziger Jahren – daß die Suche nach Arbeitsfreude an den vom Kapitalismus errichteten Schranken scheitern müsse – ist hier in gewandelter Form wiederzufinden: Zwar neigt Jahoda jetzt dazu anzunehmen<sup>64</sup>, daß die genannten latenten Funktionen Bedürfnisse befriedigen, die universal seien; der Gedanke, daß die Gesellschaft Individuen in Bahnen zwingt, die nicht immer ihren eigenen Wünschen entsprächen und dennoch zum Wohlbefinden beitragen, nimmt die ältere Idee aber wieder auf. An die Stelle des (transzendenten) Auswegs der kollektiven Kampfarbeit gegen den Kapitalismus<sup>65</sup> tritt hier der immanente der „Bindung an die Realität“, die durch die Teilnahme am Arbeitsprozeß sichergestellt werde. An die Betonung des Zwangscharakters dieses Vergesellschaftungsvorgangs könnte man immerhin die Interpretation knüpfen, daß Jahoda damit die reale Distanz gegenüber einer idealen Welt zum Ausdruck bringt: „Diese Institutionen sind so eng mit dem Wesen moderner Gesellschaften verknüpft, daß sie ihrerseits wahrscheinlich für lange Zeit überdauern werden, gewiß für längere Zeit als man vernünftigerweise vorausplanen kann.“<sup>66</sup>

Diese deutlich hervortretenden Kontinuitäten, die angesichts der äußeren Lebensumstände besonders auffallend sind (hier ist darauf hinzuweisen, daß Jahoda nach ihrer Ausbürgerung aus Österreich in England und dreizehn Jahre lang in den USA lehrte, ehe sie 1957 in ihr erstes Exilland zurückkehrte), sollten aber nicht übersehen lassen, daß das Studium bei den Bühlern – und bei den Philosophen Robert

---

<sup>63</sup> Jahoda 1983, 99.

<sup>64</sup> Ebd. 101.

<sup>65</sup> Anonymus 1927, 275.

<sup>66</sup> Jahoda 1983, 103.

Reininger und Rudolf Carnap<sup>67</sup> – die anfänglich uneingeschränkt vortragene instrumentalistische Auffassung wissenschaftlichen Arbeitens zügelte. In den späteren Veröffentlichungen findet sich keine Formulierung mehr, die der Psychologie eine explizit politischen Zwecken untergeordnete Rolle zuschreibt, wie das Jahoda 1928 tat, als sie unter Verwendung eines berühmten Wortes schrieb: „Die Hauptschlacht um die Arbeitsfreude wird trotz der Bedeutung theoretischer Arbeiten nicht in psychologischen Untersuchungen, sondern im politischen Kampf geführt werden; denn es ist nicht unsere Aufgabe, die Welt zu interpretieren, sondern sie zu verändern.“<sup>68</sup>

Die Ablehnung, mindestens Skepsis gegenüber autonomer wissenschaftlicher Arbeit war nicht von Dauer. Was als politische Propädeutik begonnen wurde, wandelte sich unter dem Einfluß der Lehrer Bühler und Carnap zu einer Tätigkeit eigenen Rechts. Wie schwierig dieser Anpassungsprozeß war, kann man den Interviews entnehmen, in denen sich Jahoda an ihre Studienzeit erinnert: Mehrfach spricht sie davon, in „zwei Welten“ gelebt zu haben – Bühler-Institut und Sozialdemokratie.<sup>69</sup> Man wird die letztlich erfolgreiche Balance zwischen diesen beiden Kulturen nicht allein den Fähigkeiten Jahodas zuschreiben können. Ohne ihren Anteil schmälern zu wollen, darf man nicht vergessen, daß in dieser Zeit Sozialdemokraten voll Ehrfurcht und Stolz gegenüber den Fortschritten der modernen Wissenschaften waren, und man muß angesichts der reaktionär-kleinkariert denkenden Wiener Universitätslehrer dieser Jahre die Offenheit der Bühlers hervorheben, die radikale Sozialisten als Schüler und Mitarbeiter akzeptierten. Diese dankten, indem sie die Existenz zweier Welten in Kauf nahmen, während jene die ihnen fremde politische Welt – als nicht zur Sache der Wissenschaft gehörig – vornehm ignorierten.<sup>70</sup>

Aus der Tatsache, daß aus Marie Jahodas Studienzeit praktisch keine

---

<sup>67</sup> Venus, Theo, Sozialforschung im Gefängnis, in: Medien & Zeit 1, 1987, 29 und Interview mit Jahoda 1987.

<sup>68</sup> Jahoda 1928, 320.

<sup>69</sup> Jahoda 1979, 1985, 1986, 1987.

<sup>70</sup> „Wie viele deutsche Professoren hatten Karl und ich weder ein politisches Wissen noch politische Interessen ... Unsere politische Ignoranz ist letztlich auch der Grund, warum später unsere Existenz in nicht zu erwartender Weise zusammenbrach. Es war unsere Torheit, nicht vorauszusehen, was kommen würde.“ (Bühler, Charlotte, in: Psychologie in Selbstdarstellungen, hrsg. von Pongratz, Ludwig, Traxel, Werner u. Wehner, Ernst, Bern: Huber 1972, 24).

Veröffentlichungen vorliegen – wenn man von einem gemeinsam mit Lazarsfeld und Karl Reininger verfaßten Beitrag für einen von Sofie Lazarsfeld herausgegebenen Sammelband, „Technik der Erziehung“, absieht<sup>71</sup> – wird man folgern dürfen, daß sich die anfängliche Irritation durch das, was Karl Bühler lehrte<sup>72</sup>, auch auf das vordem selbstsichere Urteilsvermögen erstreckte. Ihr zeitweiliges Schweigen hatte aber nicht nur intellektuelle Gründe. Die Jahre zwischen dem Justizpalastbrand 1927 und der Ausschaltung des österreichischen Parlaments im März 1933 waren eine politisch besonders virulente Phase, in der die Sozialdemokratie in zunehmendem Maß in die Defensive gedrängt wurde.<sup>73</sup> Von Jahoda ist bekannt, daß sie in diesen Jahren stark in politische Aktivitäten eingebunden war.<sup>74</sup>

Darüberhinaus nahmen persönliche Angelegenheiten Energie und Zeit in Anspruch: 1927 heiratete sie Paul Lazarsfeld, nach Absolvierung der Volksschullehrerausbildung verbrachte Jahoda längere Zeit in Paris zu einem Studienaufenthalt, gebar 1930 ihre Tochter Lotte und ging für mehr als ein Jahr bei Heinz Hartmann in die Analyse. „Ich habe die Analyse begonnen unter dem Vorwand, daß ein guter Psychologe das Verständnis für alle Methoden haben muß, aber es hat sich bald herausgestellt, daß es nur ein Vorwand war.“<sup>75</sup> Schließlich arbeitete Jahoda aus finanziellen Gründen 1930/31 halbtägig in Neuraths „Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum“, wo sie dessen Ideen aus der Nähe kennenlernte: „Der Positivismus des Wiener Kreises war uns allen bekannt,

---

<sup>71</sup> Lazarsfeld, Paul F., Jahoda, Marie u. Reininger, Karl, Das Weltbild des Jugendlichen, in: Lazarsfeld, Sofie, Hrsg., Technik der Erziehung, Leipzig: Hirzel 1929, 212 ff.

<sup>72</sup> „Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie überrascht ich war, als ich meine erste Vorlesung an der Universität hörte und Karl Bühler die Anatomie des Ohres erklärte, um die Sinneswahrnehmung zu besprechen. Das war nicht das, was ich erwartet hatte, aber ich lernte besser.“ (Jahoda, 1986, 116).

<sup>73</sup> Vgl. Botz, Gerhard, Krisenzonen einer Demokratie. Gewalt, Streik und Konfliktunterdrückung in Österreich seit 1918, Frankfurt: Campus 1987.

<sup>74</sup> Sie war Sekretärstellvertreterin des Arbeitskreises sozialistischer Pädagogen, Referentin der Bildungszentrale und Bibliothekarin der Arbeiterbücherei im Karl-Marx-Hof. (Akt Jahoda LG Wien, Blatt 74, 75.)

<sup>75</sup> Jahoda 1987. Vgl. Jahoda, Marie, The Migration of Psychoanalysis: Its Impact on American Psychology, in: The Intellectual Migration. Europe and America, 1930-1960, ed. by Fleming, Donald u. Bailyn, Bernard, Cambridge/Mass.: Harvard 1969, 420 ff. und Jahoda, Marie, Freud und das Dilemma der Psychologie, Frankfurt: Fischer 1985 (ursprünglich 1977).

mir zunächst durch Osmose – eine damals weit verbreitete Methode der Ideenerwerbung –, nicht durch systematisches Studium. Als ich im Wirtschaftsmuseum unter Otto Neurath arbeitete ... zwang mich sein Enthusiasmus, mich ernstlicher damit zu beschäftigen. Otto Neurath ließ mich damals an einem Seminar teilnehmen, das den Versuch unternahm, Freuds ‚Massenpsychologie und Ich-Analyse‘ in positivistische Formulierungen zu übersetzen. Ich brauche kaum betonen, daß der Versuch mißlang.“<sup>76</sup>

Trotz dieser zahlreichen Aktivitäten und Verpflichtungen beendete Jahoda ihr Studium nach elf Semestern mit einer Dissertation, in der sie Charlotte Böhlers Theorie über den Lebenslauf durch eigenes empirisches Material zu bestätigen trachtete. Hinter dem antiquiert klingenden Titel „Anamnesen im Versorgungshaus. Ein Beitrag zur Lebenspsychologie“ verbirgt sich eine in forschungstechnischer Hinsicht durchaus originelle Studie.

Charlotte Bühler, die neben ihrem Gatten Karl am Psychologischen Institut der Universität Wien als nichtbeamtete Extraordinaria lehrte, arbeitete schon vor ihrer Wiener Zeit an entwicklungspsychologischen Fragen. Ihr „Seelenleben des Jugendlichen“ (1921) war – wenn auch unter anderen Vorzeichen als bei der sozialdemokratischen Jugendbewegung – in sozialpädagogischer Absicht geschrieben.<sup>77</sup> In Wien beschäftigte sie sich noch eingehender mit diesem Gebiet, was durch eine Zusammenarbeit mit der Kommunalverwaltung erleichtert wurde, die ihr die „Kinderübernahmestelle“ der Stadt als Arbeitsplatz zur Verfügung stellte. Das war nicht die einzige Kooperation zwischen dem 1922 aus Dresden nach Wien berufenen Karl Bühler, seiner Gattin Charlotte und dem Roten Wien. Bereits zur Annahme dieser Berufung durch Karl Bühler kam es erst, nachdem sich die Gemeinde Wien bereit erklärt hatte, einen Teil der Forderungen des zu Berufenden zu finanzieren. Bühler erhielt im Gebäude des Wiener Stadtschulrats großzügig Räumlichkeiten, darunter auch ein experimentalpsychologisches Laboratorium, und erklärte sich im Gegenzug bereit, Vorlesungen am neu gegründeten Pädagogischen Institut der Stadt Wien zu halten, das ein Kristallisationspunkt der Schulreformbewegung der Ersten Republik

---

<sup>76</sup> Jahoda 1981, 217.

<sup>77</sup> „Die staatlichen Behörden, speziell Preußens, wollten die nach dem Ersten Weltkrieg stark zunehmende Jugendkriminalität aus der seelischen Entwicklung Jugendlicher heraus besser verstehen.“ (Charlotte Bühler 1972, 22).

war. Böhlers entwicklungspsychologische Stufentheorie, wonach die geistige Entwicklung vom Instinkt über die Dressur zum Intellekt führe, paßte zum Kampf der Glöckelschen Schulreform gegen die Drillschule.<sup>78</sup>

Die Kooperation mit der Wiener Fürsorge und die Möglichkeit, in der „Kinderübernahmestelle“ zu forschen, erweiterte nicht nur die Zusammenarbeit zwischen Gemeinde und Bühler-Institut, sondern eröffnete auch neue Arbeits- und Forschungsmöglichkeiten für die Studenten. „Beide Bühlers verstanden es, ihre Mitarbeiter sehr persönlich zu binden. Uns alle verband eine enge Freundschaft und ein starkes Gemeinschaftsgefühl. Dazu hat sicher auch die Art beigetragen, in der besonders Karl Bühler als Hochschullehrer agierte. Er war immer aufgeschlossen, fröhlich, freundlich und gelassen und an jedem seiner Assistenten und Dissertanten persönlich interessiert. An jedem Mittwoch Abend gab es das berühmte Kolloquium, an dem meistens Dissertanten ihre Arbeiten referierten und zur Diskussion stellten.“<sup>79</sup>

Die außergewöhnliche wissenschaftliche Produktivität des Bühler-Instituts scheint durch die Kombination mehrere Faktoren zustande gekommen zu sein. Dem Schulenoberhaupt, Karl Bühler, war ein wie immer gearteter Dogmatismus fremd und es fehlte daher eine sklavische Bindung der Schüler an die kanonisierte Lehrmeinung des Meisters. „Raum für alle hat das große Haus der Psychologie“, heißt es an einer Stelle in Bühlers „Krise der Psychologie“.<sup>80</sup> Die empirische Forschung, die vornehmlich unter Charlotte Bühlers Leitung stand, erlaubte eine weitgefächerte, arbeitsteilig durchführbare Forschung durch Dissertanten und junge Absolventen, die ihre individuellen Beiträge offenkundig ohne allzu lange Ausbildungs- und Vorbereitungszeit in Angriff nehmen konnten.<sup>81</sup> Referiert, kritisiert und damit aufeinander abgestimmt wurden die Einzelbeiträge in dem oben erwähnten „Kolloquium“; die „kommunistische“ Binnenmoral dieser Schule ist auch erkennbar an

---

<sup>78</sup> Vgl. die knappe Schilderung bei Glaser 1981, 309 f.

<sup>79</sup> Schenk-Danzinger, Lotte, Zur Geschichte der Kinderpsychologie: Das Wiener Institut, in: Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie Bd. 16, 1984, 91.

<sup>80</sup> Bühler, Karl, Die Krise der Psychologie, Jena: Fischer 1929, 142. Jahoda erinnert sich dagegen daran, daß es unmöglich war, im Bühler-Seminar die Psychoanalyse zu verteidigen. (1979, 117).

<sup>81</sup> Interview mit Lotte Schenk-Danzinger am 14.6.1988 (Oral History Sammlung des Archivs für die Geschichte der Soziologie in Österreich, Graz; Interviewer: Christian Fleck).

den häufigen wechselseitigen Zitaten aus nichtveröffentlichten (manchmal vermutlich nur geplanten) Arbeiten anderer; die rasche Fertigstellung der Untersuchungen ermöglichten Mittel der Rockefeller Foundation, durch die das Bühler-Institut zu einem der größten „Arbeitgeber“ für Geistes- und Sozialwissenschaftler im damaligen Österreich wurde. Charlotte Bühler hatte nach einem Studienaufenthalt in den USA für die Laufzeit von zehn Jahren einen Fonds zugesprochen erhalten, der es erlaubte, Mitarbeiter und deren Forschungsprojekte zu finanzieren. Nur Egon Brunswik wurde aus dem regulären Budget der Universität bezahlt, während alle anderen „Assistenten“ aus diesen Drittmitteln finanziert wurden. Diese informelle Finanzierungsform macht es auch schwer festzustellen, wer und wieviele Schüler als bezahlte Mitarbeiter tätig waren. Die Behauptung, das Bühler-Institut sei die größte sozialwissenschaftliche Forschungseinheit der Ersten Republik gewesen, kann daher vorläufig nur anhand der Veröffentlichungen ihrer Mitglieder belegt werden.<sup>82</sup>

An den Arbeiten aus dem Bühler-Institut fällt besonders das breite thematische Spektrum auf. Im Gegensatz zu Schulen, die das Ideal in größtmöglicher Adhäsion der Einzelarbeiten sehen, praktizierten die Bühlers eine Diversifizierungsstrategie, die durch dichte Kommunikation eine zu rasche Ausdifferenzierung der einzelnen Arbeitsgruppen verhinderte. Egon Brunswik arbeitete experimentalpsychologisch, vor allem über Wahrnehmung, Hildegard Hetzer und Lotte Danzinger mit Kindern und Jugendlichen und Paul Lazarsfeld – der anfangs als Mathematiker die damals inexistente „Rechenmaschine“ substituierte und für die Statistikausbildung zuständig war – befaßte sich mit Fragen der Jugend- und Berufspsychologie, ehe er 1931 seine eigene nur noch lose mit dem Bühler-Institut assoziierte „Firma“, die Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle, gründete.

Jahodas Dissertationsthema entstammt dem Forschungsprogramm, das Charlotte Bühler nach ihren Studien über die Kindheit dazu gebracht hatte, sich dem menschlichen Lebenslauf zuzuwenden. In „Kindheit und Jugend“ (1928) hatte sie anhand von Tagebüchern Entwicklungsphasen bis zum Eintritt ins Erwachsenenalter herauszuarbeiten versucht: „(Ich) glaubte Phasenfortschritte zu entdecken ... Jedoch fand ich nicht, daß die Kenntnis der Anfangsstadien mir die endgültige Lebenszielsetzung enthüllte ... und daher beschloß ich, Biographien

---

<sup>82</sup> Schenk-Danzinger gibt die Zahl der engeren Mitarbeiter mit 30 an (1988).

zu studieren, um zu sehen, was Menschen gegen das Ende zu über ihr Leben sagten.“<sup>83</sup> Zu den Vorstudien für Böhlers 1933 erschiene- nes Buch, „Der menschliche Lebenslauf als psychologisches Problem“, zählte auch Jahodas Dissertation. An ihr fällt zunächst eine Ähnlich- keit mit Paul Lazarsfelds erster psychologischer Veröffentlichung un- ter der Ägide Charlotte Böhlers auf: Beide wenden sich im Rahmen der jeweiligen Konzeption Böhlers (Jugend bzw. Lebenslauf) Unters- suchungsobjekten zu, die außerhalb der sozialen Reichweite der Mentorin liegen. So wie sich Lazarsfeld mit der Einstellung zum Berufsproblem bei proletarischen Jugendlichen auseinandersetzte<sup>84</sup>, greift Jahoda die lebens(lauf)psychologische Begrifflichkeit auf und „(erprobt) ihre Ver- wendbarkeit im Alltagsleben“.<sup>85</sup> Während sich hier wie dort Böhler mit Material befaßt, das von den Urhebern aus eigenem Antrieb er- stellt, also unabhängig von der wissenschaftlichen Untersuchung verfaßt wurde (Tagebücher, Briefe, Memoiren, Werke u.a.) – und damit einen bildungsbürgerlichen bias aufweist – erheben Lazarsfeld und Jahoda ihr Material bei Unterschichtangehörigen. Lazarsfeld verwendet einen organisationsinternen „Fragebogen“ der Sozialistischen Arbeiterjugend und reanalysiert die berufsbezogenen Antworten; Jahoda geht ins Ver- sorgungshaus (eine Kombination von Obdachlosenasyll und Altersheim) und protokolliert autobiographische Erzählungen (Anamnesen). Diese heute geläufige Technik war Anfang der dreißiger Jahre durchaus un- gewöhnlich<sup>86</sup>; nicht zuletzt bestand die Schwierigkeit der Protokollie- rung der Interviews – Jahoda stenographierte die 52 Anamnesen mit, die zwischen 30 und 75 Minuten lang dauerten.

Jahodas Ausführungen zur Methode der Datengewinnung sollen aus mehreren Gründen im folgenden etwas ausführlicher referiert werden. Wissenschaftsgeschichtlich kann daran nämlich gezeigt werden, daß manches, was in den letzten Jahren im Umkreis von „oral history“ und Biographieforschung als Novität ausgegeben wurde, schon damals

---

<sup>83</sup> Böhler 1972, 29.

<sup>84</sup> Vgl. Fleck 1988.

<sup>85</sup> Jahoda, Marie, Anamnesen im Versorgungshaus. Ein Beitrag zur Lebenspsycho- logie. Phil. Diss. Universität Wien 1932, 2.

<sup>86</sup> Vgl. Paul, Sigrid, Begegnungen. Zur Geschichte persönlicher Dokumente in Eth- nologie, Soziologie und Psychologie, Hohenschäftlarn: Renner 1979, hier Bd.II, 32 ff.

bekannt war.<sup>87</sup> Anhand der Dissertation kann weiterhin zum Teil die Methodologie der Marienthal-Studie, die in der Veröffentlichung bekanntlich nur kursorisch Erwähnung findet, aus dem zeitgeschichtlichen Kontext heraus rekonstruiert werden und schließlich läßt sich die Kontinuität von der Dissertation über „Marienthal“ zur hier veröffentlichten Studie zeigen.

Jahoda führte die Erhebung in vier Wiener Versorgungshäusern durch, wobei keine bewußte Auswahl der zu Befragenden getroffen wurde. Den Befragten wurde „kurz der wissenschaftliche Zweck der Arbeit erklärt“<sup>88</sup>, der den meisten „ziemlich gleichgiltig (!)“ war: nur 6 von 52 ließen sich die Absichten der Forscherin näher erklären; in 20 Fällen erntete Jahoda eine Verweigerung, „vor allem bei Frauen“, dabei waren die Ablehnungsgründe „nicht ganz durchsichtig“. Die Befragung selbst erfolgte in offener Form, heute würde man sagen unter Verwendung eines Leitfadens. Im Unterschied zu gegenwärtigen Praktiken, die im Ratschlag gipfeln, eine erzählgenerierende Frage an den Beginn zu stellen, fragte Jahoda zuerst nach soziodemographischen Daten (Geburtsdatum, Beruf des Vaters, eventuell der Mutter, Anzahl der Geschwister) und danach chronologisch nach der frühesten Erinnerung. „Da darauf in vielen Fällen die Antwort ausblieb“, wurde zur Schulzeit übergegangen. „Erstrebt war nun weiterhin eine möglichst geschlossenen Erzählung ... Die ersten freien Erzählungen dienten als Ausgangspunkte, um zunächst die Gesichtspunkte herauszuholen, die den Berichtspersonen selbst geläufig waren, das heißt also jene Probleme herauszustellen, die den einzelnen subjektiv für ihren Lebensablauf wichtig erschienen.“ Das weitere Gespräch sollte Informationen zu folgenden Themen erbringen: „Fragen nach Krankheiten, Beschäftigung in der Freizeit, Rolle der Religion, Lektüre, Politik, Konflikt mit dem Gesetz, Freunde, Feinde, Todesfälle, Vereinszugehörigkeit, Theater, Musik, Tanzen, Reisen, sonstige Interessen, Wohnungsgröße, Zufriedenheit mit Beruf, schönste Zeit, schwerste Zeit, die Frage nach Plänen, die man einmal gehabt hat, was die Betreffenden täten, wenn

---

<sup>87</sup> Vgl. Niethammer, Lutz, Hrsg., Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“, Frankfurt: Syndikat 1980; Botz, Gerhard u. Weidenholzer, Josef, Hrsg., Mündliche Geschichte und Arbeiterbewegung, Wien: Böhlau 1984; Fuchs, Werner, Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden, Opladen: Westdeutscher Verlag 1984. S. dagegen die ausführliche wissenschaftsgeschichtliche Arbeit von Paul 1979.

<sup>88</sup> Jahoda 1932, 3. Daraus auch die folgenden Zitate.

sie noch einmal auf die Welt kämen und ob sie gern oder ungern in die Versorgung gegangen seien.“<sup>89</sup> Verarbeitet wurden die Aufzeichnungen in Form von Protokollen, formal relativ standardisierten Paraphrasen der Lebensgeschichte, wobei in jedem Protokoll die Antworten, die erst durch Nachfragen stimuliert worden waren, als solche gekennzeichnet sind.

An der Auswertung fällt auf, daß Jahoda immer das gesamte Protokoll wiedergibt, wenn sie einzelne Fälle bespricht, also nicht die heute übliche Praxis wählte, die Lebensgeschichte zugunsten aussagekräftiger, für sich sprechender Zitate aus der biographischen Schilderung zu eliminieren. Breiten Raum nimmt die Rekonstruktion des Lebenslaufs, der äußeren Lebensstationen, ein. Jahoda geht von der impliziten Annahme aus, daß sie als Wissenschaftlerin in der Lage sei, eine mit den „Tatsachen“ und „objektiven Daten“ übereinstimmende biographische (Selbst-)Darstellung zu formulieren und schließt jene Lebensgeschichten aus, die – auch nach einer Zweitbefragung – nicht in Übereinstimmung mit den objektiven Daten – als da sind politische Großereignisse, aber auch Kongruenz zwischen Bewertungen und Berichteten – zu bringen waren: „Es scheint geboten, sich vor allem an Tatsachen und weniger an Äußerungen über sie zu halten.“<sup>90</sup> Mit dieser kritisierbaren Entscheidung folgt Jahoda zwar getreulich den Pfaden des Empirismus, schiebt aber damit einen interessanten Teil ihres Materials beiseite: prima vista auftretenden „Widersprüche“ in den Erzählungen behandelt sie dezisionistisch, d.h. sie eliminiert das ihr Unglaubwürdige. Für sie ist beispielsweise der Bericht über den Selbstmord des Sohnes eine Tatsache, die die verneinende Antwort auf die Frage, ob der erzählende Vater jemals schlechte Zeiten erlebt habe, als „seltsam“ und „Zweifel an der Stichhaltigkeit“ erweckend erscheinen lasse. Korrekterweise muß ergänzt werden, daß die Autorin diese selbstaufgelegten Restriktionen in der Arbeit überwindet und sehr wohl zwischen den berichteten Tatsachen und den Einstellungen zu ihnen systematisch unterscheidet – und diese Differenz zu interpretativen Einsichten nutzt.

Auf die inhaltlichen Befunde der Dissertation soll hier nicht näher eingegangen werden, weil sie aufs engste mit dem damaligen biographischen Phasenmodell Charlotte Bühlers verbunden sind und daher nur im Rahmen einer Diskussion dieser Lebenslauftheorie angemess-

---

<sup>89</sup> Jahoda 1932, 5.

<sup>90</sup> Jahoda 1932, 10.

sen beurteilt werden könnten. Hingegen soll auf die ganz ähnliche Erhebungstechnik während der Feldphase in Marienthal aufmerksam gemacht werden. Die Aufstellung über das erhobene Material<sup>91</sup> erwähnt, daß 62 Lebensgeschichten aufgenommen wurden – also eine Anzahl, die etwas größer ist als diejenige von Jahodas Dissertation und rund 5% der erwachsenen Bevölkerung von Marienthal erfaßte. Der zeitliche Aufwand der Protokollierung der Erzählungen muß beträchtlich gewesen sein – umso mehr erstaunt das geringe Ausmaß, in welchem dieses Material in die Studie Eingang fand.<sup>92</sup> Vermutlich wurden die Lebensgeschichten von Lotte Danzinger aufgezeichnet, die nach übereinstimmenden Berichten den Großteil der Feldarbeit erledigte; Danzinger, eine enge und langjährige Mitarbeiterin Charlotte Bühlers, dürfte die Lebensgeschichten nach Kriterien erhoben haben, die dem Bühlerschen Phasenmodell entsprachen.<sup>93</sup> Noch vor inhaltlichen Erwägungen über die Aussagekraft der Lebensgeschichten wird man – in Kenntnis dieses Phasenmodells – behaupten können, daß gerade in der Ausrichtung des Marienthaler Materials auf dieses Modell hin, seine größte Schwäche liegt. Die damals grundlegende Annahme Bühlers, wonach zwischen biologischem und psychologischem Lebenslauf eine enge Parallelität bestehe, die sich darin ausdrücke, daß der psychosoziale Lebenslauf dem biologischen – vor allem in der expansiven und der restriktiven Phase – folge, ist im Fall der biographischen Verarbeitung von Arbeitslosigkeit wenig hilfreich.

Gerade die Situation in Marienthal, wo auf einen Schlag alle Beschäftigten der Textilfabrik entlassen wurden, Arbeitslosigkeit als biographisches Phänomen also in mehreren Bühlerschen Phasen auftrat, hätte Anlaß bieten können, den behaupteten bio-psychischen Parallelismus zu überwinden und zu einer dynamischeren Konzeption von Lebenslauf zu gelangen. Wären die Autoren von „Marienthal“ ihrer Lehrerin

---

<sup>91</sup> Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langdauernder Arbeitslosigkeit, mit einem Anhang zur Geschichte der Soziographie, bearbeitet und herausgegeben von der Österreichische Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle, Leipzig: Hirzel 1933, 3 ff. (künftig zitiert als Marienthal 1933).

<sup>92</sup> Ich wurde erstmals darauf von Michael Pollak, Paris, beim Quant-Kurs in Salzburg 1985 aufmerksam gemacht.

<sup>93</sup> In einer Fußnote wird knapp über die Erhebungstechnik bei den lebensgeschichtlichen Interviews berichtet. Die wenigen Protokolle, die zitiert werden, ähneln denen aus Jahodas Dissertation (Marienthal 1933, 80). Vgl. auch die Lebensgeschichte unten in Jahodas Text.

gefolgt, hätten sie danach trachten müssen zu zeigen, daß Arbeitslosigkeit als „zufälliger Schicksalsschlag“<sup>94</sup> in der expansiven Phase die „Parallelität des psychischen zum biologischen Lebenslauf“ nicht beeinträchtigen konnte, während sie in der restriktiven Phase zu gleichsinnigen Einschränkungen hätte führen müssen. Genau das scheint das lebensgeschichtliche Material nicht hergegeben zu haben: „Wir können hier nicht alle Biographien diskutieren, nur das Gesamtergebnis dieser Vergleiche zusammenfassen: Im allgemeinen halten diejenigen, denen es früher besonders gut gegangen ist, entweder besonders lang oder besonders kurz stand.“<sup>95</sup> Von diesem Befund ausgehend, hätte zweierlei gefragt werden können: Im Argumentationszusammenhang der Marienthal-Studie hätte das „Hinabgleiten entlang der von uns dargestellten Haltungsreihe“<sup>96</sup> – also die These, daß sich in Abhängigkeit von der Höhe der materiellen Versorgung (die je länger die Arbeitslosigkeit dauert, desto geringer wird) das psychische Wohlbefinden, die „Haltung“, ändere – systematisch um lebenslaufbezogene Gesichtspunkte erweitert werden können.<sup>97</sup> Zum anderen hätte vom Marienthaler Material ein Anstoß zur Überwindung des starren Bühlerschen Phasenmodells ausgehen können. Dessen Behauptung von fünf Phasen ist für sich genommen nicht sehr erklärungskräftig, weil beispielsweise die Überwindung von äußeren Restriktionen in der Expansionsphase immer als Bestätigung der Existenz dieser Phase gelesen wird, während negative Korrelationen durch ad-hoc-Erklärungen – Verlängerung einer der beiden Phasen – normalisiert werden: Wenn ein 74jähriger, nur weil er Disraeli heißt, noch in der expansiven Phase ist, während ein 25jähriger Unterschichtangehöriger psychisch schon alt ist, wäre eine Revision des zugrundeliegenden Erklärungsmodells angebracht.<sup>98</sup>

Die Verpflichtung gegenüber dem Forschungsprogramm<sup>99</sup> der Lehre-

---

<sup>94</sup> Jahoda 1932, 19.

<sup>95</sup> Marienthal, 1933, 86.

<sup>96</sup> Marienthal, 1933, 2.

<sup>97</sup> Im Abschnitt, wo die Lebensgeschichten behandelt werden, wird zwar angedeutet, daß ein derartiger Zusammenhang besteht, der Hinweis aber nicht systematisch verfolgt.

<sup>98</sup> Jahoda deutet dies an: 1932, 55.

<sup>99</sup> Vgl. hierzu Lakatos, Imre, Falsifikation und die Methodologie wissenschaftlicher Forschungsprogramme, in: Lakatos, Imre u. Musgrave, Alan, Hrsg., Kritik und Erkenntnisfortschritt. Abhandlungen des Internationalen Kolloquiums über die

rin führte zum konträren Vorgehen (wobei allerdings hinzugefügt werden muß, daß durch die politischen Ereignisse der Jahre nach 1933 eine unbehinderte wissenschaftliche Diskussion erschwert und später unmöglich wurde): Jahoda versucht im Exil das Bühlersche Forschungsprogramm aufzunehmen<sup>100</sup>, es im theoretischen Kern zu retten, statt es zugunsten einer alternativen Theorie zu verwerfen. Im Vergleich von Dissertation, „Marienthal“ und der hier veröffentlichten Wales-Studie zeigt sich, daß Jahoda dort, wo sie allein auf ihre individuellen Ressourcen, theoretischen Neigungen und Kompetenzen gestellt ist, sich wieder enger an das vertraute und reputierliche Modell Bühlers hält, während die Kollektivarbeit „Marienthal“ einen Schritt aus dem zum Korsett werdenden Modell wagte.

Der Kontext, in dem diese Theorie-Regression stattfand, die Ausbürgerung aus Österreich und das schwierige Fußfassen im Exil, verbietet es m.E., die Möglichkeit des theoretischen Fortschritts individuell einzufordern. Der Hinweis, wie sehr die Vertreibung der Sozialwissenschaftler auch diskursive Entwicklungsmöglichkeiten einengte und zeitweilig zum Stillstand brachte, sei als empirischer hier dennoch gestattet.

Als Marie Jahoda mit der Fertigstellung ihrer Dissertation und den Abschlußprüfungen beschäftigt war<sup>101</sup>, begann die Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle, deren Mitarbeiterin sie seit der Gründung war, jene Untersuchung, die Institut und Mitarbeiter berühmt machen sollte: die Arbeitslosenuntersuchung von Marienthal.

Dabei war, wie aus Tabelle 1 ersichtlich ist, Jahoda hinsichtlich der Nähe von Studienabschluß und Initiation in den Forschungsbetrieb keine Ausnahme. Alle Mitglieder der Forschungsstelle waren sehr junge Wissenschaftler, die – mit Ausnahme von Lazarsfeld und Zeisel – erst Anfang der 30er Jahre ihre Universitätsstudien beendeten. Die Tatsache, daß die gesamte Equipe der Forschungsstelle einer Generation angehörte und daß keiner einen formell höheren Status, wie eine Dozentur oder ähnliches besaß, sind nur zwei der Besonderheiten der For-

---

Philosophie der Wissenschaft, London 1965, Braunschweig: Vieweg 1974, 89 ff. (ursprünglich 1970).

<sup>100</sup> Vgl. unten in Jahodas Text bes. das Kapitel „Der Einzelne im S.P.S.“

<sup>101</sup> „Auszug aus dem Rigorosenprotokoll ... Dissertation ... approbiert am 15.1.1932 (Referenten: Bühler/Reininger); ... Hauptrigorosen abgelegt am 23.1.1932 (Bühler/Reininger); Nebenfachrigorosen abgelegt am 3.2.1932 (Dopsch/W. Bauer) Promotion 12.2.1932.“ (Venus 1987, 29).

schungsstelle. Soweit es überhaupt möglich ist<sup>102</sup>, in die Geschichte der Forschungsstelle Licht zu bringen, ergibt sich folgendes Bild: Die Forschungsstelle wurde 1931 gegründet, anfangs als „Sozialpsychologischer Verein“, der erst später seine heute bekannte Bezeichnung erhielt. Gründer des Vereins war Paul Lazarsfeld, der seit etwa 1926 zum Kreis der Schüler des Ehepaars Bühler gehörte und später, vermutlich aus dem erwähnten Rockefeller Fonds, von ihnen auch entlohnt wurde. Hans Zeisel, mit dem Lazarsfeld seit Kindheitstagen befreundet war, war das einzige Mitglied der Anfangsjahre, das dem Bühler-Kreis nicht angehörte.<sup>103</sup>

Die Gründung der Forschungsstelle scheint Lazarsfeld nicht zuletzt betrieben zu haben, um sich aus einer eng definierten Rolle innerhalb des Mitarbeiterstabes der Bühlers zu befreien. Der promovierte Mathematiker fungierte im Psychologischen Institut als technischer Experte für statistische Probleme: „Also wenn wir irgendwelche Zahlen gehabt haben, wir haben nie was selber gerechnet, wir haben gesagt: Du, ich hab' die Zahlen da, rechne mir das durch, schau, was da rauskommt!“<sup>104</sup>

---

<sup>102</sup> Die Schwierigkeit liegt darin, daß bei der Verhaftung Jahodas 1936 zahlreiches Material beschlagnahmt wurde und in der Folge verloren ging. Ich stütze mich im folgenden v.a. auf die amtlichen Erhebungen und die Angaben, die von verschiedenen Personen bei der polizeilichen und gerichtlichen Einvernahme im Verfahren gegen Jahoda 1936/37 gemacht wurden, weil sie – trotz aller Vorsicht, die man bei der Benutzung derartiger Quellen walten lassen sollte – diejenigen Informationen sind, die den infrage stehenden historischen Ereignissen am nächsten waren, während die späteren Darstellungen aus dem Erinnerungsvermögen früherer Beteiligten gespeist wurden. Am Beispiel der Lazarsfeldschen Erinnerungen habe ich zu zeigen versucht, daß dabei manche Verzerrung auftreten kann. (Fleck 1988). Vor allem die Datierung der Gründung der Forschungsstelle ist sehr umstritten. So behauptet Hans Zeisel, sie sei schon 1925 gegründet worden, während Jahoda 1926 und Lazarsfeld 1927 als Gründungsjahr erinnern. Für alle drei Zeitpunkte gibt es keine quellenmäßigen Belege, so daß vermutet werden kann, daß der Beginn der Mitarbeit Lazarsfelds im Bühler-Institut, der etwa 1926 zu terminisieren ist, mit der Gründung der Forschungsstelle identifiziert wird. Da sich vor 1931 keine Veröffentlichungen nachweisen lassen, die in einem expliziten oder stillschweigenden Zusammenhang mit der (oder einer) Forschungsstelle stehen, darf man annehmen, daß erst im Anschluß an die Radiohörererhebung, die sich mit Sicherheit im November 1931 in der Erhebungsphase befand (s. Radio Wien. Illustrierte Wochenschrift der RAVAG, 8. Jg., Nr. 7 vom 13.11.1931) die Forschungsstelle formell gegründet wurde (vgl. Reichspost 21.11.1931)

<sup>103</sup> Charlotte Bühler erwähnt ihn fälschlicherweise als einen Dissertanten des Instituts, in: Dies., Die Wiener psychologische Schule in der Emigration, in: Psychologische Rundschau Bd. 16, 1965, 190.

<sup>104</sup> Interview mit Schenk-Danzinger 1988.

Lazarsfelds Publikationen zwischen 1928 und 1931 sind denn auch vornehmlich statistischen Fragen gewidmet.<sup>105</sup>

Seinen Beitrag über Berufsprobleme Jugendlicher akzeptierte Charlotte Bühler erst nach einer Überarbeitung, der die politische Aussage zum Opfer fiel.<sup>106</sup> Auch die schließlich publizierte Version läßt an mehreren Stellen erkennen, daß Lazarsfeld gegenüber Charlotte Bühler zumindest in zwei Fragen distanziert blieb. Als stark von der Individualpsychologie Beeinflußter wollte er die dort verwendete Begrifflichkeit nicht ganz beiseite schieben und Bühlers Phasenmodell, wie auch ihre gerade anlaufende Biographieforschung blieben ihm eher fremd. So definiert er Jugend in Begriffen von Handlungen und Handlungsoptionen und nicht, wie Bühler, biologisch und idealistisch: „Die ... Jugend ... ist charakterisiert durch die Tatsache, daß ... der Mensch Entscheidungen fällen muß, die für sein ganzes Leben von größter Bedeutung sind, ohne daß er noch die Kenntnis seiner selbst und der sachlichen Seite des Lebens hat, die nötig wäre, um eine richtige Entscheidung zu begründen.“<sup>107</sup> Generell bleibt die Bezugnahme auf Charlotte Bühlers Phasenmodell in Lazarsfelds Literaturbericht über Jugend und Beruf im Rahmen der gebotenen Höflichkeit gegenüber der Vorgesetzten und Reihenherausgeberin, deren Biographieforschung er ausdrücklich nur explorativen Wert zubilligt.<sup>108</sup> Seine eigenen sozialpsychologischen Interessen<sup>109</sup> ließen sich in den Kontext Bühlerscher Forschungsschwer-

<sup>105</sup> Vgl. Titel, die Lazarsfeld damals veröffentlichte: „Die Berufspläne der Wiener Maturanten“ (1927 und 1928), „Zur Normierung entwicklungspsychologischer Daten“ (1928), „Der Anwendungsbereich des Ruppischen Koeffizienten“ (1929), „Die Kontingenzmethode in der Psychologie“ (1932).

<sup>106</sup> „Aber der Stil, in dem der Abschnitt über die proletarische Jugend geschrieben war, wurde von ihr [i.e. Charlotte Bühler] scharf beanstandet. Ich steckte in der Tat an den Stellen, wo von der Ausbeutung durch die bürgerliche Gesellschaft die Rede war, voller Anteilnahme, und der mahnende Ton in diesem Teil der Arbeit unterschied sich sehr von dem Rest des Textes.“ (Lazarsfeld, Paul, Eine Episode in der Geschichte der empirischen Sozialforschung: Erinnerungen, in: Parsons, Talcott, Shils, Edward u. Lazarsfeld, Paul, Soziologie – autobiographisch, Stuttgart: Enke 1975, 161. (ursprünglich 1969).)

<sup>107</sup> Lazarsfeld, Paul, Die Ergebnisse und die Aussichten der Untersuchung über Jugend und Beruf, in: ders., Jugend und Beruf. Kritik und Material, Jena: Fischer 1931, 4; diese „handlungstheoretische“ Perspektive begründet Lazarsfeld dann unter Bezugnahme auf Karl Bühler näher: ebd. 28.

<sup>108</sup> Lazarsfeld 1931, 78.

<sup>109</sup> Im Gegensatz zu Lazarsfelds Darstellung (in 1975, 153) läßt sich zeigen, daß ein Interesse an sozialer Schichtung als solcher damals noch nicht im Zentrum stand:

punkte offenbar schlecht integrieren<sup>110</sup> und eine Prolongierung seiner Expertenrolle als Statistiker dürfte für ihn eine wenig attraktive Zukunftsperspektive gewesen sein.

Die Gründung erst des Vereins, dann der Forschungsstelle erlaubte es, sich von den Bühlern abzunabeln, ohne sich ganz von ihnen zu lösen. Dabei stellt die Gründung selbst gewissermaßen eine Anomalie dar. Ein Vergleich mit anderen sozialwissenschaftlichen Institutionalisierungsbemühungen dieser Zeit macht das deutlich (Tabelle 2). Andere „Gründer“ waren nicht nur durchschnittlich zehn Jahre älter (40.8), sondern wiesen zum Gründungszeitpunkt auch einen höheren wissenschaftlichen Status auf. Sowohl Instituts- als auch Zeitschriftengründer unternahmen derartige Schritte erst in höherem Alter (43 bzw. 39) und vor dem Hintergrund größeren akademischen Prestiges. Beim Vergleich mit dem Alter bei Erstberufungen auf Lehrstühle (40.1) wird deutlich, daß „Gründungen“ eher etwas für die Anfangsjahre eines Ordinarius waren. Am ehesten ähneln Lazarsfeld, Zeisel und Jahoda noch den älteren Austromarxisten – Adler, Bauer, Leichter –, die ebenfalls schon in jungen Jahren durch institutionelle Innovationen hervorgetreten waren.

Eine totale Verselbständigung gegenüber dem Mentor Karl Bühler hätte es Lazarsfeld und der Forschungsstelle wahrscheinlich sehr schwer gemacht, Aufträge und Geldquellen zu erschließen. Die Einbindung Karl Böhlers als Präsident des Kuratoriums der Forschungsstelle signalisiert aber nicht bloß dessen Zustimmung zu diesem Unternehmen, was für Schulenhaupter eher ungewöhnlich ist – „müssen“ sie doch darauf achten, ihre Anhänger um sich zu scharen und billigen daher Auflösungen derartiger Patronagebeziehungen eher selten; die von Bühler in die Firma Lazarsfelds eingebrachte Reputation wirkte auch als funktionales Äquivalent für das fehlende oder zu geringe Prestige des Gründers: Die „Bürgschaft“ des Lehrers diene als Referenz bei

---

so erwähnt er (Lazarsfeld 1931, 20) mögliche modifizierende Einflüsse von Schichtzugehörigkeit, verfolgt diesen Gedanken aber nicht weiter, weil er „zu sehr ins Soziologische“ führen würde.

<sup>110</sup> Das unveröffentlichte Manuskript „Der Einfluß der Interessen auf die Wahrnehmung“ (gemeinsam mit Robert J. Cone, 1931) geht von einem geschlechtsspezifischen Interessensbegriff aus, demzufolge Mädchen mehr an Menschen und Burschen mehr an Technik „Interesse“ hätten und nimmt im Oeuvre Lazarsfeld eine Außenseiterrolle ein. (Ich bin dem Paul F. Lazarsfeld Archiv an der Universität Wien, Institut für Soziologie, zu Dank verpflichtet für die Überlassung einer Kopie dieses Manuskripts).

der Auftragsaquisition. Die Auswanderung der Forschungsstelle aus den Räumen des Psychologischen Instituts am Burgring – das Büro war anfangs in der Wallnerstraße 8, später in der Wächtergasse 1 untergebracht – ermöglichte es Lazarsfeld, seine bis dahin brach liegenden Fähigkeiten als Organisator, die er in der sozialistischen Jugendbewegung unter Beweis gestellt hatte, zu reaktivieren. Er habe die verschiedenen Forschungsinstitute, die er im Laufe seines Lebens leitete, immer wie sozialistische Jugendgruppen geführt, bekannte Lazarsfeld viele Jahre später.<sup>111</sup>

Die größte Schwierigkeit, der sich die neue Einrichtung gegenüber-sah, war das Finanzproblem. Es läßt sich heute nicht mehr feststellen, ob der Entschluß zur Gründung eines eigenen Instituts vor oder nach der Erzählung eines amerikanischen Besuchers des Bühler-Instituts getroffen wurde, der berichtete, daß in den USA mit Marktforschung Geld gemacht werde. Sicher ist jedenfalls, daß Lazarsfeld daran dachte, die Forschungsstelle durch derartige kommerzielle Aufträge zu finanzieren – und daß dies im Österreich der Weltwirtschaftskrise kein leichtes Unterfangen war. Darüber sollte man allerdings nicht vergessen, daß bei Lazarsfeld und Jahoda auch ein inhaltliches Interesse an der „neuen“ Wirtschaftspsychologie bestand.<sup>112</sup> Übereinstimmend berichten die ehemaligen Mitglieder der Forschungsstelle, daß das Finanzproblem immer virulent war: „Die Buchhaltung war schrecklich; wir hatten immer das Geld für eine Untersuchung schon lange ausgegeben, bevor die Untersuchung beendet war. Dann haben wir einen neuen Kontrakt gemacht, und das Geld für die alte Arbeit verwendet usw.“<sup>113</sup>

Schon ein Jahr nach der Gründung der Forschungsstelle versuchte Lazarsfeld im Deutschen Reich Auftraggeber zu finden und dachte sogar daran, in Berlin eine Zweigstelle zu errichten.<sup>114</sup> Dieser Versuch war nicht von großem Erfolg gekennzeichnet. Schwierigkeiten beim Aquirieren von Aufträgen könnten den Gedanken entstehen haben lassen, Zuflucht bei traditionellen Formen der Forschungsfinanzierung zu suchen. Dafür boten sich damals zwei Geldquellen an: der von den Bühlers

---

<sup>111</sup> Hilde Spiel bestätigte dies insofern, als sie berichtete, daß für sie die mehrmonatige Mitarbeit in der Forschungsstelle vor allem eine Zeit der Politisierung gewesen sei. (Referat beim Lazarsfeld-Symposium 1988 in Wien).

<sup>112</sup> Vgl. Lazarsfeld 1927; Jahoda 1928.

<sup>113</sup> Jahoda 1979, 118. Vgl. Interview mit Wagner 1985.

<sup>114</sup> Akt Jahoda LG Wien, Blatt 120.

verwaltete Rockefeller-Fonds und die Arbeiterbewegung.<sup>115</sup> Voraussetzung dafür war allerdings eine Fragestellung, die in einer der beiden „Welten“ – oder besser noch: in beiden – Interesse und Billigung erfahren konnte. Bekanntlich dachte Lazarsfeld zuerst an eine Studie über das Freizeitverhalten von Lohnabhängigen, deren frei verfügbare Zeit durch eine damals gerade in Kraft getretene Arbeitszeitverkürzung angestiegen war. Anlässlich eines Gesprächs über dieses Thema kam es zu jener oft berichteten Intervention Otto Bauers, der den jungen Sozialpsychologen klar zu machen versuchte, daß es in einer Zeit steigender Massenarbeitslosigkeit „albern“ sei, über Freizeit zu forschen.<sup>116</sup> Bauer soll in der Folge sowohl das Thema, Arbeitslosigkeit, als auch den Erhebungsort, Marienthal, vorgeschlagen haben.

Dieses Gespräch dürfte in der ersten Jahreshälfte 1931 stattgefunden haben; jedenfalls begannen die Vorarbeiten im Herbst und die Feldphase gegen Jahresende 1931, als sich Lotte Danzinger, die im Psychologischen Institut gerade weniger zu tun hatte<sup>117</sup>, für sechs Wochen nach Marienthal begab, dort lebte und „mit großer menschlicher Geschicklichkeit Kontakt gefunden und mit Fleiß und geschultem Verständnis alles grundlegende Material“<sup>118</sup> erhob. Lotte Schenk-Danzinger erinnert sich daran mit gemischten Gefühlen: „Na, ich habe eine Zeitlang dort (i.e. Marienthal) gewohnt und habe ein paar Interviews gemacht, aber ich habe es sehr gehaßt ... Ich habe ein gräßliches, furchtbares Zimmer gehabt, fürchterlich. Das war eine Woche oder zehn Tage vielleicht ... Ich bin halt in der Früh ausgezogen und hab ein paar Interviews gemacht mit verschiedenen Familien und habe das dann am Nachmittag aufgeschrieben, ... man konnte vor den Leuten ja nicht schreiben, sonst hätten sie ja sofort aufgehört, man mußte ja Gedächtnisprotokolle machen.“<sup>119</sup>

Die Übertragung der Feldarbeit an eine dem Lazarsfeld-Kreis fernere Stehende könnte banale Gründe gehabt haben: Jahoda schrieb

---

<sup>115</sup> Letztlich waren es auch diese beiden, die „Marienthal“ finanzierten

<sup>116</sup> Lazarsfeld 1975, 214. In „Marienthal“ findet sich allerdings ein Hinweis darauf, daß die Idee zu einer Freizeitstudie nicht endgültig ad acta gelegt worden war: Am Ende des Anhangs listen die Autoren die Arbeiten der Forschungsstelle auf, darunter eine angeblich im Vorbereitung befindliche „Über Freizeitverwendung“. (1933, 123).

<sup>117</sup> Interview mit Schenk-Danzinger 1988.

<sup>118</sup> Marienthal 1933, V f.

<sup>119</sup> Interview mit Schenk-Danzinger 1988.

ihre Dissertation; Lazarsfeld dürfte aufgrund seiner Verpflichtungen im Psychologischen Institut und in der Forschungsstelle unabkömmlich gewesen sein und Hans Zeisel war wegen seiner Beschäftigung als Rechtsanwaltsanwärter an Wien gebunden. Sieht man von den fallweise beschäftigten studentischen Mitarbeitern, deren Zahl nicht bekannt ist, ab, waren „zehn Psychologen“ an der Feldarbeit beteiligt.<sup>120</sup> Die scheinbar periphere Beteiligung jener, mit deren Namen später „Marienthal“ assoziiert wurde, wurde dadurch ausgeglichen, daß ein- bis zweimal wöchentlich Arbeitsbesprechungen abgehalten wurden, wo die „Dispositionen für die nächsten Tage getroffen wurden“.<sup>121</sup> Das ist deswegen bemerkenswert, weil offenbar nicht nach einem vorweg festgelegtem Forschungsplan vorgegangen wurde, sondern viele (methodische) Möglichkeiten erst während der Erhebung entdeckt wurden. Zweifellos besteht einer der gewichtigsten Vorzüge dieser Studie darin, daß sich das Forscherteam – und sei es nur durch Anweisungen an die Feldmitarbeiter – nicht von technischen Routinen leiten ließ. Die Fähigkeit, hellen Auges und wachen Sinnes ins Feld zu gehen, war weder damals noch später unter Sozialforschern eine weitverbreitete Tugend.

Betrachtet man die methodische Seite von ‚Marienthal‘ kann der Novitätsgrad der Studie vielleicht besser bestimmt werden. Dabei empfiehlt sich eine doppelte Perspektive: Welche der eingesetzten Techniken waren dem Forscherteam aus früheren (eigenen oder fremden) Arbeiten bekannt und wie lassen sich diese in das heute kanonisierte Methodenwissen einordnen? Wie Tabelle 3 zeigt, spielte das heute gängigste Instrument der Datenerhebung – die direkte, zweckgerichtete Befragung über Meinungen und Einstellungen – keine Rolle; insoweit Befragungen überhaupt durchgeführt wurden, folgten sie ganz anderen Richtlinien als „Interviews“ im heutigen Verständnis. Läßt man die Berücksichtigung amtlichen statistischen Materials außer Betracht, weil seine Heranziehung jedenfalls zu erwarten war, zeigt sich deutlich, daß im Zentrum der Erhebungstechniken Vorgangsweisen stan-

<sup>120</sup> Lazarsfeld, Paul, *An Unemployed Village*, in: *Character and Personality* Vol. 1, 1932, 148 erwähnt diese Zahl; dort spricht er auch davon, daß außerdem Studenten mitarbeiteten. 1976 erwähnt er Bruno Kreisky als einen dieser Studenten. (Wissenschaft und Sozialforschung. Ein Gespräch mit Paul F. Lazarsfeld, hrsg. u. übers. von Stehr, Nico, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* Jg. 28, 1976, 798) Im ganzen wurden etwa 120 Arbeitstage in Marienthal verbracht, was bedeutet, daß Lotte Danzinger ein Drittel der Feldarbeit erledigte. (Marienthal, 1933, 8).

<sup>121</sup> Marienthal 1933, 8.

den, die – vor dem Hintergrund der Ausbildung der Forscher und ihrer Literaturkenntnis – als originell zu klassifizieren sind. Nur die (den Gepflogenheiten der Enqueten des „Vereins für Socialpolitik“ folgende) Befragung von Experten, hier „Praktiker“ genannt, die Protokollierung von Lebensgeschichten, die Schulaufsätze und die – letztlich aus finanziellen Gründen nicht durchgeführten – psychotechnischen Tests (aus dem Reservoir der zeitgenössischen Psychologie), waren Nachahmungen bekannter Verfahren.

Die methodische Originalität von „Mariantal“ muß daher in zwei Punkten gesehen werden: Einmal in dem, was man heute unter „Aktionsforschung“ genötigt wäre einzuordnen, obwohl damit das Marianthaler Vorgehen inkorrekt erfaßt würde, da in Mariantal keine (politische) Aktivierung der „Betroffenen“ angestrebt wurde. Derartige Aktivierungsabsichten implizieren letztlich ein exklusives Wissen der Forscher darüber, was für die Betroffenen „gut“ sei, und substituieren die – in den Augen der Forscher – fehlende soziale Bewegung durch avantgardistische Interventionen zugunsten des Entstehens derselben, die unter Ausnutzung des Handlungsspielraums der Rolle des Wissenschaftlers vorgenommen werden. Im Gegensatz dazu ordneten sich die Mariantal-Forscher den „Bedürfnissen“ der Beforschten unter.

Zum anderen tritt in Tabelle 3 deutlich der „Methoden-Mix“ hervor, also der Versuch, verschiedene Techniken der Datenerhebung nebeneinander zu verwenden bzw. Kombinationen zu versuchen. Auch hier wird man behaupten dürfen, daß das heute gängige Vorgehen ein anderes ist. In Mariantal wurde das Prinzip, daß die Methode dem Gegenstand angemessen sein müsse und daher die Auswahl jener von den Gegebenheiten dieses geleitet sein sollte, geradezu vorbildlich befolgt – vielleicht auch, weil sich die Forscher an keinen Vorbildern orientierten.

Nach der ersten äußerlichen Inspektion des methodischen Inventars drängt sich die Frage auf, wodurch dieses innovative Vorgehen möglich wurde. Auch hier sind wir wegen des Verlusts des „30 kg schweren“ Materials<sup>122</sup> auf rekonstruierende Argumentation angewiesen. Einen deutlichen Hinweis für eine mögliche Antwort finden wir in der Einleitung von Lazarsfeld, wo er nach der Auflistung der verschiedenen Erhebungstechniken und gesammelten Materialien auf das Problem der Beschaffung eingeht: „Es war unser durchgängig eingehaltener Standpunkt, daß kein einziger unserer Mitarbeiter in der Rolle des Repor-

---

<sup>122</sup> Mariantal 1933, 8.

ters und Beobachters in Marienthal sein durfte, sondern daß sich jeder durch irgendeine, auch für die Bevölkerung nützliche Funktion in das Gesamtleben natürlich einzufügen hatte.<sup>123</sup> Ganz auf dieser Linie argumentierend streichen die Autoren im Anhang die neuere US-amerikanische Technik des „unauffälligen Beobachtens“<sup>124</sup> besonders hervor. Zeitgenössische Rezipienten der Marienthal-Studie sehen den Vorzug derselben denn auch in dem, was Oeser „funktionale Durchdringung“ nannte.<sup>125</sup>

Die Übernahme einer Rolle, die für die zu untersuchende soziale Gruppe selbst funktional ist – m.a.W. der Verzicht darauf, im Feld als Forscher zu erscheinen –, ist allerdings selbst wiederum an Voraussetzungen gebunden. Zum einen erfordert dieses Vorgehen, sich dem säkularen Trend immer schärferer Ausdifferenzierung von Berufsrollen entgegenzustellen und auf die sozial herausgehobene und Sicherheit bietende Rolle des distanziert beobachtenden Wissenschaftlers aus methodischen Gründen zu verzichten. Das bedeutet aber nicht, in die Haltung des Engagierten (zurück) zu fallen, wo die eigene Involviertheit in das soziale Leben regelmäßig über die Beobachterrolle siegt. Vielmehr könnte man eine ans Paradoxe grenzende Charakterisierung wählen, um deutlich werden zu lassen, wie diese Vorgangsweise zu verstehen ist: Der Forscher nimmt zeitweilig die Rolle eines neuen Mitglieds derjenigen sozialen Gruppe ein, die er untersuchen will; indem er sich als neues Mitglied darstellt und ausgibt, kann er gegenüber den anderen, alten Mitgliedern sowohl sein Auftreten erklären als sich auch eine Rolle innerhalb der Sozialität suchen, die seinen parallel bestehenden Interessen als wissenschaftlicher Beobachter entgegenkommt. Während seines Feldaufenthalts ist er verhalten, Balance zwischen den beiden Rollen zu halten und erntet als Preis für dieses „Sich-einleben in die Situation“<sup>126</sup> „einfühlsames Wissen aus erster Hand“.<sup>127</sup> Nachdem der teilnehmende Beobachter – und natürlich ist das hier skizzierte Verfahren nichts anderes als die später so genannte Methode – das Feld verlassen hat, kann er unter Verwendung dieses Wissens zu valideren Beschreibungen

---

<sup>123</sup> Marienthal 1933, 5.

<sup>124</sup> Marienthal 1933, 120.

<sup>125</sup> Oeser, O.A., *Methods and Assumptions of Field Work in Social Psychology*, in: *Journal of Psychology*, Vol. 27, 1937, 352.

<sup>126</sup> Marienthal 1933, 1.

<sup>127</sup> S. unten Jahodas Text.

und Erklärungen der sozialen Realität gelangen. Erst in diesem Stadium der Verarbeitung des Beobachtungsmaterials hat das seinen Platz, was häufig als das alleinige Novum der Marienthal-Studie ausgegeben wurde: die Quantifizierung.

Historisch scheint die Methode der funktionalen Durchdringung bei der Marienthal-Studie aus zwei weiteren Gründen möglich geworden zu sein: Erstens wegen der Distanz gegenüber der damaligen deutschsprachigen Soziologie, welche aus purem Reputationsinteresse möglichst objektivistischen Vorgangsweisen das Wort redete, sofern sie überhaupt an empirischer Forschung interessiert war.<sup>128</sup> Zweitens muß an die positive Rezeption des Behaviorismus in der Bühler-Schule erinnert werden, welcher nicht zu einem sterilen Dogma gerann, sondern als methodische Haltung Platz fand. In diesem Sinn ist es zutreffend, wenn Lazarsfeld davon spricht, daß versucht worden sei, den „psychologischen Aspekt der Arbeitslosigkeit mit den Methoden der modernen Forschung darzustellen.“<sup>129</sup>

Die Aufzählung der Voraussetzungen, die „Marienthal“ zu einer In-

---

<sup>128</sup> Geht man davon aus, daß die im Anhang referierte Literatur grosso modo den Wissensstand der Forschergruppe widerspiegelt, läßt sich diese Behauptung leicht belegen. Der einzige lebende deutschsprachigen Soziologen, der im Text erwähnt wird, ist Andreas Walther (dem Stölting, Eberhard, Akademische Soziologie in der Weimarer Republik, Berlin: Duncker & Humblot 1986, 141 ff. attestiert, er sei der „empirischste“ der damaligen Soziologen gewesen), dessen „Reisebericht“ über „Soziologie und Sozialwissenschaften in Amerika“ (1927) benutzt wurde. (Marienthal 1933, 120) Leopold von Wiese wird in einer Fußnote doppeldeutig zugebilligt, daß er einen „selbständigen Weg ... im Hinblick auf die Auswahl der zu untersuchenden Probleme“ gegangen sei, worauf „jedoch hier nicht näher eingegangen werden kann“ (Ebd. 109). Publikationen, auf die – schon wegen der im Titel aufscheinenden „Soziographie“ – eingegangen hätte werden können, sind u.a.: Steinmetz, Sebald Rudolf, Das Verhältnis von Soziologie und Soziographie, in: Verhandlungen des Fünften Deutschen Soziologentages in Wien (1927); Heberle, Rudolf, Soziographie, in: Vierkandts Handwörterbuch der Soziologie (1931); Tönnies, Ferdinand, Soziologie und Soziographie, in: Zeitschrift für Völkerpsychologie und Soziologie (1931). Die Arbeit von Geiger, Theodor, Die soziale Schichtung des deutschen Volkes. Soziographischer Versuch auf statistischer Grundlage (1932) erschien möglicherweise zu knapp vor Fertigstellung des „Marienthal“-Manuskripts. Vgl. Gorges, Irmela, Sozialforschung in der Weimarer Republik 1918-1933. Gesellschaftliche Einflüsse auf Themen- und Methodenwahl des Vereins für Socialpolitik, der Deutschen Gesellschaft für Soziologie und des Kölner Forschungsinstituts für Sozialwissenschaften, Frankfurt: Hain 1986. Die Distanz gegenüber der deutschsprachigen Soziologie dieser Jahre wird von Lazarsfeld in seinen Erinnerungen ausdrücklich betont (1975, 149 u. 213), wo er auch berichtet, daß er (nur?) Andreas Walther persönlich kannte (Ebd., 160).

<sup>129</sup> Lazarsfeld 1932, 147.

novation werden ließen, auf kognitive und wissenschaftsinstitutionelle Aspekte zu beschränken, wäre falsch; faktisch ebenso relevant war ein politisch-soziales Moment. Im Anhang zur Geschichte der Soziographie wird darauf hingewiesen, daß bereits einige Forscher versucht hätten, Varianten teilnehmender Beobachtung anzuwenden, die Frage der Bedingungen für ein derartiges Vorgehen wird dort aber nicht gestellt. Dabei sollte natürlich klar sein, daß der Wunsch von Sozialforschern, in ihrem Untersuchungsfeld nicht als Reporter oder neutrale Beobachter aufzutreten, nicht immer realisiert werden kann. Widerstände, Mißverständnisse und subjektives Unvermögen der Forscher können dem entgegenstehen. Nichts scheint davon in Marienthal der Fall gewesen zu sein<sup>130</sup> und man wird daher sagen dürfen, daß die Einbindung des Forschungsvorhabens in die sozialdemokratische Arbeiterbewegung sowie der Umstand, daß es sich bei Marienthal um ein Dorf gehandelt hat, dessen Bewohner allesamt arbeitslos waren, die sozialen Bedingungen umschreibt, welche die erfolgreiche Durchführung der Untersuchung erst ermöglichten. Weil in dem Dorf sozusagen jeder zum Untersuchungsobjekt geworden war, entstand kein Problem der Auswahl oder der Anknüpfung von Kontakten zum interessierenden Teil der Bevölkerung. Die Gemeinsamkeit zwischen Forschern und der Mehrheit der Beforschten, die darin lag, daß beide der Sozialdemokratie angehörten, ebnete zusätzlich potentielle Schwierigkeiten ein.<sup>131</sup> Der wechselseitige Respekt zwischen Sozialwissenschaftlern und Sozialdemokraten, der sich ja auch darin ausdrückte, daß die Mitarbeiter der Forschungsstelle mit dem führenden Kopf der SDAP, Otto Bauer, den Plan zu einer empirischen Untersuchung, besprachen, verhinderte die Entstehung von Instrumentalisierung oder Reserviertheit auf der poli-

<sup>130</sup> Schenk-Danzinger erinnert 1988 ihre Widerstände folgendermaßen: „Ich kann mich nicht erinnern, ich habe das sehr verdrängt. Aber, mein Gott, ich komme leicht aus mit Leuten, die waren ganz freundlich. Ich meine, es war niemand, der einen zurückgewiesen hätte oder so irgendwie. (Frage: Warum nicht leiden können ...?) Ich weiß nicht, ... Erstens, weil ich an sich Leute sehr ungern ausfrage, habe immer ein bißchen Hemmungen und unangenehmes Gefühl usw. Aber ich habe mitgemacht, weil es mich interessiert hat zuerst, aber dann nicht mehr. Dann habe ich bei der Auswertung nichts mehr gemacht. Sie haben mich schon eingeladen dazu, aber ich habe nicht wollen.“ (Interview mit Schenk-Danzinger 1988)

<sup>131</sup> Bezeichnenderweise sah das die Gendarmerie anders, die die jungen Besucher primär als Sozialisten wahrnahm und ob einer agitatorischen Tätigkeit besorgt war. (Ich verdanke den Hinweis auf ein derartiges Schriftstück Hans Schafranek, Wien).

tischen Seite, von Überheblichkeit und Belehrungsattitüden auf Seiten der Wissenschaftlern.

„Marienthal“ blieb die einzige größere Arbeit der Forschungsstelle (siehe Tabelle 4): die Innovation einer empirischen Sozialforschung im Spannungsfeld von Austromarxismus und Sozialpsychologie, die wert gewesen wäre, über das Kurationsstadium hinausgeführt zu werden und eine Fortsetzung auch durch andere zu finden, wurde gestoppt, ehe sie breiter rezipiert bzw. weiterentwickelt werden konnte. Dabei war die Aufnahme dieser Studie in der wissenschaftlichen Welt durchaus freundlich, was angesichts der Unbekanntheit der Verfasser überrascht – wobei „Unbekanntheit“ in doppelter Weise zu verstehen ist: Erstens wies das Buch in der 1. Auflage keine Autorennamen aus, sondern bezeichnete die Forschungsstelle als „Bearbeiter und Herausgeber“<sup>132</sup> und zweitens darf man behaupten, daß die Autoren in der Fachwelt wenig (Lazarsfeld) oder unbekannt (Jahoda und Zeisel) waren. Eine für die Aufnahme förderliche Wirkung hatte die Plazierung in einer von Karl Bühler herausgegebenen Monographienreihe.<sup>133</sup>

Die Rezensionen sind mehrheitlich positiv.<sup>134</sup> Ist das bei der sehr ausführlich referierenden durch Käthe Leichter nicht weiter verwunderlich, so kam das Lob, das Leopold von Wiese in einer von idio-

---

<sup>132</sup> Der Verlag habe wegen der auf jüdische Abstammung schließen lassenden Verfasseramen darauf bestanden, diese nicht am Titelblatt aufscheinen zu lassen (Brief Marie Jahodas an den Verf. vom 20.1.1988).

<sup>133</sup> Es scheint übrigens ziemlich unwahrscheinlich, daß Lazarsfeld wegen „Marienthal“ ein Stipendium der Rockefeller-Stiftung erhielt, weil diese Studie nicht vor Mitte 1933 herauskam, Lazarsfeld aber schon im September 1933 in die USA ging – übrigens zum selben Zeitpunkt, als die Rockefeller-Stiftung die erste Welle von Emigranten aus dem Deutschen Reich finanzierte.

<sup>134</sup> Besprechungen erschienen in folgenden Zeitschriften: „Arbeit und Wirtschaft“ Jg. 1933, Sp. 202 ff. (besprochen von Käthe Leichter); „Zeitschrift für Sozialforschung“ 2. Jg., 1933, 416 ff. (besprochen von Andries Sternheim); „Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie“ Bd. 12, 1933/34, 96 ff. (besprochen von Leopold von Wiese); „Archiv für die gesamte Psychologie“ 91. Bd., 1934, 273 f. (besprochen von J. Deussen); „Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik“ 140 Bd., 1934, 251 f. (besprochen von Friedrich Lütge); „Reichsarbeitsblatt“ N.F. 15. Jg., 1934, Teil II, 11 f. (besprochen von Dr. Grünewald); „Mensch en Maatschappij“ Vol. 10, 1934, 302 f. (besprochen von I. G. Keesing); „Sociology and Social Research“ Vol. 18, 1934, 77; „Archivio italiano di psicologia“ Vol. 13, 1934, 62 f. (besprochen von V. D'Agostino). Sowohl Lazarsfeld als auch Zeisel publizierten Aufsätze, in denen die Marienthalstudie im Voraus präsentiert wurde. Vgl. Lazarsfeld 1932 und Zeisel, Hans, Zur Soziographie der Arbeitslosigkeit, in: Archiv für Soziologie und Sozialpolitik, Bd. 69, H. 1, April 1933, 98 ff.

synkratischen Passagen nicht freien, aber ebenfalls sehr ausführlichen Besprechung spendete, eher unerwartet. Erwartungsgemäß kritisiert Wiese jene Teile, die seinen Überzeugungen und Ambitionen zuwiderlaufen: Die Studie sei soziologisch und daher sei es zu bedauern, daß das die Verfasser nicht einbekennen, obwohl das Buch „nicht im Psychologischen steckenbleibe“; die programmatische Erklärung der Autoren, alle Impressionen zu verwerfen, für, die keine zahlenmäßigen Belege zu finden waren, erscheint Wiese eine zu große Konzession an die Statistiker – „erfreulicherweise war man aber in der Anwendung dieses Grundsatzes doch nicht allzu ängstlich.“ Hart geht Wiese mit dem Anhang zur Geschichte der Soziographie ins Gericht: Nicht nur moniert er falsch geschriebene Eigennamen und die Mißachtung bestimmter Schulen – wie die der deutschen Statistiker des 18. Jahrhunderts –, es stört ihn auch der Eindruck, daß der Begriff der Soziographie auf Untersuchungen über die „eigentliche Arbeiterklasse“ beschränkt werde. Mit dem Urteil der Verfasser, in Lynd's „Middletown“ fehle ein Konnex zu sozialpolitischen Problemen, geht Wiese nicht konform, sondern hält gerade das Fehlen von sozialpolitischen Bezügen in der genannten amerikanischen Feldstudie für ihren Vorzug. Der anonyme Rezensent von „Sociology and Social Research“ hält das „Material für wertvoll“, die Methode dagegen für fragwürdig, weil sie einen „Vertrauensbruch“ gegenüber den Beforschten impliziere: der Rezensent unterstellt, daß die österreichischen Forscher die Marianthaler Bevölkerung quasi finanziell bestochen hätten, um Auskünfte zu erhalten (womit er offenbar auf die „Unterstützungsaktionen“ anspielt), während vergleichbare amerikanische und englische Studien zeigten, daß ein „trainierter Beobachter die Kooperation durch wahre Erklärungen in einfacher Sprache“ erzielen könnte. Auch dieser Rezensent sieht keinen Zusammenhang zwischen der eigentlichen Studie und dem wissenschaftsgeschichtlichen Anhang. Die positiven Besprechungen referieren unterschiedlich ausführlich den Inhalt des Buches, sind aber durchwegs recht kurz.

Die Resonanz, die „Marianthal“ fand, war also durchaus respektabel, allerdings nicht derart breit und überschwenglich, daß man das gängige Urteil, Lazarsfeld, Jahoda und Zeisel seien durch „Marianthal“ sozusagen schlagartig berühmt geworden, als berechtigt gelten lassen kann.<sup>135</sup>

---

<sup>135</sup> Dieses Urteil wird auch nahegelegt, weil nur in drei der von mir gefundenen Besprechungen Verfassernamen angeführt werden, während der Name der Her-

Die folgenschwerste Behinderung – sowohl für die Weiterarbeit der Forschungsstelle wie für die Rezeption ihres Erstlingswerks – kam jedoch von außerhalb des Wissenschaftssystems. Knapp vor dem Erscheinen von „Mariantal“ hatte die NSDAP im Deutschen Reich die Macht übernommen<sup>136</sup> und im darauffolgenden Jahr unterlag die österreichische Arbeiterbewegung dem Austrofascismus, was das Verbot aller linken Organisationen zur Folge hatte. Als privater Verein wurde die Forschungsstelle davon nicht erfaßt<sup>137</sup>, dürfte aber indirekt wegen der paritätischen („sozialpartnerschaftlichen“) Zusammensetzung ihres Kuratoriums von der Ausschaltung der Sozialdemokratie betroffen worden sein – ganz abgesehen von persönlichen und finanziellen Folgen, die mit dem Verbot der Sozialdemokratie verbunden waren. Darüberhinaus war es wegen der kommerziellen Führung noch vor dem Weggang Lazarsfelds in die USA zu Differenzen mit dem Präsidenten des

---

ausgebers der Reihe, in der das Buch erschien, Karl Bühler, doppelt so oft namentlich Erwähnung findet. Der Name von Lazarsfeld, der im Buch als Verfasser der Einleitung ausgewiesen ist, taucht übrigens in keiner einzigen Besprechung auf; Lazarsfeld wurde erst durch einige Zeitschriftenaufsätze, die sich mit Arbeitslosigkeit befassen als auf diesem Feld Forschender bekannt.

<sup>136</sup> Es gibt übrigens keinen Beweis dafür, daß „Mariantal“ der Bücherverbrennung zum Opfer gefallen ist: Der S. Hirzel Verlag Stuttgart teilte mir mit, daß das Verlagsarchiv in Leipzig im Krieg vollständig zerstört wurde, sie daher keine Auskunft geben könnten. Einer mir freundlicherweise in Kopie übermittelten Preisliste des S. Hirzel Verlags Leipzig aus dem Jahr 1936 ist zu entnehmen, daß dieses Buch damals lieferbar war. (Brief vom 1.2.1988). Daß „Mariantal“ tatsächlich bei den öffentlichen „Bücherverbrennungen“ unter den verbrannten Werken war, ist aus zwei Gründen höchst unplausibel: Die sogenannte „Bücherverbrennung“ fand am 10. Mai 1933 statt, zu welchem Zeitpunkt „Mariantal“ vermutlich noch nicht ausgeliefert war (das Exemplar der Universitätsbibliothek Wien, welche die Reihe in Fortsetzung führt, trägt als Eingangsdatum den 9.6.1933). Außerdem wurden vornehmlich bekannte Autoren „verbrannt“. Vgl. Sauder, Gerhard, Hrsg., Die Bücherverbrennung. Zum 10. Mai 1933, München: Hanser 1983. In diversen Listen über „schädliches und unerwünschtes Schriftum“ aus der NS-Zeit konnte das Buch ebenfalls nicht als „indiziert“ nachgewiesen werden. (Freundliche Mitteilung von Peter Langmann, Graz). Vgl. dazu: „Das war ein Vorspiel nur...“. Bücherverbrennung Deutschland 1933: Voraussetzungen und Folgen, Ausstellungskatalog der Akademie der Künste Berlin: Medusa 1983.

<sup>137</sup> Dies ist insofern überraschend als andere wissenschaftliche Vereine durchaus verboten wurden, z.B. der „Verein Ernst Mach“ des Wiener Kreises, Vgl. Stadler, Friedrich, Vom Positivismus zur „Wissenschaftlichen Weltauffassung“. Am Beispiel der Wirkungsgeschichte von Ernst Mach in Österreich von 1895 bis 1934, Wien: Löcker 1982, 196 ff.

Kuratoriums, Karl Bühler, gekommen.<sup>138</sup> Nach Lazarsfelds Übersiedlung in die USA leitete Hans Zeisel die Forschungsstelle interimistisch bis Anfang 1934. Danach übernahm Jahoda die wissenschaftliche Leitung, während die kommerziellen Belange auf Provisionsbasis von einem Mann erledigt wurden, mit dem es Ende 1934 zu Differenzen kam, was zur formellen Auflösung des Vereins „Österreichische Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle“ führte. Im Anschluß daran wurde gemeinsam mit einem neuen kommerziellen Leiter eine „Arbeitsgemeinschaft der Mitarbeiter der Österreichischen Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle“ gegründet. Der neue Akquisiteur dürfte anfangs recht erfolgreich gewesen sein, da er innerhalb eines halben Jahres Aufträge in der Höhe von 22.000 Schilling einwerben konnte. Trotzdem geriet die Forschungsstelle schon im Frühjahr 1935 wieder in finanzielle Probleme, die diesmal durch ein Darlehen einer Privatperson ausgeglichen wurden. Einen Einblick in die kommerziellen und wissenschaftlichen Studien der Forschungsstelle bietet Tabelle 4 (allerdings muß betont werden, daß die Aufstellung insbesondere bei den Marktstudien vermutlich unvollständig ist).

Gewisse Hoffnungen der Mitarbeiter der Forschungsstelle richteten sich auf ihren seit 1935 definitiv in den USA lebenden „stillen Teilhaber“, Paul Lazarsfeld, der versprochen hatte, „alles Neue auf dem Gebiet der Marktforschung“<sup>139</sup> nach Wien zu melden und sich, eigenem Bekunden zufolge, auch um Aufträge für das Wiener Institut bemühte.<sup>140</sup> Einen Erfolg dieser Bemühungen konnte Lazarsfeld verzeichnen als es ihm gelang, das emigrierte Frankfurter Institut für Sozialforschung als Auftraggeber zu gewinnen. Dessen ambitiöse Untersuchung über „Autorität und Familie“ hatte unter der Exilierung gelitten – und Institutsleiter Max Horkheimer versuchte 1934 und 1935 von New York aus die zerrissenen Kooperationsfäden wieder zu knüpfen. Von den zahlreichen Plänen<sup>141</sup> wurden zwei halbwegs realisiert, an denen die Forschungsstelle in irgendeiner Form beteiligt war: Lazarsfeld

---

<sup>138</sup> Akt Jahoda LG Wien, Blatt 81.

<sup>139</sup> Aussage von Heinrich Faludi bei der Bundespolizeidirektion Wien am 28. 11. 1936 (Akt Jahoda LG Wien, Blatt 119).

<sup>140</sup> Lazarsfeld, Paul 1975, 169.

<sup>141</sup> Darüber informiert nun am ausführlichsten: Wiggershaus, Rolf, Die Frankfurter Schule. Geschichte, theoretische Entwicklung, politische Bedeutung, München: Hanser 1986.

analysierte Daten, die aus Erhebungen von Käthe Leichter und Erich Fromm stammten, und Marie Jahoda verfaßte einen Forschungsbericht, von dem der historische Teil in die Publikation des Instituts für Sozialforschung aufgenommen wurde.<sup>142</sup> Anfang 1936 schien es, als gelänge es der Forschungsstelle, sich aus der anhaltenden finanziellen Krise zu befreien. Marie Jahoda traf in Paris mit Horkheimer zusammen und dieser übertrug ihr die Leitung einer Studie, die von Käthe Leichter und Ludwig Wagner durchgeführt werden sollte und den Einfluß der Arbeitslosigkeit auf die Autorität der Eltern zum Gegenstand haben sollte; darüberhinaus zeigte Horkheimer sich an einer von Jahoda selbst geplanten Untersuchung interessiert und ermunterte sie, diese auf breiterer Datenbasis durchzuführen.<sup>143</sup> Während dieses Aufenthalts in Paris traf Jahoda über Vermittlung von Lazarsfeld auch mit dem Generalsekretär einer internationalen Warenhausvereinigung zusammen, der sich an einer finanziellen Beteiligung an der Forschungsstelle interessiert zeigte. Tatsächlich kam es wenige Wochen später zu einem entsprechenden Arrangement: Lazarsfeld schied als immer noch nomineller Teilhaber der Firma aus und der Handelsunternehmer beteiligte sich mit einer respektablen Einlage an der Forschungsstelle.<sup>144</sup> Auswirkungen zeitigte diese Veränderung keine mehr, weil Jahoda am 27. November 1936 aufgrund einer „vertraulichen Mitteilung“ an ihrem Arbeitsplatz verhaftet wurde. Ein zweieinhalb Jahre lang geführtes Doppelleben drohte damit entdeckt zu werden. Marie Jahoda, die vor dem Verbot der Sozialdemokratischen Partei politisch sehr aktiv war, hatte dieses Engagement nach der Niederwerfung des Arbeiteraufstandes im Februar 1934 nicht eingestellt, sondern arbeitete illegal weiter. Schon eine Woche nach dem 12. Februar beteiligte sie sich an ersten Aktivitäten: „Alles war so

---

<sup>142</sup> Ein dort erwähnter möglicherweise interessanterer empirischer Teil blieb unpubliziert: Jahoda 1936, 706.

<sup>143</sup> Diese Darstellung ergibt sich aus den Aussagen von Jahoda im schon mehrfach zitierten Verfahren, wo sie ausführlich über ihre Verbindung zum Horkheimer-Institut berichtet. (Akt Jahoda LG Wien).

<sup>144</sup> Lazarsfelds Verbleib kann auch im Zusammenhang mit einer Auflage der Rockefeller-Stiftung gestanden sein, wonach nur diejenigen ein Stipendium bekamen, die im Heimatland eine sichere Stelle hatten, auf die sie zurückkehren konnten (vgl. Lazarsfeld 1975, 152) Die Einlage des Handelsunternehmers betrug 10.000 Schilling; außerdem trat Benedikt Kautsky als Treuhänder dieses Unternehmers in die Forschungsstelle ein. Es kann nicht ausgeschlossen werden, daß die Polizei bei den späteren Vernehmungen in dieser Beteiligung illegale Transaktionen für die sozialistischen Untergrundorganisationen vermutete.

erschütternd und obwohl wir uns darauf vorbereitet hatten, hat man das Gefühl gehabt, man kann einfach nicht weiterleben, ohne irgendetwas zu tun ... Wir sind vom Karl-Marx-Hof (wo Jahoda damals wohnte) in der Nacht ausgegangen und haben Zettel gepickt, auf denen stand: Wir kommen wieder! Das war wahnsinnig ... Es war ganz gegen jede illegale Organisationsidee; es war nur ein Ausbruch, weil man gefühlt hat, man darf einfach nicht nachgeben.“<sup>145</sup> Sie gehörte damals zu einer der vielen Gruppierungen, die rund um die Februarereignisse entstanden waren, und sich untereinander heftig befehdeten. Die „Gruppe Funke“ war eine, die noch in der legalen Periode Vorbereitungen für die Illegalität getroffen hatte, was im Zusammenhang damit stand, daß sie sich an der deutschen „Neu Beginnen“ orientierte. Sieht man von dem revolutionsgeschichtlich gewichtigen Namen „Funke“ ab, spielte dieser Zirkel aus weiteren Gründen eine gewisse Rolle unter den Illegalen: einerseits ging aus dieser Gruppierung der spätere Obmann der Revolutionären Sozialisten hervor und andererseits vertraten deren Anhänger einen unversöhnlichen Standpunkt gegenüber dem kommunistischen Untergrund, der auch nach der Änderung der Strategie der kommunistischen Weltbewegung beibehalten wurde.<sup>146</sup>

Über Vermittlung von Karl Frank, einem gebürtigen Österreicher, der 1918 gemeinsam mit Lazarsfeld in der revolutionären Schülerbewegung und den Ferienkolonien aktiv war<sup>147</sup> und nun führendes Mitglied von „Neu Beginnen“ war, setzte sich ein junger, gerade aus der Provinz nach Wien übersiedelter Illegaler mit Jahoda in Verbindung: „Gustav Richter“, mit richtigem Namen Joseph Buttinger, der spätere Obmann der Revolutionären Sozialisten. In den folgenden Jahren arbeitete Jahoda eng mit ihm zusammen. Sie organisierte Wohnungen, wo der vollständig „Illegalisierte“ übernachten konnte, arrangierte Treffs

---

<sup>145</sup> Interview mit Jahoda 1985.

<sup>146</sup> Jahoda hielt an diesem Standpunkt auch noch im Exil und nach dem Ende des Krieges fest: Einem „Report“ eines OSS-Mitarbeiters, der mit Jahoda knapp nach ihrer Ankunft in den USA ein verdecktes Gespräch führte, ist zu entnehmen, daß sie der Meinung war, nicht nach Österreich zurückkehren zu können, weil sie bei den österreichischen Kommunisten persona non grata sei. (Interview with Dr. Marie Jahoda, Assistent to Professor Horkheimer [i.e. Horkheimer], Head of the American Jewish Research Committee, New York City, July 14, 1945. National Archives, Modern Military Branch, RG 226, entry 100, Box 13, Ich danke Peter Eppel, Wien, für die Überlassung einer Kopie dieses Dokuments).

<sup>147</sup> Vgl. Scheu 1985, 58, der auch berichtet, daß Karl Frank 1918 die Gastvorlesung von Max Weber an der Wiener Universität initiiert hatte (58).

mit Funktionären, hielt Verbindungen aufrecht, empfing Post aus dem Ausland für ihn und tippte Protokolle der Besprechungen, die sie in Verwahrung nahm. „Auf englisch würde man das nennen personal assistant“<sup>148</sup>. Damals hieß das: Arbeit im technischen Apparat und war eine gerade von Intellektuellen wenig präferierte Form der illegalen politischen Aktivitäten. Eine recht detaillierte und anschauliche Beschreibung dieser Arbeit verdanken wir einem Artikel, den Jahoda damals schrieb – und der ironischerweise erst nach ihrer Verhaftung erschien.<sup>149</sup> Darin wendet sie sich gegen die Intellektuellen, die trotz ihrer „natürlichen Klassenfremdheit“ den „Anspruch auf geistige Führung oder zumindest weitgehende Beeinflussung der Ideologie der Bewegung“ erhöhen. Die Intellektuellen, die sich sozialistischen Gedankengängen zuwenden, müßten „mit lang erworbenen Denkgewohnheiten“ brechen, ehe sie für die Arbeiterbewegung aktuell nützlich sein könnten. Unter den gegebenen Bedingungen der Illegalität kämen vor allem die Schulungsarbeit und die Tätigkeit im technischen Apparat in Frage. Wer sich damit nicht begnügen wolle, den erinnert Jahoda daran, daß „wir nicht immer in der Illegalität bleiben“ werden und für die Zeit danach gelte vor allem eines: „Seid qualifizierte Spezialisten, vervollkommnet eure Kenntnisse im Hinblick auf eure Funktion im kommenden Aufbau einer neuen Gesellschaft!“ Die folgende Passage über die Intellektuellen im technischen Apparat kann man auch als ein Stück Selbstbeschreibung lesen: „Welche Qualitäten hat der Intellektuelle für den technischen Apparat? Die wichtigste: eine bessere Tarnungsmöglichkeit als die Arbeiter. Kleidung und Benehmen machen ihn der Polizei nicht von vorneherein verdächtig. Zweitens besitzt er eine größere Möglichkeit, nützliche, unbelastete Menschen aufzuspüren. So wenig es vielleicht auch unsere überlasteten Wohnungsreferenten glauben wollen, es gibt diesen Menschenschlag in Österreich noch immer in großer Zahl. Man muß nur Mühe darauf verwenden, sie zu finden. Der Intellektuelle, der einen größeren Bekanntenkreis hat als der Arbeiter, vor allem einen mit größeren Wohnungen, muß dieses Problem leichter bewältigen. Außerdem sind seine räumlichen und psychischen Beziehungen zum Telephon weitaus besser als die der Arbeiterschaft. Er

---

<sup>148</sup> Interview mit Jahoda 1985.

<sup>149</sup> Mautner, M. (i.e. Jahoda, Marie), Die Intellektuellen und die revolutionäre Bewegung in Österreich, in: Der Kampf, N.F. Bd. 4, 1937, 16 ff. Daraus die folgenden Zitate.

ist also leicht erreichbar und daher als zentraler Verbindungsmann besonders zu empfehlen; dazu kommt, daß für ihn das Überschreiten der Wohnbezirksgrenze eine große Selbstverständlichkeit ist. Schreibmaschinen und Abziehapparate stehen ihm eher zur Verfügung, und man sieht ihn nicht sofort als verdächtig an, wenn er eine größere Menge Papier anschafft.“

Über eine der zahllosen illegalen Unterredungen, an denen Jahoda teilnahm, berichten – diametral entgegengesetzt – auch zwei Exponenten rivalisierender illegaler Gruppen in ihren Autobiographien. Es ging 1935 zwischen den Revolutionären Sozialisten und Kommunisten um ein gemeinsames Aktionsprogramm – nach dem VII. Weltkongreß der Kommunistischen Internationale ein besonderes Anliegen der Kommunisten. Joseph Buttinger hatte sich, eigenem Bekunden zufolge, vom Zentralkomitee der Revolutionären Sozialisten freie Hand geben lassen, um durch ein Scheinangebot das kommunistische Drängen auf die Einheitsfront ins Leere laufen zu lassen. „Er (i.e. Buttinger) ließ das kommunistische Zentralkomitee wissen, daß der ständige Wechsel seiner Unterhändler den Abschluß der Verhandlungen erschwere und neue Verhandlungen mit einem neuen Mann unerwünscht seien, daß er aber zu Fortsetzung der Gespräche auch mit Ernst Fischer bereit sei, doch nur im Beisein Vaidas (i.e. der bisherige Unterhändler). Als Richter (i.e. Buttinger) die beiden in der Wohnung Mitzi Jahodas auf der Döbler Hauptstraße traf, stieß ihn die überströmende Freundlichkeit Fischers sogleich ab; ... Es reizte ihn, dem wichtigsten österreichischen Neukommunisten einmal vorzuführen, daß der Übertritt zur Kommunistischen Partei weder das einzige noch das zuverlässigste Verfahren war, die alte Sozialdemokratie geistig zu überwinden.“<sup>150</sup>

Ganz anders stellt sich diese Episode in Ernst Fischers Autobiographie dar, der die Verhandlungen mit dem Hinweis eröffnet haben will, daß ihn Otto Bauer, den er knapp davor in der CSR getroffen haben wollte, ermächtigt habe, auch in seinem Namen zu sprechen: „Keine gute Empfehlung! erwiderte der Vorsitzende der Revolutionären Sozialisten, Franz Puttinger (!), ein radikaler, undurchsichtiger Abenteurer, dem ein jäher Frontwechsel zuzutrauen war. ‚Otto Bauer bedeutet uns nichts. Wir brauchen keinen Vormund in der Emigration‘ An der Besprechung nahm außer ihm die ebenso schöne wie intelligente Marie

---

<sup>150</sup> Buttinger, Joseph, Das Ende der Massenpartei. Am Beispiel Österreichs, Frankfurt: Neue Kritik 1972, 307 und 306 (ursprünglich 1953).

Jahoda (heute eine Lady der englischen High Society) sowie andere teil, die mein Gedächtnis nicht registriert hat.“<sup>151</sup>

Über den Ertrag derartiger Erinnerungsbücher einstiger politischer Kontrahenten für die Rekonstruktion der politischen Geschichte braucht hier nicht geurteilt zu werden. Wohl aber kann, ausgehend von Fischers denunziatorischer Bemerkung über Jahodas Zugehörigkeit zur High Society auf eine Traditionslinie der Rezeption der nichtkommunistischen Linken der dreißiger Jahre aufmerksam gemacht werden: So berichtet Mathias Greffrath im Vorwort zu seinem Buch mit Gesprächen emigrierter Sozialwissenschaftler – aus dem hier schon mehrfach zitiert wurde –, daß er bei den Recherchen auch Material des Münchner Instituts für Zeitgeschichte benutzt habe, wo er auf dem Fragebogen von Marie Jahoda einen handschriftlichen Zusatz eines früheren Benutzers gefunden habe: „Heute eine Lady in der englischen High Society“ – und knüpft daran die Vermutung, es müsse sich wohl um einen Angehörigen der sechziger Generation gehandelt haben, der derartiges notierenswert gefunden habe<sup>152</sup>. Wie man sieht hätte diese Bemerkung auch von einem Altstalinisten stammen können.

Jahoda benutzte für ihre illegale Arbeit die Forschungsstelle als Tarnung, was aber nicht dahingehend mißverstanden werden darf, daß die gesamte Forschungsarbeit Camouflage der illegalen Tätigkeit gewesen wäre. Vielmehr handelte es sich um ein Ausnutzen vorhandener Ressourcen und Tarnungsmöglichkeiten. Daher wußte die Mehrzahl der Mitarbeiter der Forschungsstelle nichts vom Doppelleben der „Chefin“. Einer der Ahnungslosen war Ernst Dichter, der darüber in seiner Autobiographie berichtet: „Ich hatte gerade einige Tiefeninterviews durchgeführt, die sich mit den Milchtrinkgewohnheiten der Wiener beschäftigten ... Eines Nachmittags lieferte ich diese Interviews pflichtgemäß in den Büroräumen des wirtschaftspsychologischen Instituts ab. Ich hatte einen Schreibtisch im Institut, aber keinen Schlüssel für die Tür der Büroräume. Ich klingelte. Ein Mann öffnete die Tür, den ich nicht kannte. Er sah mich argwöhnisch an und fragte, ob ich etwas mit dem Institut zu tun hätte und wie mein Name sei. Er hatte einen sehr autoritären Ton. Obzwar ich verärgert war, schüchternete mich dies so ein, daß ich ihm nicht einfach sagte, dies ginge ihn überhaupt nichts an. Ohne langes Zögern sprach er dann die Worte, die man sonst

---

<sup>151</sup> Fischer, Ernst, *Erinnerungen und Reflexionen*, Reinbek: Rowohlt 1969, 314.

<sup>152</sup> Greffrath 1979, 8.

nur im Kino oder im Fernsehen hört: ‚Sie stehen unter Arrest‘. Ich protestierte nicht, ich war verblüfft. Es dauerte fast eine volle Woche, ich hatte mich bereits an mein Gefängnis gewöhnt, bis ich überhaupt den Grund meiner Verhaftung herausfand ... Ich wurde über alles mögliche und unmögliche, das man sich nur vorstellen kann oder auch nicht, befragt. Hatte ich einen Schlüssel zu meinem Schreibtisch? Natürlich. Ich hatte alle meine Sachen drin. Hatte ich eine feste Anstellung? Na ja, nachdem ich einen Schreibtisch hatte, antwortete ich: ‚Ja.‘ ‚Wir haben Geld in Ihrem Schreibtisch gefunden. Gehört das Ihnen?‘ Was war die geheime Bedeutung dieser Fragebogen, die sie da gebracht haben, die – begleitet war diese Frage von einem höhnischen Lachen – angeblich mit Milchtrinkgewohnheiten zu tun hatten? Was steckte wirklich dahinter? ‚Machen Sie uns nichts vor. Was ist die wirkliche Bedeutung des Wortes Milch?‘ Zum erstenmal in meinem Leben kam mir der Gedanke, daß ein Kriminalbeamter eigentlich hinter jedem normalen Vorgang mysteriöse Hintergründe suchen muß ... Ich sah mich plötzlich damit konfrontiert, einerseits so klug zu gelten, einen einfachen Fragebogen als Spionagebogen zu verwenden, und andererseits den Kriminalbeamten davon zu überzeugen, daß ich tatsächlich an nichts anderem interessiert war, als an den Milchtrinkgewohnheiten der Wiener. Eine solche Erklärung war fast zu naiv, um von einem sehr mißtrauischen österreichischen Polizeioffizier als Wahrheit akzeptiert zu werden.<sup>153</sup>

Die Polizei hatte zwar von irgendeinem Konfidenten den Tip bekommen, die Forschungsstelle auszuheben; was sie dort finden könnte, wußte der Denunziant aber offenkundig nicht so genau. Wohlweislich verhaftete die Polizei daher vorerst alle, deren sie habhaft werden konnte und beschlagnahmte das im Büro befindliche Material. Die entsprechenden Listen füllen mehrere Seiten des Gerichtsaktes. Die der Polizei weniger verdächtig Erscheinenden, wie Dichter, ließ sie nach einigen Tagen laufen und konzentrierte sich in den folgenden Monaten auf die Einvernahme der vier Hauptverdächtigten: neben Jahoda, Maria Schneider und Fritz Jahnel, die beide im Institut für Bildstatistik – jener einst von Otto Neurath gegründeten und nunmehr unter „vaterländischer“ Leitung stehenden Volksbildungseinrichtung – beschäftigt waren und Fritz Keller, der in den amtlichen Schriftstücken als „beschäftigungsloser Industrieangestellter“ bezeichnet wird. Die

---

<sup>153</sup> Dichter, Ernest, Motivforschung – mein Leben. Die Autobiographie eines kreativ Unzufriedenen, Frankfurt: Lorch 1977, 61 f.

Polizei vermutete – und verkündete diese Ansicht auch in der regierungshörigen Presse<sup>154</sup> –, den „Nachrichten- und Informationsdienst für die illegale revolutionär-sozialistische Organisation“ gefunden und mit Jahoda ein Mitglied „nicht nur des Zentralkomitees der Revolutionären Sozialisten, sondern auch des Exekutivkomitees dieser Partei“ erwischt zu haben.<sup>155</sup> Die Verhöre zogen sich über Wochen, brachten die Polizei aber nicht weiter.<sup>156</sup> Jahoda hatte ihre Lektion in illegaler Arbeit gelernt, gestand nur, was ihr nachgewiesen werden konnte und leugnete auch dort noch, wo nur ihr Geständnis die offenkundige Unrichtigkeit ihrer Aussagen beweisen hätte können. Die Vernehmer standen vor dem Problem, daß sie aus dem Großteil des beschlagnahmten Materials nicht klug zu werden vermochten. Die offensichtlich illegalen Schriftstücke, die Jahoda von einem „Erich“ zur Aufbewahrung übernommen hatte und die sie in einem Banksafe verwahrte, habe sie nicht anschauen können. Wer dieser „Erich“ sei, wolle sie nicht sagen; bloß, daß er ihr verboten habe, die im Banksafe deponierten Papiere zu lesen und sie deswegen auch immer bis zum Eingang der Bank begleitet habe, könne sie zu ihrer Verteidigung anführen. Der Besitz der in Jahodas Wohnung gefundenen illegalen Zeitungen und Flugblätter war zwar verboten, erbrachte aber nicht den von der Polizei von Anfang an behaupteten Beweis dafür, einen großen Fang gemacht zu haben.<sup>157</sup>

Also konzentrierten sich die Einvernahmen auf das in der Forschungsstelle beschlagnahmte Material. Aufzeichnungen, die in einem Notizheft mit dem Titel „Das Wortspiel und die komische Rede“ enthalten waren, weckten den Verdacht der Polizisten. „Ich habe damals“, berichtet Jahoda 1979 darüber, „Material für eine Arbeit gesammelt über die zwei Kulturen in Österreich. Ich wollte das demonstrieren mit den zwei Witzfiguren, die es in Österreich gab, dem kleinen Moritz und dem Aristokraten Graf Bobby. Ich hatte eine Sammlung von ungefähr 200 Witzen und war im Begriff, darüber etwas zu schreiben. Die Männer, die die Kreuzverhöre machten, haben all meine Akten, aus der For-

---

<sup>154</sup> Vgl. die Artikel darüber in der illegalen, in Brünn gedruckten Arbeiter Zeitung vom 6.1.1937 und vom 20.1.1937.

<sup>155</sup> Anzeige der Bundespolizeidirektion Wien an die Staatsanwaltschaft Wien I vom 29.12.1936 (Akt Jahoda LG Wien, Blatt 3).

<sup>156</sup> Das ist auch daran ablesbar, daß über Jahoda anfangs eine dreimonatige „Anhaltshaft“ verhängt wurde und sie erst nach vier Monaten dem Untersuchungsrichter übergeben wurde. Vgl. Arbeiter Zeitung 20.1.1937.

<sup>157</sup> Das Regime hatte sich knapp davor beim Sozialisten-Prozeß gehörig blamiert.

schungsstelle und von zu Hause, gehabt und geschrien: ‚Wir wissen, Sie lügen, wir wissen, wir werden Sie schon überführen.‘ Die sind das ganze Material durchgegangen. In den Verhören wurde ich angeschrien; niemand hat mich geschlagen oder physisch gequält, aber sie haben mich stehen lassen für zwei Stunden, während sie alle dagesessen sind ... Und eines Nachts kam ich wieder zu einem Verhör, und sie sagten: ‚Was ist das?‘ Und ich sagte: ‚Das ist Material zu einer Arbeit, das ich gesammelt hab.‘ – ‚Wir wissen, daß Sie lügen; wir werden schon sehen, was das ist.‘<sup>158</sup> Während, wie Jahoda weiter berichtet, über die Sammlung von Witzen sogar die Polizisten lachen mußten, ging es bei anderen Fragen weniger unterhaltsam zu. In der ersten Anzeige der Polizei an die Staatsanwaltschaft<sup>159</sup> heißt es beispielsweise: „Bei der sohin auch im Unterstande der Dr. Maria Jahoda-Lazarsfeld vorgenommenen Hausdurchsuchung wurden Aufzeichnungen über die politische Struktur der Betriebsarbeiterschaft in Wien, einzelne Berichte über die Durchführung der illegalen Weisungen anlässlich der Vertrauensmännerwahlen in den Betrieben, und eine Anzahl verschiedener von Rechercheuren gelieferter Berichte über die Einstellung gewisser Bevölkerungskreise zum Sozialismus und zum Kommunismus, sowie diverse von Dr. Paul Lazarsfeld aus Newark, U.S.A. an seine getrennte Gattin Dr. Maria Jahoda-Lazarsfeld gerichtete Briefe, gefunden und beschlagnahmt.“

Eine Mappe mit der Aufschrift „Denkgewohnheiten“ zog die Aufmerksamkeit der Polizei besonders auf sich, fanden sich darin doch „steno-graphische Vormerkungen“ zu folgenden staatsgefährdenden Themen: „Was ist Soz., Was bringt dieser Zustand, Wie Soz. geworden.“<sup>160</sup> Jahoda wurde mehrfach zu diesen Aufzeichnungen vernommen. Sie erklärte, daß es sich bei diesen Papieren um Vorstudien zu einer neuen wissenschaftlichen Arbeit, die sich mit „Denkgewohnheiten“ beschäftigen werde, handle. Anlässlich ihres Aufenthalts in Paris zum Jahreswechsel 1935/36 habe sie mit Professor Max Horkheimer, der sie wegen der Marienthal-Studie kontaktiert hätte, dieses Thema abgesprochen und Horkheimer – dessen politische Einstellung ihr, wie sie auf eine entsprechende Frage erklärte, „unbekannt“ sei – habe sie ermuntert, die geplante Arbeit „auf breiterer Basis“ fortzusetzen. Es ging dabei

<sup>158</sup> Jahoda 1979, 131 f.

<sup>159</sup> Akt Jahoda LG Wien, Blatt 5.

<sup>160</sup> Ebd. Blatt 68.

darum, „daß Menschen von Begriffen, die sie einmal, sei es auch in der Jugend gebildet haben, auch in späterer Zeit nicht abweichen.“ Von Horkheimer sei der Vorschlag gekommen zu untersuchen, „ob äußere Ereignisse, insbesondere politischer Natur, die Denkgewohnheiten der Menschen beeinflussen“. Sie habe ihm entgegengehalten, daß unter den gegebenen politischen Verhältnissen in Österreich diese Arbeit nicht in Angriff genommen werden könne, sich aber schließlich überzeugen lassen, es doch zu versuchen. Horkheimer habe gemeint, wenn sie sich nur die „entsprechende Zeit“ lasse und „kleinweise“ Material sammle, müsse eine Fertigstellung möglich sein. „Da mir Professor Dr. Horkheimer keine bestimmte Frist zur Vollendung der Arbeit stellte, erklärte ich mich hiezu bereit.“ Nach ihrer Rückkehr aus Paris habe sie mit der Sammlung des nötigen Materials begonnen. Zuerst habe sie die Ergebnisse der letzten Volks- und Betriebszählung durchgearbeitet und danach wandte sie sich an „Bekannte, von denen ich wußte, daß sie ihre politischen Ansichten geändert hatten und suchte zu ermitteln, welcher äußere Einfluß sie zu dieser Änderung brachte und wann dieser eingetreten ist.“ Beispielsweise sei ihre Mutter vor dem Weltkrieg monarchistisch eingestellt gewesen und unter dem Eindruck des Krieges zur Pazifistin geworden. Jahoda habe sich schließlich entschlossen, die Arbeiterschaft als Untersuchungsobjekt zu wählen, weil man „auf diesem Weg am besten großes und kontrollierbares statistisches Material erhalten“ könne. Sie hätte in der Folge Personen, die sie von ihrer früheren Tätigkeit in der Sozialdemokratischen Partei gekannt habe, gebeten, ihr diesbezügliches Material zu überlassen.

Verschiedene Aufstellungen, die Jahoda vorgehalten wurden – über den Anteil der offiziellen Einheitsgewerkschaft in einzelnen Arbeiter- und Angestelltengruppen Wiens, über die Ergebnisse der Betriebsratswahlen in den Saurer- und den Hammerbrotwerken, Aufzeichnungen über die Anhängerschaft der (illegalen) Freien Gewerkschaften u.a.m. – hätten allein diesem Forschungsinteresse dienen sollen. „Ich bestreite auf das entschiedenste“, diktierte Jahoda ins Protokoll, „daß ich von den mir zugegangenen Berichten irgendeinen illegalen Gebrauch gemacht habe.“

Die Polizei war nicht geneigt, Jahodas Darstellung Glauben zu schenken und so war sie genötigt, bei weiteren Verhören detaillierter über das Design der geplanten Untersuchung zu berichten. Sie habe den Sozialismus als Gegenstand gewählt, weil das „ein Begriff ist, von dem die Leute bereits in ihrer frühen Jugend hören und weil ich der Mei-

nung war, daß dann die Leute später weniger darüber nachdenken.“ Sie wollte herausfinden, ob das Denken auch durch andere als intellektuelle Faktoren beeinflußt werde und nur darum hätte sie „Personen meines Bekanntenkreises, Verwandte, Freunde und Studenten“ mit folgenden Fragen behelligt: „Was ist Sozialismus?“, „was erwarten Sie sich vom Sozialismus?“ und „wie sind Sie zum Sozialismus gekommen?“. Durch eine Kombination von „Einzelanalyse und statistischen Erhebungen“ sollte das Ziel der Studie erreicht werden und dazu hätten die diversen Aufzeichnungen über politische Stärkeverhältnisse gedient. Im Zuge dieser Erweiterung der Untersuchung habe sie dann ein „Schema“ entwickelt, das zur einheitlichen Erfassung der „Stärke aller Organisationen, einschließlich der illegalen“ dienen hätte sollen. Als ihr vorgehalten wurde, die Berichte, die bei ihr beschlagnahmt wurden, ließen wegen „ihrer tendenziösen Abfassung klar erkennen, daß es sich nicht um objektive Feststellungen handelt“, antwortete Jahoda, sie hätte die Berichte „nehmen müssen, wie ich sie bekommen habe. Nachdem in den einzelnen Mitteilungen zuviel Stimmungsberichte enthalten waren, habe ich dann einen allgemeinen Fragebogen ausgearbeitet“. Ein Zettel, auf dem „Z.K.“ stehe, sei einer jener für ihre Arbeit wertlosen Papiere, die sie irrtümlich aufgehoben habe. „Wenn ich gesehen hätte, daß darauf Z.K. (Zentralkomitee) steht, hätte ich bestimmt den Kopf abgeschnitten“ – und ein anderes Papier, auf dem stenographisch vermerkt war, daß der „Schutzbund die einzige Macht sei, die den Generalstreik organisieren könne“, komme schon deswegen nicht als von ihr verfaßt in Betracht, weil diese Behauptung ihrer „politischen Überzeugung nach vollkommen unrichtig“ sei.<sup>161</sup>

Noch während Jahoda in Untersuchungshaft saß, bemühten sich ihre Freunde, die Öffentlichkeit zu ihren Gunsten zu beeinflussen. In England und Frankreich wurde der österreichische Außenminister mit Interventionen behelligt, was diesen immerhin veranlaßte, beim Justizministerium Erkundigungen einzuholen: „Von englischen und französischen Intervenienten (wurde) angedeutet, daß von Links-Kreisen in England und Frankreich bereits für die künftige Unterbringung der Dr. Maria Jahoda-Lazarsfeld in einer ihr zusagenden Stellung Vorsorge getroffen worden sei. Mit Rücksicht auf das von anscheinend ziemlich weiten, wenn auch links gerichteten und Österreich wenig günstig eingestell-

<sup>161</sup> Ebd. Blatt 79 f., 84 ff. Vgl. zur Analyse von Denkgewohnheiten unten Jahodas Text.

ten Kreisen wiederholt bekundete Interesse an diesem Straffall“ wurde eine Beschleunigung des Verfahrens „angeregt“.<sup>162</sup> Knapp vor dem Prozeß ergriff dann noch jemand zugunsten Jahodas das Wort, dem man eine links gerichtete Einstellung nur schwerlich nachsagen konnte: Der katholische Theologe und Exponent einer christlichen Sozialwissenschaft, der Universitätsprofessor Johannes Messner wandte sich an den Justizminister und übersandte die „Übersetzung eines Briefes von P.L. O’Hea S.J., dem Sekretär der Catholic Social Guild, Oxford“ und regte „im Staatsinteresse“ an, „Entgegenkommen zu zeigen“.<sup>163</sup> Dem Schreiben O’Hea’s wiederum ist zu entnehmen, daß der Sekretär des Londoner Soziologie-Instituts bei ihm vorgesprochen und ihm ein Memorandum über Jahoda überreicht hatte, in welchem Jahoda ein Arbeitsplatz an diesem Institut offeriert wurde. Die Interventionen und die Publizität des Falles führten zu keiner vorzeitigen Entlassung, womöglich aber zu einem rascheren Prozeßtermin.

Auch bei der gerichtlichen Einvernahme blieb Jahoda bei ihrer bisherigen Verantwortung und weigerte sich, die Identität „Erichs“ preiszugeben. Aufgrund ihres „Geständnisses“ in jenen Punkten, wo Leugnen zwecklos war, wurden ihr im Urteil dann sogar noch mildernde Umstände zugebilligt. Am 2. Juli 1937 wurde Marie Jahoda zu drei Monaten Kerker verurteilt. In der Urteilsbegründung heißt es, daß sie „nach dem 14. Juli 1936 die Organisation der revolutionären Sozialisten, somit eine Verbindung, deren Zweck es ist, auf ungesetzliche Weise die Selbständigkeit, die verfassungsmäßig festgestellte Staats- oder Regierungsform und verfassungsmäßige Einrichtung Österreichs zu erschüttern, unterstützt“ habe und zwar „dadurch, daß sie eine Poststelle für die revolutionären Sozialisten errichtete und bei der Zentraleuropäischen Länderbank ein Safe für die Aufbewahrung von Schriftenmaterial mieteten“.<sup>164</sup>

Damit war der größere Teil der illegalen Tätigkeit von Jahoda unentdeckt geblieben und „Erich“, der ident mit Joseph Buttinger war, blieb dem Zugriff der Staatspolizei entzogen. Jahoda wurde wenige

---

<sup>162</sup> Akt 6414 des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes (DÖW), Wien.

<sup>163</sup> Ebd.

<sup>164</sup> Akt Jahoda, LG Wien Blatt 49 ff. Jahoda wurde zwar die Untersuchungshaft auf die Strafe angerechnet, ihr drohte aber die „Rückstellung“ an die Polizei und die Prolongierung der „Anhaltehaft“.

Tage nach Urteilsverkündung unter der Auflage, Österreich innerhalb von 24 Stunden zu verlassen, aus der Haft entlassen.

Obwohl die Schilderung der Vernehmung Jahodas hier fallweise kabarettistische Züge annahm, sollten dadurch die anderen Seiten der Haft nicht verniedlicht werden. Was acht Monate Haft in einer Diktatur, Schikanen, Massenzellen und Unsicherheit über die Zukunft bedeuten, kann man den in Archiven aufbewahrten Akten nicht entnehmen. Dort findet man dazu nur den amtsärztlichen Hinweis, daß die dreißigjährige Inhaftierte gesund und haftfähig sei.<sup>165</sup> Will man mehr wissen, ist man auf andere Quellen angewiesen: Ein Foto aus dieser Zeit läßt die sichtbaren Folgen erkennen<sup>166</sup> – und über alles andere erfährt man ein wenig aus den Interviews mit Marie Jahoda, wo allerdings auch die erheitern- den Episoden aus diesen Monaten anderes überdecken.

Eine Schwierigkeit ganz anderer Art betrifft den Versuch, den Knäuel von illegaler politischer Aktivität und wissenschaftlichen Arbeiten aufzulösen. Jahoda bestätigte im Interview 1987, daß sie damals tatsächlich eine Arbeit über Denkgewohnheiten geplant hatte. Die Gerichtsprotokolle lassen dennoch oft nicht erkennen, welches Material – politisches oder wissenschaftliches – jeweils gerade Gegenstand der Vernehmung war. Statt des aussichtslosen Unterfangens, diese Unterscheidung treffen zu wollen, soll nochmals an die instrumentalistische Wissenschaftsauffassung Jahodas erinnert werden – und aus der Tatsache, daß einiges Material sowohl für illegale politische Aktivitäten als auch für sozialwissenschaftliche Erkenntnisinteressen verwendbar war, kann man den Schluß ziehen, daß Versuche von Philosophen, einer säuberlichen Trennung von Wissenschaft und Politik den Weg zu bereiten, dann hoffnungslos in die Irre gehen, wenn angenommen wird, diese Distinktion könne am empirischen Material oder dem Prozeß seiner Gewinnung festgemacht werden.

Als Jahoda im Sommer 1937 in London ankam, mußte sie feststellen, daß ihr die Stelle nur für den Zweck ihrer Freilassung aus dem Gefängnis offeriert wurde. Alexander Farquharson, der Generalsekretär des Instituts für Soziologie, und andere<sup>167</sup> bemühten sich, für die staaten-

---

<sup>165</sup> Akt Jahoda LG Wien, Blatt 195.

<sup>166</sup> Zeitzeugen. Wege zur zweiten Republik, hrsg. v. d. Universität Salzburg und dem Landesstudio Salzburg des ORF, Wien: Kremayr & Scheriau 1987, 135.

<sup>167</sup> Darunter Friedrich Hayek, den Jahoda in Wien bezeichnenderweise nicht kennengelernt hatte (Interview mit Marie Jahoda 1987).

lose Exilantin Arbeit und Einkommen zu finden. Dabei kamen Jahoda ihre Sprachkenntnisse und die Forschungskompetenz in Sachen Arbeitslosenforschung zugute: Sie wurde den Organisatoren von Selbsthilfeprojekten für Arbeitslose empfohlen, die seit mehreren Jahren in verschiedenen, von der Beschäftigungskrise besonders betroffenen Gebieten Versuche unternahmen, auf der Basis von Subsistenzwirtschaft Arbeitslosen Möglichkeiten zu sinnvoller Tätigkeit und ein Zusatzeinkommen in Naturalien zu bieten. Diese philanthropische Arbeit von Quäkern stand in einer ganz anderen geistigen und politischen Tradition als die Jahoda vertrauten Aktivitäten der österreichischen Arbeiterbewegung der Zwischenkriegszeit.<sup>168</sup> Allerdings gab es auch in Wien Anfang der dreißiger Jahre Bemühungen, jugendliche Arbeitslose zu freiwilligen Arbeitseinsätzen zu motivieren, worüber Jahoda 1933 berichtet hatte.<sup>169</sup> Man geht daher wahrscheinlich nicht fehl mit der Vermutung, daß Jahoda an einer Fortführung ihrer Arbeitslosigkeitsforschungen und an Vergleichen zwischen der Situation in Österreich und in England interessiert war. Letztlich dürfte sie das Angebot, eine sozialpsychologische Untersuchung über dieses Bedarfsdeckungsprogramm in Südwalles zu machen, aber aus profaneren Gründen anzunehmen genötigt gewesen sein.

Von November 1937 bis April 1938 lebte Jahoda in Wales, um die Feldforschung zu der hier abgedruckten Studie durchzuführen. In einem Aufsatz, in dem sie 1942 über diese Arbeit summarisch berichtet, bezeichnet sie die dabei verwendete Methode – anders als in der früher geschriebenen, hier publizierten längeren Darstellung dieser Forschungen – als „anthropologischen Zugang“ und setzt erläuternd hinzu, sie habe, während sie an den Aktivitäten der verschiedenen Abteilungen und am „sozialen Leben der Mitglieder“ teilgenommen habe, „system-

---

<sup>168</sup> Vgl. zu dem Quäkerprogramm: Ecroyd, Henry, *Subsistence Production in the Eastern Valley of Monmouthshire: An Industrial Experiment, 1935 to 1939*, in: Llafur. *The Journal of the Society for the Study of Welsh Labour History* Vol. 3, 1983, 34 ff. Jahoda berichtet auch, daß sie von den Quäkern wegen ihres marxistischen Argumentierens kritisiert wurde (1979, 124).

<sup>169</sup> Jahoda, Marie, *The Influence of Unemployment on Children and Young People in Austria*, in: *The Save the Children International Union, Ed., Children, Young People and Unemployment*, Geneva 1933, Part II, 115 ff. (hier: 133 ff.). Demnach dürfte sie damals in geringem Umfang selbst Erhebungen zu dieser Frage durchgeführt haben.

matische Beobachtungen“ durchgeführt.<sup>170</sup> Die Wahl des Adjektivs „anthropologisch“ dürfte hier weder Zufall noch Konzession an die in den englischen Sozialwissenschaften prominentere Forschungsrichtung gewesen sein, vielmehr drückt sich darin (auch) eine Beschreibung der größeren Ferne zwischen der Forscherin und den ihr sozial und kulturell fremderen Mitgliedern des Untersuchungsfeldes aus.<sup>171</sup> Diese für die Arbeit des Anthropologen kennzeichnende Fremdheit konstatiert die Emigrantin auch im Privaten. In einem Brief an „Hubert“ (so nannte sich nun Buttinger, der mittlerweile in New York lebte) aus dem April 1940 schreibt sie: „Ich spüre immer deutlicher, wie sehr man hier ein Fremder bleiben muß und das, was man in den ersten 30 Jahren seines Lebens zu Hause begriffen und gelernt hat, frühestens in weiteren 30 Jahren von einem fremden Land erfaßt haben wird. Ich werde wahrscheinlich mit 60 Jahren eine sehr nette und weise alte Frau sei, sogar in England.“<sup>172</sup>

Es war nicht diese Fremdheit, die Jahoda veranlaßte, von einer Veröffentlichung der Wales-Studie abzusehen, sondern deren Gegenteil: Während sie an der Studie schrieb, marschierten im März 1938 deutsche Truppen in Österreich ein und Familienangehörige Jahodas, die noch in Wien lebten, waren akut bedroht. Der Organisator des Wales-Projektes, Jim Forrester, erklärte sich spontan bereit, nach Wien zu fahren und ihren Angehörigen und Freunden zur Hilfe zu kommen. Tatsächlich gelang es dank Forrester den Familienangehörigen Jahodas wenige Monate später zu emigrieren.

Nachdem Forrester den Bericht über das Bedarfsdeckungsprogramm gelesen hatte, erklärte er Jahoda: „Das zerstört mein Lebenswerk!“ Daraufhin entschloß sich Jahoda, diese Arbeit nicht zu veröffentlichen.<sup>173</sup>

---

<sup>170</sup> Jahoda, Marie, *Incentives to Work. A Study of Unemployed Adults in a Special Situation*, in: *Occupational Psychology* Vol. 16, 1942, 22.

<sup>171</sup> Vgl. Fryer, David, *Monmouthshire and Marienthal: Sociographies of two unemployed communities*, in: ders., Ullah, Philip, Eds., *Unemployed People. Social and Psychological Perspectives*, Milton Keynes: Open University Press 1987, 74 ff. Dort auch (1 ff.) eine gekürzte englische Version der hier vollständig abgedruckten Studie, sowie weitere Aufsätze, die Jahodas Ansatz der Arbeitslosenforschung diskutieren.

<sup>172</sup> DÖW Akt 16 145/32. Zu Jahodas weiterem Leben vgl. Fleck, Christian, Marie Jahoda, in: Stadler, Friedrich, Hrsg., *Vertriebene Vernunft II. Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft*, Wien, München: Jugend & Volk 1988, 345 ff.

<sup>173</sup> Jahoda, Marie, *To Publish or not to Publish?*, in: *Journal of social Issues*, Vol. 37, 1981, 208 ff.

Auch fünfzig Jahre später und lange nach dem Tod Forresters bedurfte es einiger Überredung, um eine Revision dieser Entscheidung herbeizuführen.

TABELLE 1: ÜBERSICHT ÜBER DIE WICHTIGSTEN MITARBEITER DER FORSCHUNGSSTELLE

Name	geb.	Studien/Fach	Funktion	Dauer/Ende
Lazarsfeld, Paul	1901	1925 Dr.phil Mathematik	Gründer-Leiter	31-33(36)
Zeisel, Hans	1905	1927 Dr.iur. 1928 Dr.rer.pol.	Mitglied interim.Leiter	31-33 33/34
Jahoda, Marie	1907	1932 Dr.phil. Psychologie	Mitglied Ko-Leiter Leiter	31-33 34-36 36
Wagner, Gertrud	1907	? Dr.iur.	Mitglied	31-35
Neumann, Theodor	1908	1932 (ca.) Dr.iur.	Mitglied	34-36
Dichter, Ernst	1907	1934 Dr.phil. Psychologie	Mitglied	33-36
Danzinger, Lotte	1905	1929 Dr.phil. Psychologie	Feldmitarbeiter "Mariantal"	32/33
Rademacher, Lotte	1907	Dr.rer.pol. Staatswissenschaften	Mitglied	31-?
Herzog, Herta	1910	1932 Dr.phil. Psychologie	Mitglied	31-35
Klanfer, Julius	1909	1933 Dr.phil. Philosophie	Mitglied	36
Schilder, Elisabeth	1904	Dr.rer.pol. Staatswissenschaften		?
Simon, Joseph	1912	Student		34-36
Kautsky, Benedikt	1894	Dr.	Treuhänder	36

TABELLE 2: ÜBERSICHT ÜBER ALTER UND STATUS AUSGEWÄHLTER  
 „GRÜNDER“ DER DEUTSCHSPRACHIGEN SOZIALWISSENSCHAFTEN

Name	Alter bei <i>Forschungsinstitute:</i> Gründung	Institut/Organ	Status
Leopold v. Wiese	43	Forschungsinstitut für Sozialwissenschaften Köln (1919)	o.Prof.
Johann Plenge	46	Forschungsinstitut für Organisationslehre und Soziologie Münster (1920 bzw. 28)	o.Prof.
Carl Grünberg	63	Institut für Sozial- forschung Frankfurt (1924)	o.Prof.
Max Horkheimer	35	Institut für Sozial- forschung, Frankfurt (Übernahme 1930)	o.Prof.
Karl Dunkmann	56	Institut für angewandte Soziologie, Berlin (1924)	Prof.
Goetz Briefs	39	Institut für Betriebs- soziologie und soziale Betriebslehre an der TH Berlin Charlottenburg (1928)	ao.Prof.
Ludwig Mises	45	Österreichisches Institut für Konjunkturforschung Wien (1926)	Priv.Do.
Käthe Leichter	30	Frauenreferat der Wiener Arbeiterkammer (1925)	Dr.
Paul Lazarsfeld	30	Sozialpsychologischer Verein (1931) Österreichische Wirt- schaftspsychologische Forschungsstelle (1931)	Dr.

Name	Alter bei Gründung	Institut/Organ	Status
<i>Zeitschriften:</i>			
Paul Barth	44	Vierteljahresschrift für für wissenschaftliche Philosophie und Sozio- logie (1902)	o.Prof.
Abroteles Eleftheropoulos	39	Monatsschrift für Sozio- logie (1909)	o.Prof.
Rudolf Goldscheid	40	xxxxxx	Privat- gelehrter
Gottfried Salomon	33	Zs. (1925)	ao.Prof.
Richard Thurnwald	56	Zeitschrift für für Völkerpsychologie und Soziologie (1925)	ao. Prof.
David Koigen	46	Ethos. Zeitschrift für Soziologie und Kultur- philosophie (1925)	Gastprof.
Max Adler	31	Marx-Studien (1904)	Dr.
Otto Bauer	26	Der Kampf (1907)	Dr.
<i>Ordinariate:</i>			
Othmar Spann	33	Ordinariat Brunn (1911)	
Karl Bühler	39	Ordinariat Dresden (1918)	
Hans Kelsen	38	Ordinariat Wien (1919)	
Adolf Günther	42	Ordinariat Innsbruck (1923)	
Andreas Walther	48	Ordinariat Hamburg (1927)	
Theodor Geiger	38	Ordinariat Braunschweig (1929)	
Friedrich Hertz	52	Ordinariat Halle/Salle (1930)	
Karl Mannheim	37	Ordinariat Frankfurt (1930)	
Gunther Ipsen	34	Ordinariat Königsberg (1933)	

TABELLE 3: ÜBERSICHT ÜBER IN DER MARIENTHAL-STUDIE  
BENUTZTE METHODEN

NICHTREAKTIVE TECHNIKEN

- |  |   |
|--|---|
| 1. Amtliche Statistiken und<br>Dokumente | <i>Wahlstatistiken</i><br><i>Bevölkerungsstatistiken</i><br>Beschwerden bei der<br>Industriellen Bezirks-<br>kommission |
| 2. Dokumentenanalysen                    | Geschäftsbücher<br>Bibliotheksfrequenzen<br>Abonnentenzahlen<br>Mitgliederzahlen von<br>Vereinen<br><i>Tagebuch</i>     |
| 3. Beobachtungsverfahren                 | Messung der Gehgeschwind-<br>keit   |

REAKTIVE TECHNIKEN

- |   |  |
|---|--|
| 1. Teilnehmende Beobachtung<br>und Aktionsforschung | <i>Familienbesuche</i><br>Kleideraktion<br>Ärztgesprächstunden<br>Schnittzeichenkurs<br>Mädchenturnkurs<br>politische Mitarbeit<br><i>Erziehungsberatung</i> |
| 2. Expertenbefragungen                              | <i>Lehrer, Pfarrer, Bürger-<br/>meister, Ärzte, Geschäfts-<br/>leute, Vereinsfunktionäre</i>   |
| 3. Projektives Material                             | <i>Schulaufsätze, Preisaus-<br/>schreiben,</i>   |
| 4. Tests  | <i>psychotechnische Prüfung</i>  |
| 5. Schriftliche Befragung                           | <i>Inventare (z.B. der Mahl-<br/>zeiten)</i><br>Zeitverwendungsbögen   |
| 6. Direkte Befragung                                | <i>Lebensgeschichten</i>   |

Anmerkung: *kursiv* gesetzt sind jene Vorgangsweisen, für die es nachweislich „Vorbilder“ gab

## TABELLE 4: MARKTSTUDIEN UND WISSENSCHAFTLICHE ARBEITEN DER FORSCHUNGSSTELLE

### 1. Wissenschaftliche Arbeiten

Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langdauernder Arbeitslosigkeit. Mit einem Anhang zur Geschichte der Soziographie Leipzig: Hirzel 1933 (123 S.).

Die Programmwünsche der österreichischen Radiohörer Archiv für die gesamte Psychologie Bd. 90, 1934 (XXX Seiten).

Zur Sozialpsychologie der Volkshochschulhörer Zeitschrift für angewandte Psychologie 1932.

Autorität und Erziehung in der Familie, Schule und Jugendbewegung Österreichs in: Studien über Autorität und Familie. Forschungsberichte aus dem Institut für Sozialforschung Paris: Alcan 1936 (XXX Seiten).

Anmerkung: Obengenannte Studien sind in der Veröffentlichung nicht immer als Arbeiten der Forschungsstelle gekennzeichnet.

### 2. Marktstudien

Der Milchverbrauch in Berlin. Gutachten der Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle. Berlin: Milchversorgungsverband 1933. (34 Seiten).

Plakatanalyse der Wiener Messe 1933 (5 Seiten).

Bildungsniveau der Großstädter

Im Auftrag des Wissenschaftlichen Pressedienstes \*

Plakatanalyse der Wiener Herbstmesse 1933 \*

Titze Feigenkaffee \*

Budapester Fremdenverkehrsbüro \*

Seidenhaus Miller \*

Eiskasten \*

Herzmansky \*

Hardtmuth Bleichstiftfirma \*

Meinl Lebensmittelgeschäft \*

Delka Kaufhaus \*

Lotterie \*

Zigarettenhülsen \*

Ankerbrotwerke \*

Teigwaren \*

Anmerkung: Die mit \* gekennzeichneten Marktstudien sind nur dem Namen nach bekannt, d.h. sie konnten bisher nicht physisch identifiziert werden.

# EINLEITUNG

## DAS ALLGEMEINE PROBLEM

Es herrscht weitverbreitete Übereinstimmung darüber, daß die Neugestaltung unserer gegenwärtigen Gesellschaft immer dringlicher wird. Jeder an gesellschaftlichen Fragen Interessierte muß zugeben, daß die Gefahr sozialer Katastrophen stetig zunimmt und daß es bewußter Anstrengungen bedarf, um Probleme zu lösen, die dringlich sind und deren Bestehen allgemein anerkannt wird. Sobald jedoch Vorgangsweise und Inhalt dieser Neugestaltung zur Debatte stehen, kommt es zu Schwierigkeiten. Sofort wird eine Vielfalt von Meinungen vorgebracht, von denen nicht wenige einander diametral entgegengesetzt sind.

So gibt es zum Beispiel zahlreiche Befürworter einer raschen, großangelegten und vielleicht revolutionären Neugestaltung. Jene Länder, die in der jüngeren Vergangenheit einer derartigen sozialen Neuordnung unterworfen waren, wie z.B. die Sowjetunion und Deutschland, sind zu Symbolen geworden, die stets in die Debatte eingebracht werden, um die Vorzüge dieser Vorgangsweise nachzuweisen. In England, wo es noch immer möglich ist, die Ideen und Methoden der Neugestaltung einigermaßen frei zu diskutieren, ist noch keine endgültige Entscheidung gefallen. Die Tradition und die besondere gesellschaftliche und wirtschaftliche Situation des Landes haben bei jenen, denen die Mängel des gegenwärtigen Gesellschaftssystems ein echtes Anliegen sind, bewirkt, daß kontinentale Vorgangsweisen auf wenig Gegenliebe stoßen.

Von jenen, die eine neue Gesellschaftsordnung herbeiführen möchten, hegen viele die Hoffnung, daß dieses Ziel durch einen Prozeß des friedlichen Wandels erreicht werden könne. Dies ist nicht bloß eine theoretische Haltung; gelegentlich entschließt sich eine Gruppe von Personen, ein praktisches Beispiel für einen solchen friedlichen Übergang zu einer neuen Gesellschaftsordnung zu liefern. Die jüngere Geschichte Englands weist viele solche Fälle auf, in denen sich eine kleine, von utopischen Ideen oder Visionen beflügelte Gruppe dem Aufbau einer sozialen Welt widmete, die – auf der Ebene des Individuums wie auf jener der Gruppe – der Nation oder der ganzen Welt als Vorbild dienen soll.

Solche kleinräumigen Versuche können nur durchgeführt werden, wenn es eine Gruppe oder Klasse von Personen gibt, die aus dem einen oder anderen Grund in der Lage sind, freiwillig an einem sozialen Experiment teilzunehmen. In den letzten Jahren haben die Anhänger von Gesellschaftsreformen das Auftauchen einer neuen derartigen Gruppe oder Klasse festgestellt, jener der Arbeitslosen. Denn die Arbeitslosen haben ihren normalen Platz in der Arbeitergesellschaft verloren, sie wurden aus ihrer normalen Lebensweise herausgeschleudert, und sie haben durch die Teilnahme an einem Experiment nichts zu verlieren; im Gegenteil, sie können daraus vielleicht sogar Nutzen ziehen. Es geht hier natürlich nicht um Experimente, die einer distanzierten und unmenschlichen Einstellung entspringen; Experimente, die mit den Arbeitslosen und in ihrem Interesse durchgeführt werden, gründeten auf voller Anteilnahme und waren von der Absicht getragen, den daran Teilnehmenden zu einer neuen und besseren Lebenssituation zu verhelfen. Sie haben damit die für alle realistischen gesellschaftlichen Experimente notwendige Bedingung erfüllt.

Die kritische Untersuchung eines solchen Kleinversuchs ermöglicht uns, über die Chancen des friedlichen Übergangs von einem Gesellschaftssystem zum anderen eine Meinung zu bilden. Sollte das Experiment gelingen, kann bei der Erörterung grundlegender sozialer Veränderungen die Möglichkeit der Anwendung ähnlicher Methoden in großem Maßstab nicht ausgeschlossen werden. Mißlingt es jedoch sogar im Kleinen, dann würde das die Annahme rechtfertigen, daß großangelegte Versuche mit noch größeren Schwierigkeiten konfrontiert wären. Die Untersuchung eines solchen Experiments liefert auch Einsichten in verschiedene Aspekte des Funktionierens sozialer Gruppen und wirft ein Licht auf einige organisatorische Fragen, mit denen sich eine neugestaltete Welt auseinandersetzen müssen wird, ob sozialer Wandel sich nun als Folge des friedlichen Übergangs oder auf irgendeine andere Weise eingestellt hat.

Das von einem Zweig der Quäker im Eastern Valley von Monmouthshire organisierte Programm der Bedarfsdeckungsproduktion – im folgenden kurz „das Programm“ oder „S.P.S.“ (Subsistence Production Scheme) genannt – bietet sich für eine derartige Untersuchung an. Den Vorteilen entsprechen selbstverständlich jene Nachteile, die mit einem kleinräumigen sozialen Experiment verknüpft sind, das in eine unveränderte Welt mit stark ausgeprägten Traditionen eingebettet ist. Es überwiegen jedoch die Vorteile: Das Experiment ist klein genug

angelegt, um gründlich und in jeder Hinsicht untersucht werden zu können; es versucht, eine Anzahl relativ fest umrissener und neuer gesellschaftlicher Ideen zu verwirklichen; und wo Maßnahmen, die sich als erfolglos erwiesen haben, aufgegeben und durch neue ersetzt wurden, ergibt sich eine Vielfalt der Versuchsanordnung, ohne daß sich für die beteiligten Individuen nachteilige soziale oder wirtschaftliche Auswirkungen ergeben würden.

## DARSTELLUNG DER ERGEBNISSE

Das bei der Untersuchung dieses Experiments gesammelte Material wird hier in drei Abschnitten präsentiert. Der erste Teil befaßt sich mit dem gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Hintergrund des Eastern Valley. Der zweite Teil stellt das Programm dar – die ihm zugrundeliegenden Ideen, seine Geschichte, seine wirtschaftlichen Bedingungen und seine Ergebnisse. Ein dritter Teil setzt sich mit einigen allgemeinen Problemen auseinander, die bei derartigen gesellschaftlichen Experimenten fast unvermeidlich sind. Das erste dieser Probleme bezieht sich auf die gesellschaftliche Beeinflussung der normalen Entwicklung des Einzelnen in aufeinanderfolgenden Stadien. Dies wird unter zwei Gesichtspunkten behandelt: Zunächst wird der Eingriff dargestellt, den Arbeitslosigkeit für den normalen Lebensablauf bedeutet; im Anschluß daran wird erörtert, wie sich das Programm auf das Leben seiner Teilnehmer ausgewirkt hat.

Im folgenden Kapitel wird der Konflikt der Ideen dargestellt, der sich aus dem gleichzeitigen Bestehen zweier divergierender wirtschaftlicher Systeme ergibt. Die Schärfe dieses Konflikts und die verschiedenartigen Versuche des Einzelnen, ihn zu überwinden, zu akzeptieren oder seine Existenz zu leugnen, hängen nicht nur vom individuellen Temperament ab, sondern auch von der Phase des Lebenszyklus, in der sich der Einzelne befindet. Jedes Wirtschaftssystem erfordert die Anpassung des Individuums, nicht nur physisch, sondern auch gedanklich und emotional. Bestimmte zur industriellen Welt passende und durch lange Tradition sanktionierte Ideen sind im Geist des Einzelnen tief verwurzelt; während die neuen und in vieler Hinsicht entgegengesetzten Ideen, die mit dem Experiment im Einklang stehen, sich erst langsam herausbilden, wobei sie jedoch von täglich wiederkehrenden Erfahrungen bestärkt werden.

Dieser Ideenkonflikt wirkt sich auf die ganze Atmosphäre des Pro-

gramms aus. Dessen Hauptergebnisse werden in zwei weiteren Kapiteln erläutert: Eines befaßt sich mit Gruppenbildung innerhalb des S.P.S., das andere mit der Arbeitsmotivation unter Bedingungen, wo keinerlei Zwang oder wirtschaftlicher Druck ausgeübt wird.

Im letzten Kapitel wird darauf verwiesen, daß alle Schlußfolgerungen aus der Untersuchung die Möglichkeit berücksichtigen müssen, daß die für die beobachteten Ergebnisse verantwortlichen Faktoren sich ändern könnten. Eine solche Veränderung könnte nicht nur das Experiment und seine Ergebnisse radikal umgestalten, sondern auch abweichende allgemeine Schlußfolgerungen nahelegen. Es folgt schließlich ein Versuch, den Nutzen des Programms zu bewerten.

Trotz der mit einer solchen Untersuchung verbundenen Schwierigkeiten und trotz der Ungewißheit vieler ihrer Ergebnisse bin ich zutiefst überzeugt davon, daß der Versuch, gesellschaftliche Abläufe mit Hilfe soziologischer und psychologischer Methoden verstehen zu lernen, zu den wenigen sinnvollen Dingen gehört, die man in unserer heute so chaotischen Welt unternehmen kann; und nichts eignet sich besser dazu, als die sorgfältige Untersuchung eines Ausschnitts der sozialen Wirklichkeit in all seinen Facetten, wie klein er auch sein mag.

## METHODEN

Die wissenschaftliche Untersuchung eines solchen Programms kann nicht von einem Beobachter durchgeführt werden, der distanziert und außerhalb verbleibt. Eine solche Untersuchung erfordert ein einfühlsames Wissen aus erster Hand über die persönlichen Aktivitäten, die Ideen und Gefühle, die einen wesentlichen Bestandteil des Ablaufs des Programms bilden; und hiezu muß man an der Arbeit und dem Leben der Mitglieder des Programms teilnehmen.

Es wurde daher ein Verfahren gewählt, das ich bereits bei der Untersuchung der Auswirkungen der Langzeitarbeitslosigkeit in Österreich angewendet hatte<sup>1</sup>. Dr. Oeser hat dieses Verfahren vor kurzem „funktionale Durchdringung“ genannt.<sup>2</sup>

---

<sup>1</sup> *Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langdauernder Arbeitslosigkeit*, bearbeitet und herausgegeben von der österreichischen wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle, Leipzig 1933 (Neuaufgabe Frankfurt/M. 3. Aufl. 1975 u.ö.).

<sup>2</sup> O. A. Oeser, *Methods and Assumptions of Field Work in Social Psychology*, in: *British Journal of Psychology*, Vol. 27, 1938, p. 352 f.

Eine kurze Beschreibung dieses Verfahrens und seiner Anwendung in der vorliegenden Studie mag hier am Platz sein. Sein wesentliches Merkmal besteht in der Weigerung, irgendeine Auffassung über das untersuchte Experiment zu vertreten oder zu akzeptieren, bevor nicht alle Auswirkungen auf die Betroffenen und alle Merkmale ihrer Einstellung dazu beobachtet und berücksichtigt wurden. Diese Auswirkungen und Einstellungen setzen sich aus verschiedenen Faktoren zusammen; einige davon mögen den Betroffenen nicht bewußt sein, jedoch zu verschiedenen Anlässen zum Ausdruck kommen, in Formen, die zwar wenig bedeutsam erscheinen mögen, aber symptomatischen Charakter haben. Nur ein enger und beständiger Kontakt gestattet die Beobachtung und Interpretation derartiger Symptome.

Ein weiterer Vorteil dieser Methode liegt in der weitgehenden Ausschaltung der sozialen oder theoretischen Vorurteile des Beobachters. Die Methode ist am fruchtbarsten, wenn der Beobachter an allen Aktivitäten der sozialen Gruppe teilnimmt, da dies nicht nur die Untersuchung des Verhaltens der Betroffenen ermöglicht, sondern auch das Verstehen dieses Verhaltens erleichtert, indem die Auswirkungen auf den Beobachter selbst der introspektiven Analyse zugänglich gemacht werden.

Anläßlich der vorliegenden Studie entschloß ich mich, am Familienleben und der täglichen Arbeit der Mitglieder des Programms teilzunehmen, so intensiv das angesichts der mir zur Verfügung stehenden Zeit möglich war. Daher richtete ich es so ein, daß ich jeweils ein oder zwei Wochen bei Familien von Teilnehmern des Programms lebte; so lernte ich nicht nur diese neun Familien gut kennen, sondern auch deren Freunde und Verwandte, von denen einige keine Programmteilnehmer waren und so wertvolles Vergleichsmaterial lieferten. Ich verbrachte die Abende und Nächte, den frühen Morgen und die Wochenenden im Familienkreis. Den restlichen Tag über arbeitete ich innerhalb des Programms, wobei ich in jeder der zwölf Untergliederungen ungefähr eine Woche verbrachte. Die für die Erhebung zur Verfügung stehenden vier Monate reichten nicht aus, auch an der Arbeit jener Gruppen teilzunehmen, die Felder bearbeiteten, die außerhalb des Zentrums des Programms in Cwmavon lagen. Die Ergebnisse beruhen daher nur auf Arbeit in den industriellen und landwirtschaftlichen Programmen in Cwmavon. Der Kontakt mit den kleinen, entfernter liegenden Feldern war lose und sporadisch.

Diese Forschungsstrategie eröffnete nicht nur die Möglichkeit persön-

licher Einsicht und Erfahrung, sondern stellte auch rasch einen engen Kontakt mit den Teilnehmern am Programm her, der es möglich machte, die verschiedensten Materialien zu sammeln.

Die gesammelten Daten bezogen sich nicht nur auf den Erhebungszeitraum. Das soziale Leben unterliegt einem ständigen dynamischen Entwicklungsprozeß; jedes seiner Elemente verweist auf die Vergangenheit und hat Bedeutung für die Zukunft. Im Verlauf der Erhebung stellte sich nicht nur heraus, was während des Programms passierte, sondern es wurden auch Ereignisse vor der Weltwirtschaftskrise angesprochen und die Zukunftsperspektiven derer thematisiert, die die Industrialisierung und ihren Niedergang erlebt hatten. Dies gestattete es, jenen Hintergrund von Traditionen, Denkgewohnheiten, herkömmlichen Einstellungen etc., gegen den sich das Programm mit seinen Idealen so deutlich abhebt, einigermaßen verläßlich darzustellen.

Es wäre vermessen zu behaupten, daß dieser Bericht eine vollständige Analyse der erhobenen Daten bietet; ja, es liegt ihm nicht einmal eine vollständige Datensammlung zugrunde. Die Erhebung wurde bis zu jenem Zeitpunkt fortgeführt, da ein Bild des S.P.S. und der Ausgangssituation des Programms und seiner Teilnehmer, sowie der gegenwärtigen Einstellung und Sichtweite der Organisatoren und Teilnehmer zumindest in den Grundzügen deutlich hervortreten schien. Am Ende der Erhebung lag folgendes Material vor:

- Persönliche Daten für alle Teilnehmer (Alter, Familiengröße, etc.);
- Anwesenheitsstatistik aller Teilnehmer;
- Aufzeichnungen über die wöchentlichen Einkäufe im S.P.S.;
- Aussagen der Organisatoren und Instruktoressen;
- tägliche Protokolle über die Arbeit in den einzelnen Unterbereichen;
- 40 Einstellungsmessungen;
- 110 ausführliche Einzeluntersuchungen über Teilnehmer am Programm, hinsichtlich ihrer Einstellung und ihres Verhaltens, ihrer Ideen, Kritikpunkte, Arbeitsmotivation, über ihre Einstellung gegenüber dem neuen Dorf, etc.;
- zahlreiche einzelne Beobachtungen und Diskussionen;
- Aussagen von Beamten der Arbeitsmarktverwaltung und anderer örtlicher Behördenvertreter über das Programm;
- je eine Charakterstudie der 20 Gruppenleiter;
- Protokolle und Beobachtungen über die Besprechungen der Gruppenleiter;
- Berichte über Diskussionen mit Organisatoren und Instruktoressen;

- 9 ausführliche Familienstudien (unter Einschluß des Haushaltsbudgets) bei Teilnehmern;
- 8 ausführliche Familienstudien bei arbeitslosen Nicht-Teilnehmern am Programm;
- 4 Familienstudien bei Männern, die in Arbeit standen;
- Berichte über religiöse Aktivitäten, Sonntagsschule und Parties;
- Gespräche mit Persönlichkeiten der religiösen Glaubensgemeinschaften;
- Berichte über gewerkschaftliche und politische Aktivitäten;
- Gespräche mit dem ansässigen Arzt;
- Besuche in drei verschiedenen Schulen; Gespräche mit Lehrern; Aufsätze zu verschiedenen Themen von 130 Kindern;
- allgemeine Statistiken und zahlreiche verschiedene Beobachtungen.



# ERSTER TEIL

## DAS EASTERN VALLEY VON MONMOUTHSHIRE

Das Eastern Valley von Monmouthshire<sup>1</sup> liegt im westlichen Teil des Landes, befindet sich jedoch im äußersten Osten des südwalisischen Kohlereviers. Das Tal wird vom Afon Llwyd durchzogen, der von Norden nach Süden fließt; er beginnt in den Bergen oberhalb von Blaenavon und mündet in der Nähe von Newport in den Usk. Von Blaenavon über Cwmavon bis Pontypool ist das Tal eng, eine Schlucht, die nur hier und da von sanfteren Abhängen unterbrochen wird. Im Westen erreichen die Abhänge ihren höchsten Punkt (ca. 600 m); die östliche Seite liegt etwas tiefer. Südlich von Pontypool erweitert sich das Tal des Afon Llwyd und die Berge werden immer niedriger, bis unterhalb von Cwmbran der Fluß die Ebene erreicht, die sich nördlich von Newport öffnet.

Niemand, der das Tal zum ersten Mal sieht, kann sich dem Eindruck entziehen, der vom Kontrast zwischen der östlichen und der westlichen Seite des Tals hervorgerufen wird. Im oberen Teil des Tals kontrastieren Wohnsiedlungen und Anzeichen der Industrialisierung am Westhang mit dem vorwiegend landwirtschaftlichen Charakter des Osthanges.

Dies beruht keineswegs auf Zufall; der Westhang von Blaenavon bis Pontypool bildet einen Teil des südwalisischen Kohlereviers. Schutthalden sind über dieses Gebiet verstreut und sind das deutlichste Anzeichen menschlicher Anstrengungen in der Landschaft. Es gibt noch andere deutliche Hinweise auf das Vorkommen von Kohle im Tal; so ist

---

<sup>1</sup> Das Eastern Valley besteht aus verschiedenen Verwaltungseinheiten und Arbeitsamtbezirken, die miteinander nicht identisch sind. Alle im vorliegenden Kapitel angeführten Zahlen entstammen amtlichen Statistiken. Einige davon können nicht ganz genau sein, da die Grenzen und Verwaltungsbezirke vor kurzem geändert wurden, doch sind die Unterschiede zwischen den hier angeführten Zahlen und der Wirklichkeit sicherlich nicht sehr bedeutsam. Als Hauptquellen für die Sekundärdaten wurden herangezogen: *The Census of England and Wales 1931, County of Monmouth.* · T.H. Marquand, *The Second Industrial Survey of South Wales and Monmouthshire*, 1938. *Kelly's Directory for Monmouthshire*, 1937; sowie Statistiken, die freundlicherweise vom Arbeitsministerium zur Verfügung gestellt wurden.

zum Beispiel der Fluß schwarz, und sein Schlamm wird auf Grund seines Gehaltes an Kohlenstaub von den Arbeitslosen als Brennmaterial sehr geschätzt.

Das Tal enthält die Gemeinden Blaenavon, Pontypool, Cwmbran und Caerleon. Da im Gegensatz zu den anderen drei die Gemeinde Caerleon vom Special Areas Act<sup>2</sup> nicht berührt ist und vorwiegend landwirtschaftlichen Charakter hat, hat sie mit dem industriellen Teil des Tals wenig gemeinsam und findet im folgenden Zahlenmaterial keine Berücksichtigung. Dies bot sich auch deshalb an, weil Caerleon nicht in den Tätigkeitsbereich des Programms fällt.

Im 19. und 20. Jahrhundert gab es auch im Eastern Valley jenen raschen Bevölkerungszuwachs, den ganz Südwales als Resultat der Zuwanderung erlebte; die starke Ausweitung des Zentrums des Kohlenreviers begann in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. 1861 betrug die Bevölkerung der vier südwalisischen Grafschaften noch 660000<sup>3</sup>. 1911 betrug sie 1736000. Der Zustrom von Arbeitern dauerte während der Jahre des Weltkriegs an; erst während der Wirtschaftskrise im Jahr 1921 wurde er zum erstenmal unterbrochen. Ein Bevölkerungsschwund durch Abwanderung setzte nicht vor 1923 ein.

Die Bevölkerung in den drei Gemeinden, mit denen sich dieser Bericht befaßt, betrug<sup>4</sup>:

*Tabelle 1: Zensussschätzung*

	1911	1921	1931	1935
Blaenavon	12016	12469	11076	10620
Pontypool	41206	44953	44037	42113
Cwmbran	11526	12154	11765	11600
	64748	69576	66878	64333

<sup>2</sup> Ein Wirtschaftsnotprogramm der damaligen Regierung.

<sup>3</sup> Cf. T.H. Marquand, *South Wales Needs a Plan*.

<sup>4</sup> Marquand, *Second Industrial Survey*, Bd. 2, pp 97-102.

Die drei Gemeinden erstrecken sich nach dem Zensus des Jahres 1931 über 10700 Hektar.

*Tabelle 2: Fläche in Hektar*

Blaenavon	1867
Abersychan	4096
Pontypool ä jetzt Pontypool	94
Panteg	2257
Llanfrechfa Upper ä jetzt Cwmbbran	728
Llantarnam	1658
	10700

Setzt man die Gesamtbevölkerung zur Gesamtfläche in Beziehung, ergibt sich für 1931 eine geringe Bevölkerungsdichte (6.125 Personen pro Hektar). Die Gesamtfläche bezieht jedoch weite Gebiete ein, die aus unbewohnbaren Berghängen bestehen. Das bewohnte Gebiet ist im Vergleich dazu klein. Nimmt man einen der örtlichen Busse, oder folgt man einer der beiden Eisenbahnlinien – von denen eine unten im Tal verläuft, die andere in den Westhang eingeschnitten ist – dann gewinnt man den Eindruck einer beträchtlichen Bevölkerungsdichte. Oft ist nicht leicht zu sagen, wo das eine Dorf beginnt und das andere aufhört. Die Dörfer ziehen sich den Westhang hinan und auch ein wenig darüber hinaus.

Inwieweit die Leute des Eastern Valley ihren Ursprung und ihr gesellschaftliches Erbe mit den Leuten von Südwales gemeinsam haben, konnte nicht in Erfahrung gebracht werden. Vom gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Standpunkt aus bildet das Tal heute mit ähnlichen Tälern in Südwales jedoch eine Einheit – sie haben zusammen Perioden der Prosperität und des Niedergangs erlebt. Diese Gemeinsamkeit wurde dadurch bestärkt, daß der Großteil des Eastern Valley unter die „special areas“ aufgenommen wurde, wie dies im Special Areas Act 1934 festgelegt ist.

Der Kohlenabbau ist der Hauptindustriezweig des Tales; alle anderen Arten von Industrie sind zahlenmäßig von relativ geringer Bedeutung. Die folgende Tabelle wurde aus Zahlenmaterial zusammengestellt, das vom Arbeitsministerium zur Verfügung gestellt wurde, und zeigt die

Anzahl der Versicherungsnehmer in den wichtigsten Industriezweigen im oberen Teil des Eastern Valley (von Blaenavon bis einschließlich Pontypool) für den Juli 1937<sup>5</sup>. In diesen Industrien gibt es praktisch keine Arbeiter, die nicht versichert sind<sup>6</sup>.

*Tabelle 3:*

Bei den Arbeitsämtern in Blaenavon und Pontypool (unter Einschluß von Abersychan) gemeldete Arbeitslose zwischen 16 und 64, absolut und in Prozenten.

	Anzahl	%
Kohlenabbau	8030	49.4
Koksereien und Nebenprodukte	180	1.1
Stahl- und Eisenerzeugung	2570	15.7
Handel	1370	8.5
Bauindustrie	690	4.3
Weißblecherzeugung	490	3.0
Lokalverwaltung	470	2.9
Öffentliche Bauten	290	1.8
Allgemeine Reparaturarbeiten	200	1.2
Sonstige industrielle und Dienstleistungsbetriebe	1970	12.1
	16260	100.0

Zwar hatte sich die Situation vor und nach 1937 durch die vorherrschende Depression geändert, doch war zum Erhebungszeitpunkt der Kohlenabbau noch immer der bei weitem bedeutendste Industriezweig der Region. Zieht man die Metallindustrie in Betracht, die von der

<sup>5</sup> Da nur eine vergleichsweise geringe Anzahl der Mitglieder des S.P.S. aus dem Gebiet von Cwmbran kommt, sind die Zahlen für dieses Gebiet nicht berücksichtigt.

<sup>6</sup> Eine Berufsstatistik der Einwohner des oberen Teils des Eastern Valley aufgrund der Volkszählung 1931 ergibt Zahlen, die den angeführten grob entsprechen. So betrug etwa die Anzahl der Kohlenarbeiter 9503.

Kohle abhängig ist und während ihrer gesamten Geschichte mit dem Kohlenabbau eng verflochten war, dann tritt die Bedeutung der Kohleförderung noch deutlicher hervor<sup>7</sup>.

Schon seit mehr als 150 Jahren findet die Bevölkerung im Bergbau Beschäftigung. Wilkins erwähnt, daß es um 1750 Anlagen bei Taibach gab und daß in Cwmybychan, einem bei Cwmavon abzweigenden Seitental, Kohle gefördert wurde<sup>8</sup>. Seit Anfang des 19. Jahrhunderts wird dort Kohle und Erz im Tagbau gefördert. Ein Hochofen wurde angelegt; 1838 wurde im Bezirk zum ersten Mal Kupfer erzeugt. In der Hütte von Cwmavon wurde damals Kupfer, Eisen und Zinn erzeugt. 1845 soll die Gesellschaft in Cwmavon 34556 Tonnen Kohle gefördert haben. Es war üblich, so jung wie möglich mit der Arbeit in der Grube zu beginnen. Vor hundert Jahren wurden sechs- oder siebenjährige Knaben in die Kohlengrube mitgenommen; sie begleiteten ihre Väter und Mütter und lernten rasch, ihr Teil beizutragen. Das Alter, in dem man mit der Arbeit begann, wurde allmählich angehoben, doch für die meisten der Burschen blieb es eine Unvermeidlichkeit, zum frühesten gesetzlich möglichen Zeitpunkt die Arbeit in der Grube aufzunehmen.

Heute haben nur sehr wenige Menschen irgendeine persönliche Erinnerung an das Landleben, oder irgendein Wissen darüber. Da wir uns hier jedoch am Rande des Kohlenreviers befinden, bestehen Verbindungen zum ländlichen Gebiet jenseits des östlichen Kammes, und auch ein bestimmtes Wissen darüber. Wenn die Leute über die Vergangenheit und ihre frühen Erinnerungen sprechen, dann reden sie im allgemeinen von den Arbeitsbedingungen, von Streiks und Unfällen; manchmal jedoch erwähnt jemand eine persönliche Erfahrung aus dem Leben jenseits der Berge, und dann tritt eine tiefe Sehnsucht nach einer derartigen Lebensweise zutage.

Diese seltenen Berührungen haben allerdings die Wünsche und Träume nur sehr weniger Menschen beeinflußt. Die Einstellung der überwiegenden Mehrheit wird von einer industriellen Tradition bestimmt, die durch mehrere Generationen hindurch geformt und weitergereicht wurde. Diese Tradition ist vor allem von der Arbeit in den Kohlengruben und dem damit verbundenen gesellschaftlichen Leben geprägt.

Wie in allen anderen Kohlenrevieren ist auch in Eastern Valley das

---

<sup>7</sup> Siehe C. Wilkins, *The South Wales Coal Trade and its Allied Industries from the Earliest Days to the Present Time*, Cardiff 1888.

<sup>8</sup> Wilkins, op. cit.

Hauptmerkmal dieser lebendigen Tradition ein ausgeprägter Gegensatz zwischen den Eigentümern der Bergwerke und den Bergarbeitern; dieser Gegensatz ist stärker als jener, den man im allgemeinen zwischen Arbeitgebern und Arbeitern in anderen Industriezweigen findet. Das besondere Ausmaß von Verbitterung auf seiten der Bergarbeiter ist nicht leicht zu analysieren, dürfte aber wahrscheinlich auf die ständige Lebensgefahr – ein Risiko, das fast immer davon abhängt, wie die Bergbaubetriebe geführt werden und ausgerüstet sind – zurückzuführen sein, sowie auf die Größe des modernen Bergbaubetriebes, die im allgemeinen persönlichen Beziehungen zwischen Männern und der Betriebsleitung im Wege steht. Da kein direkter Kontakt zu den Verbrauchern der Kohle besteht, haben die Bergarbeiter darüber hinaus noch das Gefühl, daß sie nur für die Eigentümer der Bergwerke produzieren; und die Spanne zwischen ihren Löhnen und dem Marktpreis der Kohle verstärkt ihr Gefühl, ausgebeutet zu werden. Vom Standpunkt der Eigentümer aus betont die Entwicklung der Preise und Gewinne in den letzten Jahren diesen Gegensatz zwischen ihren Interessen und jenen der Arbeiter. Bis 1932 wurden pro geförderte Tonne Kohle noch Gewinne erzielt; ab 1933 jedoch wurde nur mehr mit Verlust produziert.

Dieser Gegensatz zwischen Eigentümern und Arbeitern wird von letzteren als Konflikt zwischen den riesigen Bergbaugesellschaften und den ständig mächtiger werdenden Gewerkschaften wahrgenommen. Die kollektiven Bemühungen der Arbeiter gegenüber der überwältigenden Macht der Grubenbesitzer werden von den Gewerkschaften repräsentiert und scheinen kaum darüber hinauszugehen. Der Kampf um eine Verbesserung des Lebensstandards, auf den sich fast all ihre Verbitterung und ein Großteil ihrer Organisationsfähigkeit konzentrierte, wurde über die Gewerkschaften geführt. Das letzte Beispiel dieses Konflikts lieferte der Generalstreik 1926; noch heute erinnern sich arbeitslose Männer mit großer Begeisterung an diese Wochen des Kampfes um bessere Bedingungen.

Angesichts ihrer Einbettung in denselben wirtschaftlichen Komplex war es dennoch vielleicht unvermeidlich, daß die Bergwerkseigentümer und die Gewerkschafter zu Kompromissen gezwungen waren. Die Eigentümer haben eingesehen, daß sie sich mit der Existenz der Gewerkschaften abfinden müssen; die Gewerkschaften versuchen nicht, das gesamte großindustrielle System zu verändern, sondern haben sich ihrerseits damit praktisch abgefunden und versuchen nur, für den Arbeiter soviel wie möglich aus ihm herauszuholen. Dieses Hinnehmen der In-

dustrie in ihrer gegenwärtigen Form ist das wesentlichste Merkmal der gewerkschaftlichen Betätigung; nichts davon zielt auf den Umsturz des System ab.

Ein weiteres wichtiges Element der gegenwärtigen Einstellung der Bergarbeiter liegt darin, daß ein System, nach dem der Wert eines Mannes an seinem Wochenlohn gemessen wird, allgemeine Anerkennung findet. Früher stand der Verdienst in Beziehung zur körperlichen Leistungsfähigkeit und zur Geschicklichkeit; diese Eigenschaften sind nun gegenüber den nackten Zahlen in den Hintergrund getreten.

Diese Einstellung wurde durch das spekulative Element der Kohlenindustrie, die wechselnden Phasen des Aufschwungs und des Niedergangs, noch weiterentwickelt. Bei günstiger Wirtschaftslage bewog das hohe Einkommen die Bergarbeiter dazu, sich ihrer Arbeit voll zu widmen und die ständigen Gefahren und Härten der Grubenarbeit auf sich zu nehmen. In schlechten Zeiten wurden sie von der Angst um ihre Existenzgrundlage angetrieben, wenn auch ihr Verdienst nicht ausreichte, sie im gleichen Ausmaß wie vorher zufriedenzustellen. Für Arbeitsfreude und die Befriedigung eines schöpferischen Drangs war in solchen Phasen der Unsicherheit kein Platz. In diesem industriellen System war jedoch ein gewisses Maß von Gleichheit verwirklicht, das den Vorstellungen der Bergarbeiter über soziale Gerechtigkeit die Grundlage lieferte. Jeder Einzelne wurde je nach Leistungsfähigkeit behandelt und bezahlt. Ein feststehendes Verhältnis zwischen Arbeitsleistung und Arbeitslohn war die Basis dieser Gleichheit. Dieses Verhältnis war im Stücklohnsystem verkörpert, das den Männern als Ausdruck der sozialen Gerechtigkeit erschien. Wenn sie sich mit Unmut über die Ungleichheit in der Welt äußerten, dann bezogen sie sich damit auf bestimmte Personen, die außerhalb dieses Systems standen, in dem Leistung und Lohn zueinander in Beziehung gesetzt wurden – die Eigentümer und Manager. Gleichzeitig wollten sie das System nicht unmittelbar auf den einzelnen Arbeiter angewendet wissen. Sie waren daran gewöhnt, in Gruppen zu arbeiten und den Lohn ihrer gemeinsamen Anstrengungen nach eigenem Ermessen untereinander aufzuteilen. Dieses System erzeugte das Gefühl einer gewissen Freiheit bei der Bestimmung ihres Einkommens und einer echten Kameradschaftlichkeit und Interessensgemeinschaft bei der Arbeit.

Mit ganz wenigen Ausnahmen sind die arbeitslosen Männer Mitglieder der Gewerkschaft geblieben und zahlen die von ihnen verlangten herabgesetzten Beiträge. Der Wert der Gewerkschaftsbewegung wurde

von ihnen nie in Zweifel gezogen – ihre Vorteile waren allzu offensichtlich. So begann zum Beispiel ein Teilnehmer des Programms einmal eine Diskussion über die Gewerkschaftsbewegung und stellte sich als ihr Gegner heraus. Er wurde von allen anderen heftig angegriffen und schließlich aus seiner Arbeitsgruppe ausgeschlossen, sodaß er in Zukunft ganz allein arbeiten mußte.

Die Mitgliedschaft in einer Gewerkschaft ist nicht an eine bestimmte politische Einstellung gebunden. Manchmal fielen wohlwollende Äußerungen über die nicht parteipolitische Haltung der Gewerkschaft in Fragen der Arbeitsbedingungen. Von den Männern des Eastern Valley ist ein beträchtlicher Anteil politisch interessiert; bei den Frauen ist dieses Interesse weniger stark ausgeprägt. Zwischen den politischen und den gewerkschaftlichen Einstellungen der Männer bestehen oft bemerkenswerte Unterschiede; hier gibt es deutliche Widersprüche. Ihr politisches Verhalten, ihr politisches Wissen, ihre politischen Prinzipien und ihr politisches Glaubensbekenntnis unterschieden sich oft erstaunlich voneinander.

Das Bedürfnis nach einem politischen Etikett – einem Namen, unter dem sich politische Ideen und Programme relativ einfach zusammenfassen lassen – wird im Eastern Valley ebenso deutlich empfunden wie anderswo. Ein ehemaliger Bergarbeiter, der jetzt in einer Weißblechfabrik arbeitete, drückte dies ganz deutlich aus: „Eine politische Auffassung“, sagt er, „macht erst eine einheitliche Persönlichkeit. Sie hilft dir dabei, dir bei verschiedenen Gelegenheiten eine Meinung zu bilden.“

Beurteilt man das politische Verhalten nach den Wahlergebnissen, so zeigt sich, daß nach dem Niedergang der Liberalen vorwiegend Labour gewählt wird. Allgemein gesprochen haben die kleinen Städte und Dörfer nun eine Mehrheit für Labour im Gemeinderat. Es gibt jedoch nur wenige aktive Mitglieder der Labour Party; die Gruppe jener, die mit dem Kommunismus sympathisieren, ist noch kleiner. Liberale und Konservative sind selten, besonders unter der männlichen Arbeiterschaft.

Ein anderer Aspekt ihres politischen Verhaltens zeigt sich in ihrer Zeitungslektüre. Der „Daily Herold“\* wird bei weitem am häufigsten gelesen. Doch ist jede der großen Londoner Zeitungen im Tal vertreten; sie stoßen auf weit größeres Interesse als die örtlichen Tageszeitungen. Die örtlichen Wochenzeitungen finden allerdings weit mehr Anklang.

---

\* Sozialdemokratische Tageszeitung (Anm. d. Hrsg.)

Die Wahl der Zeitung scheint von vielen verschiedenen Gründen bestimmt zu sein, darunter auch von der Tatsache, daß die Zeitungen ihren Stammlesern verschiedene Vergünstigungen anbieten. So wird die politische Färbung der Zeitung oft übersehen.

In einer Familie neigte der Mann zur Labour Party, die Frau zu den Liberalen. Am Sonntag wurde „The People“\* gelesen. Auf die Frage nach der politischen Einstellung des Blattes sagte der Mann „Sozialistisch“, die Frau „Liberal“.

Einige der Männer verfügten über ein umfangreiches, wenn auch bunt gemischtes Wissen über innen- und außenpolitische Tatsachen, das die Beobachterin immer wieder überraschte. Ihr Wissen über andere Länder übertrifft das Wissen von Mitgliedern der Arbeiterschicht in verschiedenen kontinentalen Ländern bei weitem. Man sitzt im Haus eines Bergarbeiters, weit entfernt von allen Bus- und Eisenbahnverbindungen und man erkennt plötzlich, daß diese Männer bewußten Anteil an jener gewaltigen Organisation haben, die als das Britische Weltreich bekannt ist. Jeder hat entweder einen Verwandten oder kennt irgendjemandes Sohn, der sich gerade in Indien oder sonstwo auf der Welt aufhält. Dies verleiht ihnen ein unbehauenes geographisches Interesse und Wissen, das weit wirksamer ist, als was ihnen in der Schule beigebracht wurde. Auch über die jüngere Geschichte Englands zeigen sie sich recht gut informiert.

Es gibt allgemeine Übereinstimmung darüber, daß die aktive Teilnahme an Politik steigt, wenn Wahlen vor der Tür stehen. Dies konnte nicht direkt beobachtet werden, da zur Zeit der Erhebung keine Wahlen stattfanden; es wäre nicht uninteressant herauszufinden, ob in solchen Zeiten die politischen Regeln und Prinzipien beibehalten werden, die in ruhigeren Zeiten Geltung haben. Zu diesen gehört – in auffälligem Gegensatz zu Kontinentaleuropa – die Idee der Fairness in der politischen Auseinandersetzung.

So sagte ein Mann der Labour Party unter Zustimmung aller Anwesenden in einer Diskussion: „Man muß gegenüber den Kapitalisten fair sein.“ Und ein anderer fügte hinzu: „Wir wollen bloß einen anständigen Lohn. Soll doch der Kapitalist den Großteil des Gewinnes haben; er trägt immerhin das Risiko.“

Die Beziehung zwischen den politischen Ideen und Prinzipien dieser Männer und bestehenden politischen und sozialen Gruppierungen und Institutionen ist nicht leicht zu bestimmen. Wenn sie sich über

---

\* Sozialdemokratische Sonntagszeitung (Anm. d. Hrsg.)

die örtlichen Behörden oder die britische Regierung äußern, etwa über die fehlende Wohnbautätigkeit, die Lebenshaltungskosten, die Verhandlung mit Italien\* oder die Feststellung der Vermögensverhältnisse durch die Arbeitsmarktverwaltung, dann wird mit Kritik nicht gespart; am Ende jedoch wird übereinstimmend festgestellt, daß „England trotz allem das beste Land der Welt ist.“ In dieser Sache sind sich Sozialisten und Kommunisten, Liberale und Konservative einig. Denn „in diesem Land braucht niemand zu verhungern und jeder kann sagen, was er sich denkt.“ Offensichtlich haben die politischen Schwierigkeiten auf dem Kontinent die Vorzüge ihres eigenen Landes in besonders hellem Licht erstrahlen lassen und die Ansprüche gesenkt, sodaß sogar Männer, die seit langen Jahren arbeitslos sind, mit den allgemeinen Richtlinien der Regierungspolitik im großen und ganzen übereinstimmen<sup>9</sup>.

Allerdings stellen sich die arbeitslosen Männer in politischen Diskussionen nicht als Individuen, sondern im allgemeinen als eine soziale Gruppe dar. Dieses „Klassenbewußtsein“, wenn man es so nennen kann, erweckt in ihnen den Eindruck, daß sie einen mehr oder weniger direkten Einfluß auf die politische Maschinerie haben, wenn auch die Fähigkeit, die Wirkungsweise dieses Einflusses klar zu beschreiben, fehlt.

Zwei verschiedene ideologische Glaubenssysteme sind im Eastern Valley populär. Von diesen ist die nationalistische Einstellung schwächer ausgeprägt und weniger weit verbreitet. Die nationalistische Propaganda war in den letzten Jahren recht rührig, doch werden die politischen Ziele der Bewegung nicht überall verstanden und üben nur geringe Anziehungskraft aus. Der Einfluß nationalistischer Gefühle ist vielleicht im kulturellen Bereich am stärksten.

Andererseits ist der Glaube an den Sozialismus bei fast allen Arbeitern anzutreffen. Dieses Glaubenssystem hat allerdings mit den gegenwärtigen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Maßnahmen wenig zu tun. Es ist utopisch und mit religiösen Glaubensvorstellungen aufs engste verwandt. Sozialismus bedeutet die Verwirklichung der Prinzipien des Christentums. Einander zu helfen, seinen Nächsten zu

---

\* *Premierminister Chamberlain führte 1937/38 Verhandlungen mit dem faschistischen Italien, die innerhalb der englischen Regierung umstritten waren. (Anm. d. Hrsg.)*

<sup>9</sup> Diese Einstellung soll sich während der Septemberkrise 1938 geändert haben. (Gemeint ist die sog. Sudetenkrise, die zum Münchner Abkommen zwischen Deutschland, Italien, England und Frankreich führte. Anm. d. Hrsg.)

lieben, selbstlos zu sein – das ist christlich und sozialistisch. All dies ist von ihrem praktischen politischen Handeln so weit entfernt, daß niemand überrascht war, als ein Laienprediger den Sozialismus als Ausdruck des Christentums darstellte, obwohl jeder der Anwesenden wußte, daß er als „konservativ bis in die Knochen“ bekannt war.

So sind die politischen Ideen dieser Menschen keineswegs so fest umrissen wie ihre wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Vorstellungen über das durch die Bergwerksgesellschaften und die Gewerkschaften repräsentierte industrielle System. Neben diese Vorstellungen tritt die Religion als weitere wichtige Säule des ideologischen Gebäudes der Bevölkerung. Die Zersplitterung der Bevölkerung in viele verschiedene kirchliche Gemeinschaften und Sekten ist ein bekanntes Merkmal des südwalisischen Kohlreviers. In den städtischen Gebieten von Blaenavon, Abersychan, Griffithstown, Garndiffaith und Cwmbran gibt es: 8 anglikanische Kirchen, 4 römisch-katholische Kirchen, 1 römisch-katholisches Kloster, sowie kleinere Gotteshäuser zahlreicher verschiedener Bekenntnisse – 13 baptistische, 3 calvinistische, 12 der Kongregationalisten, 11 methodistische, 1 presbyterianisches, 3 der Mission, 2 der Heilsarmee, 1 der Kirche Christi, 2 apostolische, 2 der Kirche „der Natur und des Geistes“ sowie eine theosophische Gesellschaft. Daneben gibt es auch einige Glaubensgemeinschaften, die über kein eigenes Gotteshaus verfügen, wie z.B. die Quäker, die Sieben-Tage-Adventisten, die Zeugen Jehovas, die Buddhisten usw.

Seit mehreren Generationen hat die Arbeit unter Tag die Leute des Tals immer wieder mit Gefahr und Tod konfrontiert und hat ihnen gezeigt, wie über Fragen von Tod und Leben entschieden wird, ohne daß Menschen dies voraussehen können. Dies hat sie einerseits begierig gemacht, an allen Lustbarkeiten und Vergnügungen teilzunehmen, solange sie noch leben. Andererseits entstand dadurch ein fatalistischer Glaube an die Macht der Vorsehung und eine tief empfundene religiöse Hingabe. Wenn es Gottes Wissen und Entscheidung vorbehalten ist, wessen Schicksal es sein wird, als nächster in einem Grubenunglück zu sterben, dann braucht man nicht zu zittern, wenn man die Schicht antritt. Was ihnen Religion bedeutete, wurde gegenüber der Beobachterin vom einen oder anderen der Männer sehr deutlich ausgedrückt:

So sagte ein Grubenarbeiter: „Wir müssen unserem Schöpfer vertrauen. Wissen wir überhaupt, ob wir morgen noch am Leben sein werden?“

Ein arbeitsloser Bergarbeiter: „Ich glaube an Gott, aber nicht an die Kirchen und Kapellen. Ich glaube besonders dann, wenn ich krank bin, oder in

Gefahr. Darüber zu diskutieren ist schwer. Es gibt so viel, das dich denken läßt, daß es kein höheres Wesen gibt. Und doch höre ich nicht auf zu glauben. Ich denke, es erleichtert den Tod.“

Diese tief religiöse Haltung, eine persönliche Beziehung zu Gott und zu einer persönlichen Idee von Gott, machte sich immer wieder, auch in außer-religiösen Dingen, bemerkbar. Einige Beispiele können dies illustrieren:

Anfang 1938 ereigneten sich zwei Begebenheiten von allgemeiner Bedeutung: das Nordlicht und die Eden-Krise\*. Bei aller Verschiedenheit dieser beiden Ereignisse hatten sie doch etwas gemeinsam – beide waren unvorhergesehen. Und in beiden Fällen war die Reaktion der Bevölkerung ähnlich; ihr Denken verließ die üblichen rationalen Bahnen und gewann magische und fatalistische Züge.

Am Abend des atemberaubenden Schauspiels des Nordlichts saß ich mit einer Familie am offenen Kamin, als draußen jemand plötzlich „Feuer“ rief. Wir stürzten zur Tür und sahen den dunklen und klaren Nachthimmel am Horizont mit roten Flecken bedeckt. Während wir noch erörterten, welches der Häuser oben auf dem Berg wohl brannte, verlagerten sich die roten Flecke zur Mitte des Himmels, der nun hell und befremdlich erschien. Blaue Lichter zeigten sich, da und dort grün und orange gerändert. Weiße Blitze durchzuckten den Himmel. Es war offensichtlich, daß es sich hier nicht um ein Feuer handelte. Niemand unter uns hatte jemals eine derartige Erscheinung beobachtet. Alle wurden still. Die Mutter rief ihre Kinder, mit sehr gedämpfter Stimme – „Der Gedanke, daß jemand in einer solchen Nacht draußen ist, gefällt mir nicht“. Der kleine Bub begann zu weinen, vielleicht weil es draußen ziemlich kalt war, es paßte jedoch zu der Stimmung einer stummen und ängstlichen Verwunderung angesichts des Übernatürlichen. „Es ist ein Wunder“, sagte jemand. Wir standen lange Zeit in der nächtlichen Kälte und betrachteten den Himmel. Als das Licht verschwunden war, saßen wir wieder am Kamin und sprachen vom Tod und vom Krieg und von Landplagen, für die dieses Wunder ein himmlisches Zeichen gewesen sein mochte.

Rationales Denken wurde wiederum zugunsten magischer Vorstellungen über Bord geworfen, als die Morgenzeitungen von Edens Rücktritt berichteten. Mit den Männern in der Brauerei begann ich eine Diskussion darüber. Sie schienen alle ziemlich verblüfft, und bevor sie sich auf irgendeine Diskussion einließen, schickten sie jemanden um das Jahreshoroskop. Zum Unglück des Rationalismus war ein „Wandel der englischen Politik“ vorhergesagt. Nun fühlten sie sich wieder in der Lage, die Diskussion aufzunehmen; sie bewie-

---

\* *Anthony Eden trat als Außenminister wegen der Verhandlungen, die Chamberlain mit Italien führte, zurück (Anm. d. Hrsg.).*

sen mit rationalen Argumenten, daß es so und nicht anders hatte kommen müssen, hielten die Entwicklung aber für notwendig, weil sie in den Sternen gestanden hatte. Alle Mitglieder dieser kleinen Diskussionsgruppe waren Sozialisten oder Kommunisten.

Gott und die Religion stehen nicht abseits vom übrigen Leben; ein starker Glaube schlägt sich in jeder Handlung und jedem alltäglichen Ereignis nieder, besonders bei jenen, die einer der vielen kleinen Sekten angehören und nicht nur praktizierende, sondern sogar militante Anhänger ihrer religiösen Prinzipien sind. Sie sehen Gott als für alles, was geschieht, in persönlicher Weise verantwortlich.

Eine Frau (ein Mitglied der Bibelgruppe) überließ manchmal ihrem Ehemann die Hausarbeit, wenn es ihr einfiel, mit ihrem Grammophon und ihren Schallplatten über das Gotteskönigreich auf Erden auszugehen. Eines Tages versuchte sie meine Seele vor der ewigen Verdammnis zu retten, indem sie mir die „Wahrheit“ über das grenzenlose Glück und die himmlische Gnade sagte, die jenen bevorstanden, die des Eingangs in das zukünftige Königreich für wert befunden waren. Dies geschah, während sie vor dem offenen Kamin kniete und in der Asche stocherte. „Und alles wird elektrisch sein und im Königreich Gottes wird man keine Kamine mehr ausräumen müssen“, schloß sie.

Diese anthropomorphe Vorstellung von Gott findet sich auch bei jenen, die zu zweifeln begonnen haben.

Während einer Unterhaltung mit einer der Frauen über die jüngsten Ereignisse in Spanien und China sagte sie: „Manchmal setze ich mich mitten in der Arbeit hin und frage mich, ob es einen Gott gibt. All diese Grausamkeiten stehen jeden Tag in der Zeitung; also muß Er davon wissen. Was fair ist, ist fair – warum straft Er diese Schufte nicht mit einem Wunder, wie in der alten Zeit?“

Eine ganze Welt des naiven religiösen Denkens ist hier ausgedrückt: „Er muß davon wissen, weil es in den Zeitungen steht“, und auch die Anwendung der Idee der „Fairness“ auf Gott. Doch gibt es nur sehr wenige, die Gott so kritisch sehen; die meisten haben einen festen Glauben, der durch ihre frühere alltägliche Erfahrung ihrer Abhängigkeit von über menschliches Verstehen hinausgehenden Mächten hervorgebracht und immer mehr bestärkt wurde.

Die Beziehung zwischen den von der großen Mehrheit der Arbeiter unterhaltenen sozialistischen Glaubensvorstellungen und einem unklaren, doch tief empfundenen Christentum wurde bereits erwähnt. Ein Beispiel individueller Bekehrung beleuchtet eben diese Beziehungen von der religiösen Seite her.

Eine fünfundvierzigjährige Frau erzählte, daß sie vor acht Jahren einen Besuch in Irland gemacht hatte. Sie war in der anglikanischen Kirche aufgewachsen und hatte nie aufgehört, zum anglikanischen Gottesdienst zu gehen. In Irland stand sie vor einer römisch-katholischen Kirche und sah, wie ein sehr vornehm aussehender Herr einer sehr schäbig gekleideten alten Frau die wenigen Stufen zum Eingang der Kirche emporhalf. Dieser Vorfall berührte sie sehr, und sie betrat ebenfalls die Kirche. „Ich interessierte mich für eine Kirche, wo sich ein vornehmer Herr so benimmt“. Sie sprach mit einem der Priester, und bald darauf trat sie zum katholischen Glauben über. Bis jetzt hat sie ihre Tochter bewogen, es ihr gleichzutun; nun versucht sie hartnäckig, ihren Mann und ihre Söhne ebenfalls zu bekehren.

Diese Bekehrung entsprang offensichtlich einem tiefen und gesellschaftlich nicht befriedigten Verlangen danach, so behandelt zu werden, wie Menschen ihrer Meinung nach behandelt werden sollten. Diese Frau erkannte plötzlich, daß ihre soziale Unterlegenheit sich nicht unbedingt auf alle Lebensbereiche erstrecken mußte. Das bewog sie, Katholikin zu werden.

Während dieses vage Gefühl der Einheit von Religion und sozialer Gerechtigkeit für alle weitverbreitet ist, ist die allgemeine religiöse Tradition des Tals vom Protestantismus geprägt. Einwanderer aus den verschiedensten Teilen Englands, Schottlands und Irlands brachten ihre – vorwiegend protestantischen – religiösen Traditionen mit und errichteten die bereits erwähnten religiösen Stätten. Ihre Beziehung mit Gott sahen sie als eine individuelle an; dies war eine religiöse Tatsache von überwältigender Bedeutung. Ihre Beziehung zu der kleinen Gruppe, mit der sie sich in Kirchen und Kapellen zusammenfanden, war sozial bedeutsam, lieferte jedoch nur den Rahmen für eine im wesentlichen individualistische Religion. Das gleichzeitige Bestehen so vieler Glaubensgemeinschaften hatte zur Folge, daß die örtliche Gemeinschaft in verschiedene getrennte Einheiten zerfiel, die miteinander nicht kooperierten.

Innerhalb dieser Beschränkungen bilden die größeren und kleineren Kirchen praktisch den jeweiligen Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens in der Region. Die von kirchlicher Seite veranstalteten Parties ziehen nicht nur Mitglieder an, sondern auch deren Freunde und Bekannte aus anderen Glaubensgemeinschaften. Der sonntägliche Gottesdienst bietet die Möglichkeit zum gesellschaftlichen Kontakt; man trägt seine besten Kleider und beweist damit sich selbst und anderen, welche soziale Stellung man im Leben der Gemeinschaft innehat.

Das Erziehungssystem und das kulturelle Leben des Eastern Valley

wurden nicht in die Erhebung einbezogen; wir können hier nur einige Bemerkungen machen. Das formale Erziehungssystem scheint mit der Arbeit, dem Zentrum des Lebens, nur wenige Berührungspunkte zu haben, und ist daher von wesentlich geringerer Bedeutung. Der Unterricht in den Volksschulen und den wenigen Hauptschulen bewegt sich in herkömmlichen Bahnen, ohne daß auf die Bedingungen der Region besonders Rücksicht genommen würde. Er herrscht eine intellektualistische Grundhaltung, die der jüngeren Generation ein Bild von der Welt und von den Dingen, auf die es im Leben ankommt, vermittelt, die mit ihren tatsächlichen Lebenschancen recht wenig zu tun haben. Dies hat zum Ergebnis, daß wirklich interessierte Schüler anderswo – zumeist irgendwo in England – die Berufslaufbahn einschlagen.

Einige der Lehrer sind jedoch an den sozialen Bedingungen der Region brennend interessiert. Das gegenwärtige Erziehungssystem macht es ihnen allerdings nicht leicht, eine Brücke zwischen ihren Ideen und dem schulischen Alltag zu schlagen. In dieser Hinsicht haben es die verschiedenen Institutionen der Erwachsenenbildung weniger schwer; besonders in Pontypool werden die vorhandenen Möglichkeiten sehr gut genutzt<sup>10</sup>.

Wie überall sonst ist auch in Eastern Valley das Familienleben eng mit der Art und dem Zustand der Wohnung verknüpft. Die Häuser bestehen meist aus vier bis sechs Räumen; größere findet man nur ganz selten. Zwei oder drei Räume befinden sich im Erdgeschoß, und dieselbe Anzahl im ersten Stock; die Fenster sind klein und werden während des Winters kaum je geöffnet. Frische Luft kommt bei der Tür herein. Die Fassade der Häuser ist einfach und schmucklos.

Die Räume sind klein, und gibt es in einer Familie mehr als zwei Kinder, dann ist es praktisch unmöglich, daß sich alle um einen Tisch versammeln. In vielen Häusern werden die Mahlzeiten aus Raumangel in zwei Schichten eingenommen. Die Durchschnittsgröße der Familie in Eastern Valley ist 4,2. Während der Wintermonate wird im allgemeinen nur ein Raum – die Küche, die gleichzeitig Eßzimmer und Wohnzimmer darstellt – von der Familie benutzt, um Heizmaterial zu sparen. Doch auch während der Sommermonate beschränkt die alther-

---

<sup>10</sup> Die Diskussionen, die anlässlich der Vortragsreihe der B.B.C. unter dem Titel „The Changing Face of South Wales“ organisiert wurden, sind ein hervorragendes Beispiel eines neuen volksbildnerischen Ansatzes. Es scheint auch dem ausgeprägten walisischen Nationalismus einiger der führenden Mitglieder dieser Institution entgegentzukommen.

gebrachte Sitte, das untere Vorderzimmer für Besucher und besondere Anlässe bereitzuhalten, die Familie im allgemeinen auf einen einzigen Raum.

Diese einschneidenden räumlichen Beschränkungen und der ständige Kontakt mit allen Familienmitgliedern erzeugen starke familiäre Bindungen; keiner verfügt dabei über irgendeine Privatsphäre. Alles wird offen vor den Kindern diskutiert, die daher einen weit besseren Einblick in die Familiensituation haben, als dies in Familien der Mittelschicht der Fall ist, wo man sich für jedes Familienmitglied ein eigenes Zimmer leisten kann. Die Familie als Einheit hält eng zusammen, und Einmischungen von außen wird mit einem gerüttelten Maß an Mißtrauen begegnet. So basierte der Widerstand gegenüber der amtlichen Einkommensfeststellung im allgemeinen auf deren zerstörerischer Auswirkung auf das Familienleben. Kinder, die bereits verdienen, gehen so bald wie möglich von zuhause fort, da ihr geringes Einkommen bei der Festsetzung der Unterstützungszahlung an die Familie einberechnet wird. Der behördliche Zwang zur Unterstützung der Eltern wirkt sich hier nachteilig auf die überkommene Familiensolidarität aus. Besuche sind ziemlich selten; kommen sie doch vor, dann handelt es sich meist um nähere Verwandte, die zum weiteren Familienkreis gehören.

Diese Beschränkungen sind schlimm genug, wenn die Häuser in gutem Zustand sind. In manchen Teilen des Tals ist allerdings der Bauzustand der Arbeiterhäuser entsetzlich. Es gibt noch immer eine Anzahl bewohnter Häuser, die gebaut wurden, als die industrielle Revolution die Region erfaßte; viele von ihnen sind sanierungsbedürftig oder zum Abbruch vorgesehen. Seit dem Weltkrieg wurden nur Gemeindebauten errichtet.

Besonders Blaenavon gebührt der traurige Ruhm, die schlimmsten Wohnverhältnisse im ganzen Tal aufzuweisen. Durch diese kleine Stadt mit ihren engen Straßen zwängt sich ein reger Verkehr in Richtung Brynmawr und Abergavenny, und der Mangel an freiem Raum im Zentrum erzeugt eine äußerst deprimierende Atmosphäre. Doch die städtischen Finanzen sind von der Arbeitslosigkeit beeinträchtigt, Bautätigkeit wurde unmöglich und Überbelag der Wohnungen unvermeidlich.

In Blaenavon besuchte ich eine Familie mit zwei Erwachsenen und drei Kindern, die zwei Räume bewohnten; ein Wohnzimmer, das gleichzeitig als Küche und Vorratsraum diente, und ein Schlafzimmer. Die enge Straße verhindert, daß Sonnenlicht die Räume erreicht. Der Straßenverkehr macht es

unmöglich, die kleinen Kinder an die frische Luft zu schicken. Daher verlangt das kleine dreijährige Mädchen, in ihrer Gier nach frischer Luft, ungefähr dreißigmal am Tag von ihrer Mutter zur Toilette geführt zu werden, da der Weg dorthin (ungefähr fünfzehn Meter) ihr das verschafft, was sie braucht.

Im ganzen Tal haben nur sehr wenige Häuser die Toilette innen; viele sind ohne Fließwasser. Nur einige wenige Gemeindehäuser haben Badezimmer. Während der durchschnittliche Wohnungsbelag in Monmouthshire 0.87 Personen pro Raum ist, ist er 0.91 für Blaenavon und jeweils 0.88 für Pontypool und Cwmbran.

Die Arbeit in den Gruben verleiht dem Leben im Heim des Bergarbeiters einen jazz-artigen Rhythmus. Als Folge der Wechselschichten in den Gruben gibt es keine festen Zeiten, um aufzustehen oder zu Bett zu gehen, ja, nicht einmal für die Mahlzeiten. Während einer Woche muß der Bergarbeiter um vier Uhr früh aufstehen, während der nächsten kann er bis elf Uhr im Bett liegenbleiben. Arbeiten Familienmitglieder in verschiedenen Schichten, dann steht der Haushalt fast unablässig unter Spannung, Tag und Nacht. Ein Mann kommt nach Hause, will sein Bad, sein Essen, und legt sich schlafen. Ein anderer ist im Gehen; seine Arbeitskleidung und seine Jause müssen vorbereitet werden. Kinder kommen aus der Schule und verlangen ihr Essen. Die Hausarbeit muß erledigt werden, wenn gerade einige Augenblicke dafür frei sind. Diese Unregelmäßigkeit ist die normale Lebensform. Die Beschreibung des Wochenendes in einer Bergarbeiterfamilie im Anhang gibt hievon ein Bild.

Diese Bemerkungen über die Besonderheiten des Eastern Valley müssen für den vorliegenden Zweck ausreichen. Die religiöse, politische, soziale und kulturelle Atmosphäre des Tals weist die wohlbekanntesten Eigentümlichkeiten des Walisischen auf. Über die Waliser und ihren Hang zum Emotionalen, ihre lebhafteste Phantasie, ihr tiefes religiöses Empfinden, ihren politischen Radikalismus, ihre Gastfreundschaft und über ihre Musik ist so viel gesprochen und geschrieben worden, daß dieses Bild ohne große Schwierigkeiten um weitere Schilderungen bereichert werden könnte. Das vorliegende ist sicherlich nicht vollständig; es stellt lediglich einen Versuch dar, die Beziehung zwischen der Entstehung einer Ideologie und der wirtschaftlichen Organisation des Gebietes aufzuzeigen. Denn die für die gegenwärtige Ideologie im Tal wichtigen drei Faktoren – die Großindustrie, die Gewerkschaftsbewegung und die Religion – hatten ihr Zentrum in den Kohlengruben: hier erfuhren die Menschen die Macht der Finanzwelt und des Kapitalismus; hier lernten

sie die Macht der Solidarität und der Gewerkschaftsbewegung kennen; und hier brauchten und erhielten sie Unterstützung durch ihren Glauben.

Mit dem Niedergang der Kohlenindustrie wurden viele der Männer des Eastern Valley arbeitslos; aufgrund ihres Alters und ihrer zum Teil veralteten Geschicklichkeiten haben viele von ihnen keine Aussicht, wieder Arbeit zu finden. Als das Programm im März 1935 begann, waren bei den Arbeitsämtern in Blaenavon und Pontypool 6868 arbeitslose Männer gemeldet<sup>11</sup>. 1931 betrug die männliche Gesamtbevölkerung der über Vierzehnjährigen in diesem Gebiet laut Volkszählung 16469. Die geschätzte Abnahme der männlichen Bevölkerung zwischen 1931 und 1935 beträgt ungefähr 1200 (berechnet nach dem allgemeinen Bevölkerungsschwund in der Region, wie er im Second Survey of South Wales and Monmouthshire ausgewiesen ist).

Somit kann die männliche Bevölkerung der über Vierzehnjährigen im Juni 1935 mit ungefähr 15270 angesetzt werden. Das bedeutet, daß ungefähr 45 % der gesamten männlichen Bevölkerung in diesem Gebiet arbeitslos waren. Es ist nicht notwendig, die sehr wenigen arbeitslosen Frauen einzubeziehen. Im ganzen Bezirk liegt das gewaltige Potential an weiblicher Arbeitskraft fast gänzlich brach. Nur in der Weißbleicherzeugung werden weibliche Arbeitskräfte beschäftigt.

Im März 1938 war die Zahl der Arbeitslosen auf 4233 gesunken. Dies ist teilweise auf Abwanderung, zum Teil auf eine leichte Besserung der Wirtschaftslage zurückzuführen. Der für diesen Zeitraum zu vermutende Bevölkerungsschwund wurde in Second Survey of South Wales and Monmouthshire nicht berechnet. Es kann jedoch angenommen werden, daß ungefähr 30 % der männlichen Bevölkerung über vierzehn Jahre ohne Arbeit waren.

Ein Vergleich der Altersverteilungen der arbeitslosen Männer in den Jahren 1935 und 1937 bietet ein interessantes Bild.

---

<sup>11</sup> Die Informationen, die vom Arbeitsministerium freundlicherweise zur Verfügung gestellt wurden, beziehen sich nur auf den nördlichen Teil des Tales von Blaenavon bis einschließlich Pontypool. Dies ist jedoch kein ernsthafter Nachteil, da dieser Teil das Haupteinzugsgebiet der Mitglieder des S.P.S. darstellt (73 % der gegenwärtigen Mitglieder stammen aus diesem Gebiet).

*Tabelle 4: Alter der Arbeitslosen*

Alter	Nov. 1935		Nov. 1937	
	absolut	%	absolut	%
18 - 20	304	5.4	174	4.6
21 - 24	601	10.6	291	7.7
25 - 34	1484	26.3	824	21.8
35 - 44	1225	21.8	839	22.1
45 - 54	1057	18.7	829	21.9
55 - 59	528	9.4	447	11.8
60 - 64	442	7.8	387	10.2
65 -	3	-	1	-
	5644	100.0	3792	100.0

Offensichtlich steigt der Anteil der Männer über 45 stetig an. Dies ist der statistische Niederschlag der Tatsache, daß Männer über 45 zu alt sind, um sich ernsthafte Hoffnungen darauf machen zu können, wieder Arbeit zu finden.

Dies wird durch einen Prozentvergleich der Dauer der Arbeitslosigkeit in den beiden Zeiträumen bestätigt. Obwohl die absolute Zahl der Arbeitslosen sinkt, steigt der relative Anteil der Langzeitarbeitslosen. Dies sind jene, die ihre Stellen verloren haben und nie mehr wieder zu ihnen zurückkehren werden.

*Tabelle 5: Dauer der Arbeitslosigkeit*

	1935		1938	
	absolut	%	absolut	%
unter 3 Monaten	2821	41.5	1605	39.9
3 - 6	625	9.9	382	9.5
6 - 9	378	6.0	250	6.2
9 - 12	324	5.1	125	3.1
12 Monate u. darüber	2176	34.5	1660	41.3
	6324	100.0	4022	100.0

Diese Zahlen geben jedoch die Situation nicht gänzlich richtig wieder. Diese ist zweifellos schlimmer, da die Arbeitsämter selbstverständlich sogar die Beschäftigungsdauer von drei Tagen innerhalb einer langen Phase der Arbeitslosigkeit als letzte feste Anstellung zählen. Einige wenige Zahlen<sup>12</sup>, die den Niedergang des südwalisischen Kohlenreviers innerhalb der letzten 20 Jahre darstellen, können einen Eindruck von dieser Entwicklung vermitteln, die eine ganze Generation ab dem fünfundvierzigsten Lebensjahr zur Untätigkeit verdammt.

Nach der kurzen Blüte der ersten Nachkriegsjahre ist die Kohleförderung im südwalisischen Revier ständig zurückgegangen, wie die folgenden Indizes zeigen (1924 = 100).

*Tabelle 6: Kohlenförderung im südwalisischen Revier*

Jahr	Index
1913	111
1924	100
1925	87
1926	40
1927	91
1928	85
1929	94
1930	88
1931	73
1932	68
1933	67
1934	69
1935	69

Dies hatte zur Folge, daß nicht nur die Anzahl der versicherten Grubenarbeiter sank, sondern auch die Gesamtzahl der Arbeiter in der Kohlenindustrie. Wird deren Zahl für 1923 mit 100 angesetzt, so be-

<sup>12</sup> Für die folgenden Tabellen wurden Zahlen für Süd Wales vor 1931 einer Publikation des University College of South Wales and Monmouthshire, *An Industrial Survey of South Wales*, London 1932, entnommen. Die Zahlen für den Zeitraum danach stammen aus dem *Second Industrial Survey*; einige davon wurden unter Zugrundelegung der Basis des ersten Survey neu berechnet.

trug dieser Index 1931 nur mehr 79. Zwischen 1921 und 1931 verlor das Kohlenrevier 242000 Menschen durch Abwanderung, das sind 12.3 % des Bevölkerungsstandes im Jahre 1921. Dies wurde zum Teil durch einen Geburtenüberschuß kompensiert, doch betrug der Bevölkerungsschwund in diesem Zeitraum immer noch 70000.

Die Anzahl der beschäftigten Personen in der Region sank noch schneller. Wird ihre Zahl für 1932 mit 100 angesetzt, dann betrug der Beschäftigtenindex 1931 67 und 1934 nur mehr 58. Dementsprechend stiegen die Arbeitslosenzahlen:

*Tabelle 7: Arbeitslosenrate der versicherten Arbeiter*

Jahr	%
1923	5.2
1924	14.9
1927	26.1
1929	21.5
1930	31.8
1936 (Juni)	37.3

Trotz einer leichten Besserung während der letzten beiden Jahre (für die keine globalen Zahlen zur Verfügung stehen) blieb die Situation im großen und ganzen unverändert. Bis heute wurde für die wirtschaftlichen Probleme des südwalisischen Kohlereviere noch keine Lösung gefunden.

Es ist nun schon Jahre her, daß die Arbeitslosigkeit begonnen hat, dem Leben im Tal ihren Stempel aufzudrücken. Zwar war der Niedergang der Region ein allmählicher und wurde gelegentlich von Phasen der Besserung unterbrochen, doch schwebt die Bedrohung durch die Arbeitslosigkeit seit 1921 beständig über der Gemeinschaft. Nach dem Streik im Jahre 1926 stellte Arbeitslosigkeit mehr als eine Bedrohung dar: sie wurde für viele Individuen Wirklichkeit. Verschärft wurde dies dadurch, daß keinerlei Hoffnung auf eine allgemeine Wiederbelebung der örtlichen Industrie bestand. Die Auswirkungen der Arbeitslosigkeit auf den Lebensstandard und die allgemeine Einstellung der beschäftigungslosen Männer sind überall zu sehen. Dabei handelt es sich keines-

falls um Auswirkungen in Form einer plötzlichen Katastrophe. Im Tal braucht niemand zu verhungern. Die Bevölkerung hat sich nun an ihren gegenwärtigen Lebensstandard gewöhnt. Nach Auskunft des ansässigen Arztes stieg zwar die Zahl der Selbstmorde bis zum Jahr 1927 bis auf 11 an, fiel jedoch dann wieder auf ihr normales Niveau von 1 oder 2 Fällen im Jahr. Die übliche Haltung unter den Arbeitslosen könnte als Resignation beschrieben werden<sup>13</sup>. Diese manifestiert sich als ein fast völliges Erlahmen jeglicher Eigeninitiative. Einige vermischte Beobachtungen über das persönliche und gesellschaftliche Leben der Arbeitslosen können dies illustrieren.

Eines der kleinen Bergarbeiterdörfer, Carndiffaith, war unter dem Namen „Klein-Moskau“ bekannt, wegen seiner überwiegend kommunistischen Wählerschaft. Heute ist nur mehr ihre Überzeugung beibehalten, in Carndiffaith und den meisten anderen Dörfern hat Labour eine große und unangefochtene Mehrheit, und fast alle arbeitslosen Bergarbeiter bezeichnen sich selbst als sozialistisch, einige wenige als kommunistisch. Doch abgesehen von diesen Auskünften und von ihrem Wahlverhalten weist heute nichts mehr im Tal auf diese Einstellung hin.

Die erzwungene Muße hat eine allgemeine Trägheit mit sich gebracht, die fast jeden Lebensbereich ergreift. Die beständigen Versuche der Arbeitsmarktverwaltung, z. B. Abwanderungsprojekte ins Leben zu rufen, treffen auf eine lethargische und desinteressierte Haltung. Viele der Arbeitslosen entledigen sich ihrer überschüssigen körperlichen Energien, indem sie stundenlang durch die Berge streifen. In einer Art Selbstschutz beschränken sie all ihre Bedürfnisse; ihr Leben wäre zu kompliziert, würden sie an ihrem früheren Erwartungshorizont festhalten. Das Arbeitsamt, wo sie sich zweimal wöchentlich einzufinden haben, um zu stempeln und ihre Unterstützung abzuholen, wird zum gesellschaftlichen Zentrum ihres ansonsten ungeselligen Lebens. Auf diese beiden wöchentlichen Anlässe bereiten sie sich gründlich vor, indem sie früher aufstehen und sich besser anziehen; so gehen sie zum Arbeitsamt, um ihr Geld zu holen, aber auch, um sich mit den anderen Männern zu

---

<sup>13</sup> Die Einstellung der Arbeitslosen im Eastern Valley unterschied sich von jener, die bei der Marienthal-Studie festgestellt wurde; im Eastern Valley gab es nichts, was über Resignation hinausgegangen wäre, während wir in Marienthal auch nackte Verzweiflung und völlige Apathie vorfanden. Vielleicht liegt der Hauptgrund dafür in der Höhe und unbeschränkten Dauer der Unterstützungszahlungen in Großbritannien.

unterhalten, manchmal auch, um mit ihnen zu trinken. Wenn sie nach Hause kommen, ruhen sie sich aus, und der Rest des Tages wird damit ausgefüllt, dieses bedeutende Ereignis zu erörtern, sie wiederholen gegenüber ihren Frauen, was dieser oder jener gesagt hat, und sie denken über die Argumente nach, die verwendet wurden. Hier entsteht beim Beobachten der Eindruck, daß der Arbeitslose das Gefühl hat, einen besonders geschäftigen Tag verbracht zu haben.

Ein Gutteil ihrer Zeit, wahrscheinlich mehr als bei beschäftigten Männern, wird auf die Ausarbeitung von Systemen für das Fußballtoto aufgewendet. Daß sie für die Teilnahme regelmäßige und manchmal beträchtliche Summen ausgeben, ist kein Anlaß zur moralischen Entüstung, sondern muß als normale Reaktion jener verstanden werden, denen sonst keine Hoffnung geblieben ist.

Zum Sinken des Lebensstandards gehört eine schlechtere Ernährung, bei der es besonders an frischen Zutaten mangelt. Obst kommt fast nie auf den Tisch, sogar frische Milch ist selten und wurde im allgemeinen durch Kondensmilch ersetzt. Dosennahrung aller Art ist in den Haushalten sehr häufig zu finden. In den letzten Jahren fehlten die wirtschaftlichen Möglichkeiten, um jene allmählichen Verbesserungen durchzuführen, die im allgemeinen den Haushalt in unauffälliger Weise mit den Entwicklungen im Bereich der Hygiene und des Wohnstandards Schritt halten lassen; in vielen kleinen Dingen hält man am Althergebrachten fest, bloß weil es an den Mitteln fehlt, etwas Neues zu beschaffen. Wenn es doch einmal Neuanschaffungen gibt, dann erheben sich die besten nicht über das Niveau von Woolworth – eine Firma, die auf die Bergarbeiter und ihre Familien große Anziehungskraft ausübt und sicherlich eine kulturelle Funktion erfüllt. Doch auch an diesen Standards gemessen bietet sich dem Beobachter ein Bild beträchtlicher Rückständigkeit.

In vielen der Familien, bei denen ich lebte, wurde keine Zahnbürste verwendet; in anderen Fällen wiederum wurde eine einzige von allen Familienmitgliedern benutzt.

In einer Familie konnte beobachtet werden, daß ein und dieselbe Schüssel dazu diente, die Kinder und die Babywindeln zu waschen, sowie den Weihnachtskuchen anzurühren.

Eine Familie lud mich sehr herzlich ein, eine Woche bei ihr zu verbringen. Sie lobten das Bett, das sie mir zu Verfügung stellen würden. Am ersten Abend stellte sich heraus, daß das Bett in der Tat ausgezeichnet war, allerdings mußte ich es mit drei Kindern teilen. So verbrachte ich zwei Nächte, bis es mir unmöglich erschien, meine Arbeit fortzusetzen, ohne in der Nacht

wirklich meine Ruhe zu finden. Um meine Gastgeber nicht zu beleidigen, schützte ich eine Erkältung vor und meinte, ich könnte zu einer anderen Familie übersiedeln, um die Gesundheit der Kinder nicht zu gefährden. „Ach, wenn es das ist“, sagte die Frau, „dann können wir ihnen ein einzelnes Bett richten. Wir haben nur gedacht, daß es sehr unfreundlich wäre, Sie ganz allein schlafen zu lassen.“

Um unser Bild der Arbeitslosigkeit im Eastern Valley zu vervollständigen, seien noch einige Versuche erwähnt, die vorherrschende Trägheit von außen her zu überwinden. Es gibt eine Art Volksbildungsheim in Pontypool, und verschiedene Begegnungsstätten, die über das Gebiet verstreut sind. Diese mögen zwar für die wenigen Arbeitslosen, die an ihren Aktivitäten teilnehmen, ihren Zweck erfüllen, bleiben jedoch an der Oberfläche des örtlichen Lebens, ohne die hauptsächlichen Entwicklungen zu beeinflussen oder zu verändern. Die Situation könnte als Wandel der Atmosphäre des Tals beschrieben werden, an den die traditionelle Lebensform des Tals allmählich angepaßt wurde. Dieselben alten Regeln werden befolgt, wenn auch in einem beschränkteren Rahmen. Auf diesem niedrigeren Niveau erhalten sich die alten Traditionen in ungebrochener Stärke. Ein Zerschneiden dieser Traditionen und damit eine Veränderung der Sichtweise der Bevölkerung scheint unmöglich, solange ihre Lebensgrundlage unberührt bleibt.

Dieses Tal, mit seiner langen Bergwerkstradition und seiner gegenwärtigen wirtschaftlichen Not, mit seinen Erinnerungen an Phasen der Prosperität und an die unablässige körperliche und geistige Anspannung bei der Arbeit unter Tag und mit seiner gegenwärtigen Trägheit und Resignation, mit seinen tief verwurzelten Gewohnheiten, seinem Fatalismus und seinem Mißtrauen gegen Außenseiter, wurde von den Quäkern für ein experimentelles Programm der Bedarfsdeckungsproduktion ausgewählt. Sie wurden dazu von verschiedenen Leuten der Region ermuntert, sowie von Mitgliedern der „League of Service“, jener Gruppe, die später das Volksbildungsheim in Pontypool gründete. Im März 1935 wurde die Gesellschaft für Bedarfsdeckungsproduktion im Eastern Valley gegründet.

## ZWEITER TEIL

### VORBEMERKUNG ÜBER DAS BEDARFSDECKUNGSPROGRAMM (S.P.S.)

Zum besseren Verständnis des folgenden Abschnittes sollte sich der Leser die charakteristischen Merkmale des S.P.S. vor Augen halten, die folgendermaßen zusammengefaßt werden können:

Das Programm erstreckt sich vor allem auf die Kooperation einer Anzahl arbeitsloser Männer bei der Herstellung von Gütern, die zur Deckung des eigenen Bedarfs verwendet werden und nicht vermarktet werden sollen. Die Männer beziehen keinerlei Lohn, stattdessen erwerben sie die Produkte ihrer Arbeit, wobei sie Preise bezahlen, die aufgrund der Formel  $\text{Kosten der Rohmaterialien} + 20\% \text{ allgemeine Unkosten}$  kalkuliert sind. Sie beziehen weiterhin die normale Arbeitslosenunterstützung. Der wirtschaftliche Vorteil für die Teilnehmer des Programms besteht in der höheren Kaufkraft ihres Geldes, wenn es für die im Rahmen des S.P.S. erzeugten Güter ausgegeben wird<sup>1</sup>.

Darüber hinaus sind diese Produkte oft qualitativ höherstehend als jene, die sich die Nicht-Teilnehmer des S.P.S. leisten könnten; oft sind sie besser als alles, was es im Tal überhaupt zu kaufen gibt.

### DIE ENTWICKLUNG DES S.P.S.

Das Bedarfsdeckungsprogramm im Eastern Valley von Monmouthshire wurde von einem Zweig der Quäker gegründet, einer Gruppe von Männern und Frauen, die von Mr. Peter Scott geleitet wird und im Jahre 1926 entstand, 1928 kam sie zum ersten Mal nach Südwales. War es anfangs lediglich ihr Anliegen, eine auf den Ideen der Quäker basierende spirituelle Botschaft zu überbringen, so fühlten sie sich durch die Zustände, die sie in Südwales vorfanden, bald genötigt, auch praktische Taten zu setzen. Bei Brynmawr bauten sie zunächst eine karitative Organisation auf, die sie später durch verschiedene bauliche Aktivitäten ergänzten. Aufgrund dieser Erfahrungen erkannten sie,

---

<sup>1</sup> Siehe die Preisliste des S.P.S. im Anhang.

daß größere Hilfsprogramme für Arbeitslose sowohl notwendig als auch möglich waren; dies wiederum führte zur Gründung eines experimentellen Bedarfsdeckungsprogrammes in der Nähe von Wigan (Lancashire) und ein wenig später zur Einrichtung des südwalisischen Programms.

Das Programm von Upholland (bei Wigan) begann im März 1934 sehr zaghaft. Die ursprüngliche Gruppe bestand lediglich aus elf sorgfältig ausgewählten arbeitslosen Männern und zwei Schneiderinnen. Der Erfolg der ersten Monate ermutigt zu einer Ausdehnung des Experiments, was durch eine Spende Lord Nuffields ermöglicht wurde. Zur Fortsetzung des Experiments hätte sich eine Unzahl von Orten angeboten, tatsächlich fiel dann die Wahl auf das Eastern Valley von Monmouthshire.

Dies war auf mehrere Faktoren zurückzuführen. Ein Grund lag zweifellos in dem Wunsch, die schmerzlichen Folgen der Arbeitslosigkeit dort zu lindern, wo sie sich am deutlichsten bemerkbar machten. Auch fiel das Eastern Valley unter die Special Area Acts; dadurch ergab sich die Möglichkeit, für das Programm von den zuständigen Behörden finanzielle Unterstützung zu erlangen. Die Nähe zu Brynmawr, wo die Quäker schon seit längerem aktiv waren, spielte ebenfalls eine Rolle. Schließlich ist das Eastern Valley eines der wenigen südwalisischen Täler, in denen fast ausschließlich Englisch gesprochen wird. In einem Tal, in dem Walisisch gesprochen wird, wäre es wohl wesentlich schwieriger gewesen, Kontakt zur Bevölkerung zu gewinnen, da die Leiter des Programms fast alle nur Englisch sprachen.

Diese Gründe sprachen zwar für sich, doch hatte die getroffene Wahl auch ihre Nachteile. Die Bevölkerung lebt über das ganze Tal verstreut; es ist schwierig, einen zentralen Ort zu finden, der innerhalb einer vernünftigen Distanz zu den verschiedenen Wohnorten der Arbeitslosen liegt. Diese Schwierigkeit wurde anfangs allerdings übersehen. Da die Männer des Tales überhaupt nichts dabei finden, täglich viele Meilen auf dem Weg von und zur Arbeit zu Fuß zurückzulegen, nahmen die Organisatoren an, daß sie lange Anmarschwege zum S.P.S. ebenfalls gerne in Kauf nehmen würden. Dies sollte sich als Irrtum herausstellen. In den meisten Fällen erwies sich ein Weg von mehr als zwei Meilen als zu lang. Zur Überwindung dieser Schwierigkeit mußte ein regelrechtes Verkehrssystem eingerichtet werden, dessen Kosten das Budget des S.P.S. sehr belasteten.

Zu Beginn des Frühlings 1935 erfuhr man im Eastern Valley zum ersten Mal von der Idee des Bedarfsdeckungsprogramms. Im ganzen Tal

fanden Zusammenkünfte statt; dort gab es lebhaftes und nicht immer nur freundliche Diskussionen.

Widerstand regte sich in verschiedenen Lagern. Da waren die kleinen Geschäftsleute und die Konsumgenossenschaften, die schwere Umsatzrückgänge befürchteten. Da waren die Gewerkschaften und die Labour Party, die allem, was mit der Regierung zu tun hatte, mißtrauisch gegenüberstanden; sie witterten, daß sich hinter dem Programm ein sanfter Zwang verbergen könnte, als Gegenleistung für die Arbeitslosenunterstützung zu arbeiten. Die Kommunisten gingen noch weiter – sie drohten an, dem Programm mit drastischen Maßnahmen entgegenzutreten. Und schließlich war da die Apathie der Arbeitslosen selbst, ein Faktor, der alle anderen Widerstände an Bedeutung übertraf; ihre tief verwurzelten Denk- und Lebensgewohnheiten, die es zu überwinden galt, wollte man ihnen die Teilnahme an einem derartigen Experiment schmackhaft machen.

Ihre Gegenargumente entsprangen vor allem ihrem Widerwillen gegen einen neuen Versuch, der weder von ihren Gewerkschaften noch ihren politischen Parteien noch ihrer jeweiligen Kirche unterstützt wurde. Im Mittelpunkt stand dabei die Befürchtung, zu Zuständen zurückzukehren, wie sie etwa vor fünfzig Jahren geherrscht hatten, als ihre Väter in den Kohlengruben gezwungen worden waren, den Großteil ihres Lohnes auf den Erwerb der lebensnotwendigen Güter in der „Werkskantine“ aufzuwenden. Von allem, was dort gekauft worden war, hieß es, daß es teuer und von minderer Qualität war; und oft endete die Arbeitswoche für den Arbeiter statt mit der Entgegennahme seines Lohnsäckchens mit der unliebsamen Entdeckung, daß er bei der „Kantine“ Schulden hatte. Da der Vorteil der Teilnahme am S.P.S. in der Möglichkeit bestand, bei der Gesellschaft Güter einzukaufen, deren Preise *unter* den Marktpreisen lagen, war diese Analogie nur sehr oberflächlich. Dennoch reichte sie in vielen Fällen aus, von der Teilnahme an dem neuartigen Unterfangen abzuhalten.

Ein anderes Argument der Gegner des Programms besagte, daß die Teilnahme darauf hinausliefe, umsonst oder als Gegenleistung für die Arbeitslosenunterstützung zu arbeiten, ein System, das sich auf die gesamte bestehende Lohnstruktur nachteilig auswirken würde. Derartige Argumente waren anfangs äußerst erfolgreich, die Arbeitslosen von der Teilnahme am S.P.S. abzuhalten; diese befürchteten, dadurch zum Gespött ihrer Umwelt zu werden.

Schließlich wurde trotz allem ein Stück Land gekauft, um die land-

wirtschaftliche Produktion aufzunehmen; bald darauf wurden auch die Gebäude der alten Brauerei in Cwmavon erworben, um die industriellen Aktivitäten des Programms unterzubringen. Dieses riesige Bauwerk lag etwas abseits von den bewohnten Gebieten und war seit mehreren Jahren leer gestanden und nun in einem ziemlich schlechten Zustand. Es wurde von den ersten Teilnehmern des Programms renoviert.

Diese „Pioniere“ des S.P.S. erzählen immer wieder davon, was sie damals durchmachen mußten, besonders wenn sie zum Arbeitsamt kamen, um den Stempel oder ihr Geld abzuholen. Eines Tages drohten die Kommunisten, einen Marsch auf die Brauerei zu organisieren, um den Aktivitäten der Gesellschaft ein Ende zu setzen. Für die wenigen Mitglieder war es ein Tag voll Spannung und Aufregung, der allerdings verging, ohne daß der angedrohte Marsch stattgefunden hätte.

Viele der heutigen Mitglieder geben zu, daß sie nur wegen der damals allgemeine herrschenden Feindseligkeit gegenüber dem Programm gezögert hätten, daran teilzunehmen. Einer von ihnen drückte das so aus:

„Ich wollte nicht beitreten, weil sich alle anderen darüber lustig machten. Jedes Mitglied, das sie auf dem Arbeitsamt getroffen haben, wurde ausgelacht. Es war meine Alte, die keine Ruhe gegeben hat, bis ich beigetreten bin.“

Daß die Vorurteile, die so viele Männer zu Beginn des Experiments an der Teilnahme gehindert hatten, schließlich beseitigt wurden, ist zum Großteil der Verdienst der Frauen. Kein Vorurteil kann stark genug sein, die durchschnittliche Ehefrau eines arbeitslosen Bergarbeiters gegenüber dem Vorteil blind zu machen, der sich aus einem Milchpreis von 3 Pence statt 7 Pence pro Liter ergibt.

Ein anderes Mitglied, heute einer der tüchtigsten Mitarbeiter des S.P.S., beschrieb seine Gründe für den Beitritt wie folgt:

„Ich habe von dem Programm durch die Versammlungen erfahren, die sie im ganzen Tal abgehalten haben. Ich war bei einer; 50 Leute waren dort, und 40 davon nur, um das Projekt zu mißbilligen. Mit dieser feindseligen Einstellung bin auch ich hingegangen. Wir waren alle Arbeiter und Sozialisten und wir haben geglaubt, daß die Regierung uns durch dieses Programm zur Arbeit zwingen wollte. Die Versammlung hat mich nicht überzeugt, aber mein Interesse geweckt. Kurz darauf bin ich aus reiner Neugierde dem Programm beigetreten, obwohl ich noch immer meine Bedenken gehabt habe.“

Die Gruppe dieser Pioniere unterscheidet sich von den übrigen Mitgliedern durch ihre Einstellung gegenüber dem S.P.S. Sie fühlen sich in gewisser Weise dafür verantwortlich, da sie für das Programm ein-

stehen mußten, es zu verteidigen hatten und den Hohn der anderen Arbeitslose hinnehmen mußten; und auch, weil sie von Anfang an seiner Entwicklung teilgenommen hatten und dabei gewesen waren, wie es sich langsam vergrößerte.

Was dies für sie bedeutete, könnte durch die bezeichnende Ausdrucksweise illustriert werden, deren sich einer der Pioniere bediente, der vor kurzem geregelte Arbeit gefunden hatte und daher aus dem S.P.S. ausgeschieden war. Wenn er davon sprach, sagte er weiterhin „wir“, z. B. „Heuer werden wir eine Weihnachtsparty haben“ (obwohl er daran gar nicht teilnehmen konnte). Sprach er von seinen Arbeitskollegen, dann sagte er stets „die anderen“.

Die Mitgliederzahl wuchs allmählich. Im März 1935 waren es 8, im Jänner 1936 180, im Jänner 1937 345 und schließlich hatte das Programm im Jänner 1938 377 Teilnehmer. Als Folge dieser Zunahme stellte die Teilnahme am S.P.S. keine Besonderheit mehr dar, und der allgemeine Widerstand verringerte sich. Es bestand keine Notwendigkeit mehr, das Schema zu verteidigen. Sogar eine Anzahl jüngerer Männer erkannten die Vorteile, die das Programm bot, und traten bei. Auch die Geschäftsleute sahen ein, daß es für sie nicht so bedrohlich war, wie sie befürchtet hatten, und ihr Widerstand nahm zusehends ab. Führende Mitglieder der Labour Party und der Gewerkschaften stateteten dem S.P.S. Besuche ab und erklärten sich mit seinen Prinzipien und deren praktischer Umsetzung einverstanden.

Das Abbröckeln des Widerstands war nicht ausschließlich ein Vorteil. Die Mitgliedschaft hörte auf, eine Sache der persönlichen Überzeugung zu sein; frühere Gegner traten dem S.P.S. bei, weil sie die Erfolglosigkeit des Widerstandes einsahen, und einige davon kamen zur Auffassung, daß es am besten für sie wäre, so viel wie möglich aus dem Programm herauszuholen und so wenig wie möglich einzubringen.

Die Teilnahme am S.P.S. wurde zunehmend attraktiver, da es die wachsende Mitgliederzahl ermöglichte, die Produktion auf immer weitere Arten von Gütern auszudehnen. Einige traten bei, arbeiteten nur das nötigste, kauften ein, soviel sie nur konnten, und verließen das Programm nach kurzer Zeit unter Zurücklassung beträchtlicher offener Rechnungen. Diese kaum einbringlichen Schulden wurden zu einem ernsthaften wirtschaftlichen und administrativen Problem. Um zumindest einen Teil des Geldes zurückzubekommen, wurden weiterhin Waren an einige Männer, die das S.P.S. als Schuldner verlassen hatten, verteilt, in der Hoffnung, daß die Schulden doch allmählich getilgt werden würden. Dadurch erhielten die Schuldner einen eindeu-

tigen Vorteil, da sie weiterhin vom Programm profitierten, ohne daran mitzuarbeiten. Dies konnte den anderen, insbesondere den Gründungsmitgliedern, nicht lange verborgen bleiben. Sie beanspruchten für sich ein besonderes Anrecht auf die vom Programm gebotenen Vorteile, da sie zu einer Zeit daran mitgearbeitet hatten, als man aus ihm noch wesentlich weniger Nutzen ziehen konnte. Einige der Pioniere, die ausgeschieden waren, weil sie geregelte Arbeit gefunden hatten, gingen im Unfrieden, da man ihnen eröffnet hatte, daß ihren Haushalten keine Milch aus dem S.P.S. mehr zugeteilt werden konnte.

Als die ersten 8 Mitglieder im März 1935 beitraten, galt ihre erste Frage den Kohlevorräten; die Organisatoren hatten auf allen Versammlungen im Tal betont, daß die Kohlenbeschaffung ein Ziel darstellte, das im Rahmen des S.P.S. unverzüglich in Angriff genommen werden würde. Dies sollte sich allerdings als unmöglich erweisen. Die Männer erklärten, daß die meisten von ihnen zwei oder drei Tage in der Woche – Tage, an denen sie sich nicht im Arbeitsamt einzufinden hatten – damit zu verbringen pflegten, sich auf den Halden mit Kohlen zu versorgen. Einige bekamen ihre Kohlen an der Kohlenwäscherei umsonst, andere zahlten für die Erlaubnis, sie aus einer guten Halde auszusortieren, einen Shilling pro Woche, bei einer weniger reichhaltigen sechs Pence.

Hätten sie ihre volle Arbeitswoche dem S.P.S. gewidmet, dann hätten sie für ihre Kohle bezahlen müssen, das konnten sie sich natürlich nicht leisten. In der Hoffnung, daß das S.P.S. binnen weniger Monate in der Lage sein würde, selbst Kohle zu beschaffen, und um die ersten Teilnehmer zu ermutigen, entschlossen sich die Organisatoren, Kohle zu einem Preis von 12 1/2 bis 14 1/2 Shilling pro Tonne zu kaufen und den Teilnehmern zu verschiedenen gestaffelten Preisen zu überlassen; der niedrigste scheint 1 Shilling und 8 Pence pro Tonne betragen zu haben. Die billige Kohle verfehlte ihre Wirkung auch nicht; viele der gegenwärtigen Mitglieder sind hauptsächlich deshalb beigetreten, um billig zu Kohle zu kommen. Aus dieser Vorgangsweise ergab sich für die Gesellschaft sehr bald eine gewaltige finanzielle Belastung; und die Schwierigkeiten wuchsen mit wachsender Teilnehmerzahl. 1936 betrug der Kohlepreis für Mitglieder 6 Shilling, und gegen Ende 1937 wurde er auf 8 Shilling pro Tonne angehoben. Dagegen wurde natürlich sehr heftig protestiert, obwohl die Mitglieder beim Kohlenkauf von der Gesellschaft noch immer in beträchtlichen Ausmaß subventioniert wurden.

Es war unter diesen Umständen nicht verwunderlich, daß die Or-

ganisatoren die Möglichkeit im Auge behielten, im Rahmen des S.P.S. selbst Kohle zu produzieren. Laut Aussage der Organisatoren war diese Idee von den ursprünglichen Mitgliedern begrüßt worden, während sie von jenen, die zum Erhebungszeitpunkt am Programm teilnahmen, leidenschaftlich bekämpft wurde. Ein entscheidender Faktor bei dieser Weigerung, selbst Kohle zu produzieren, scheint dabei die Möglichkeit von Unfällen gewesen zu sein. Es wurden zwar Tatsachen vorgelegt, die zeigten, daß der Kohlenabbau wesentlich ungefährlicher und geruhsamer als in den kommerziellen Gruben von statten gehen konnte, wenn die Arbeitslosen – wie bei Rhymney und bei Brynmawr – ihre eigene Kohle förderten, doch kamen die Männer immer wieder automatisch auf dieses Argument zurück.

Weniger leidenschaftlichen, aber doch sehr aktiven Widerstand setzten die Mitglieder jeder anderen Ausdehnung der Aktivitäten entgegen, durch die neue Wege beschritten worden wären. Die Mehrheit der Männer konnte sich nur sehr zögernd mit Neuerungen anfreunden. 1938 bestand zum Beispiel allgemeine Übereinstimmung dahingehend, daß die Erzeugnisse der Bäckerei zu den nützlichsten Errungenschaften des S.P.S. gehörten; 1935 allerdings hatten sich die Mitglieder der Einrichtung der Bäckerei heftig widersetzt. Und auch der Plan, ein Schlachthaus zu errichten, um Fleisch zu niedrigen Preisen anbieten zu können, wurde wieder nur widerwillig akzeptiert.

Zu Frühlingsbeginn 1938 kam die Frage der Kalkerzeugung aufs Tapet. Auch in den zwei vorhergehenden Jahren war Kalk gebrannt worden, der für die Anbauflächen und die Farm Verwendung fand, allerdings aufgrund eines speziellen Übereinkommens mit einem Außenstehenden. Um die Kosten des S.P.S. zu senken, schlugen die Organisatoren auf einer Sonderversammlung vor, das Kalkbrennen unter die Aktivitäten der Mitglieder aufzunehmen. Hätte sich ein Fremder auf diese Versammlung verirrt, dann hätte er vermutlich den Eindruck einer normalen Betriebsversammlung gewonnen, auf der die Arbeiter ihre Lohnforderungen vorbrachten.

Die Versammlung begann mit einem kurzen Bericht des Bezirksorganisationsleiters, der das Problem umriß und Freiwillige aufforderte, sich zu melden. Die Anbauzeit hatte bereits begonnen, Kalk wurde dringend benötigt, aber der Schlot des S.P.S. rauchte nicht. Die erste Reaktion auf die Ansprache war ein starker, doch schweigsamer Widerstand. Die Männer standen in Gruppen beisammen und ermutigten einander durch Zeichen zum Reden. Der Organisator war allein; nicht nur im Wortsinn, sondern auch, was die feindselige

Atmosphäre betraf. Schließlich eröffnete einer der Männer die Diskussion, indem er sagte: „Und wieviel sind Sie bereit, dafür zu zahlen?“ Es folgte eine Erläuterung des Organisators, der darauf verwies, daß es jedem einzelnen Mitglied zugute kommen würde, wenn Kalk gebrannt würde; daß keine speziellen Konzessionen gemacht werden könnten, da dies gegen die Prinzipien des Programms verstieße; und so weiter. Ihm wurde geantwortet: „Aber diese Arbeit ist zu schwer, zu verantwortungsvoll, man kann sie nicht umsonst machen. Und die Kleider und die Schuhe gehen kaputt.“ Man einigte sich darauf, daß Arbeitskleidung beige gestellt würde. Trotzdem trat kein Freiwilliger vor und die Versammlung wurde vertagt. Anderntags fanden sich einige Mitglieder; doch ihre Unwilligkeit, diese Art von Arbeit zu verrichten, war während der ganzen Zeit, in der Kalk gebrannt wurde, nur mühsam zu überwinden.

Dieselbe Einstellung wurde auch gegenüber einer der für die Zukunft vorgesehenen Haupttätigkeiten an den Tag gelegt, gegenüber dem Hausbau. Die Tatsache, daß viele der Mitglieder meilenweit entfernt von der Brauerei bei Cwmavon lebten, hinderte sie und ihre Familienmitglieder, am gesellschaftlichen Leben des S.P.S. voll und ganz teilzunehmen. Die Einstellungen jener Teilnehmer, die in der Nähe lebten, hoben sich gegenüber denen der weiter entfernt Lebenden derartig vorteilhaft ab, daß sich die Idee, in der Nähe der Arbeitsstätten des S.P.S. Wohnungen zu errichten, geradezu aufdrängte; eine wichtige zusätzliche Überlegung war hier auch der entsetzliche Zustand vieler der Häuser im Tal. Wiederum jedoch gab es heftigen Widerstand, besonders unter den Zimmerleuten, die als eine der ersten Gruppen zur Mitwirkung aufgerufen worden wären.

Die beschriebenen Ereignisse begaben sich in den ersten Monaten des Jahres 1938. Die Organisatoren allerdings behaupteten, daß in den frühen Phasen des Programms solche Widerstände wesentlich heftiger waren und daß derartige Schwierigkeiten, die sich dem Aufbau des Programms in den Weg stellten, nach der Einführung regelmäßiger Besprechungen der Gruppenleiter abzunehmen pflegten. Im Juni 1935 schlug eines der Mitglieder vor, daß „die hellsten Köpfe unter den Männern sich mindestens alle zwei Wochen mit den Organisatoren treffen sollten, um die Auffassungen etc. über die Abwicklung des Programms zu vergleichen, bis wir ein besseres System bekommen“. Diese Idee wurde auf beiden Seiten sehr wohlwollend aufgenommen. Die Teilnehmer des Programms wurden auf ungefähr 25 Arbeitsgruppen aufgeteilt, wobei jede Gruppe ihre eigene Aufgabe hatte und ihren eigenen Anführer, der von den Mitgliedern der Gruppe selbst gewählt wurde.

Im Februar 1936 fand die erste Besprechung der Gruppenleiter statt, und danach wurden sie regelmäßig in ungefähr monatlichen Abständen abgehalten. Diese Besprechungen standen anfangs unter einem Unstern – der erste Vorsitzende, ein Teilnehmer des Programms erwies sich als wenig durchsetzungsfähig und war daher unfähig, seine Funktion richtig auszufüllen. Gegen Ende 1937 wurde ein neuer Vorsitzender gewählt; die Situation verbesserte sich zusehends, da seine Erfahrungen in der Arbeiterbewegung und in den Gewerkschaften ihm die notwendigen Fertigkeiten und Einstellungen vermittelt hatten. Es war jedoch bezeichnend, daß der Gebietsorganisator weiterhin diese Zusammenkünfte beherrschte. Auf den ersten Blick schien dies darauf zurückzuführen, daß nur er die finanzielle Situation der Gesellschaft kannte und daher wirklich wichtige Entscheidungen seiner Zustimmung bedurften. In der letzten Zeit machte sich auf seiten einiger Gruppenleiter – besonders jener, die mit der Vorgangsweise auf politischen und gewerkschaftlichen Versammlungen vertraut waren – ein gewisser Groll gegen diese Stellung des Gebietsorganisations bemerkbar. Tatsächlich wurde dann bei einer der letzten Besprechungen die Frage erörtert, ob es sich beim Organisator um einen „Diktator“ handle; während man hierüber zu keiner Entscheidung kam, einigte man sich doch darauf, daß ein Mechanismus wünschenswert wäre, der den Gruppenleitern und anderen Mitgliedern den Einblick in die finanzielle Situation ermöglichte. Für den Feldforscher, der die Geschehnisse in diesen Versammlungen beobachtete, konnte es keinen Zweifel geben, daß sich der Organisator bei der Verteidigung seiner Position mindestens ebensowohl auf die gesellschaftliche Tradition und Einstellung, die er verkörperte, stützte, wie auf irgendein Spezialwissen, das er vielleicht besaß.

Vom Beginn des Experiments an bis Mitte 1936 beruht der Handel der Gesellschaft mit ihren Mitgliedern auf einem System, bei dem Bargeld und Arbeitsstunden gegen Waren getauscht wurden; ein System, das in Upholland\* entwickelt worden war. Es wurde über die von jedem Mitglied in das Programm eingebrachten Arbeitsstunden Buch geführt, und eine festgelegte Anzahl von Arbeitsstunden berechnete zum Kauf verschiedener Waren. Zum Beispiel berechtigten 20 Arbeitsstunden zum Kauf einer Ladung Kohle 40 Stunden zum Erwerb eines Anzugs; auf 7 kg Kartoffeln waren 15 Minuten aufzuwenden, auf einen Kohlkopf

---

\* *Wo von den Quäkern ein Vorläuferprojekt durchgeführt wurde (Anm. d. Hrsg.).*

fünf, usw. Hiebei wurden die innerhalb des Programms gültigen Preise entrichtet.

Dieses System stellte sich als „kompliziert und aus einer Reihe von Gründen wenig zufriedenstellend“ heraus, wie es der Jahresbericht 1936 formulierte, und wurde zugunsten des gegenwärtigen Systems aufgegeben, das sicherlich weniger kompliziert war. Dieses wurde im Jahresbericht foldendermaßen beschrieben: „Jetzt werden Waren lediglich in Geld verrechnet und den Mitgliedern zu einem Preis angeboten, der aufgrund der Kosten für Materialien und Energie etc. und eines zwanzigprozentigen Zuschlags für die allgemeinen Unkosten gebildet wird. Ein Mitglied, das eine Woche lang in zufriedenstellender Weise für die Gesellschaft arbeitet, kann von ihr so viele Waren erwerben<sup>2</sup>, wie er in der folgenden Woche für den eigenen Haushalt benötigt.“

Die Umstellung vom alten auf das neue System war mehr als eine bloße Verwaltungsmaßnahme, auch wenn dies niemand offen zugeben wollte. Hier wurde von einer bestimmten Idee der Gleichheit – wo jedermann nach seiner Leistung behandelt wurde – zu einer anderen übergegangen, nach der die Bedürfnisse eines Menschen statt seiner Leistung der Behandlung zugrundegelegt wurden. Da man in beiden Fällen von „Gleichheit“ spricht, und da dies durch den Verweis auf den unbestimmten Sinn des Ausdrucks gerechtfertigt werden kann, kann es wenig überraschen, daß in dieser Hinsicht unter den Teilnehmern ein gewisses Ausmaß an Verwirrung herrschte.

Zu den gegenwärtigen Aktivitäten des Programms gehören solche industrieller und handwerklicher Art, die in der alten Brauerei in Cwmavon angesiedelt sind; auch gibt es Gruppen von Gartenarbeitern, die die verschiedenen Parzellen kultivieren, sowie landwirtschaftliche Gruppen um Llandegveth.

Die alte Brauerei wurde im Jahre 1901 errichtet und stellte 1928 den Betrieb ein. 1935 erwarb ein Zweig der Quäker die Baulichkeiten. Neben dem fünfstöckigen Hauptgebäude gibt es Ställe, Garagen und einige kleine Werkstätten in weiteren Nebengebäuden. Dort arbeiten folgende Gruppen unter Verwendung der notwendigen Maschinen: Schmiede und Dampfkesselschmiede, Handwerker, Maler, Elektriker, Müller, Küchenarbeiter, Schneider und Weber.

---

<sup>2</sup> D.h. Waren, die von der Gesellschaft angeboten werden und die das Mitglied zum von der Gesellschaft festgelegten Preis bezahlen kann und will. Die Unterstützung des Arbeitslosen ist der Größe seines Haushalts proportional, weshalb er auch Warenmengen kaufen kann, die dieser Größe entsprechen.

Der Hauptteil der landwirtschaftlichen Arbeit wird auf dem Hof bei Llandegveth verrichtet; der Ort liegt zwischen Usk und Newport und ist ungefähr 10.5 Meilen von der Brauerei entfernt. Die landwirtschaftliche Nutzfläche beträgt ungefähr 120 Hektar. Es gibt eine Wohnbaracke für ungefähr 20 Männer, sowie 6 kleine Häuser, von denen 4 von der Gesellschaft für Mitglieder und ihre Familien errichtet worden sind. Die Molkerei verfügt über moderne Maschinen, gemolken wird maschinell, und es gibt Einrichtungen für das Kühlhalten der Milch und die Sterilisation der Flaschen. Eine neue Straße wurde angelegt und eine alte hergerichtet; beide verbinden nun den Hof mit der Hauptstraße. Die Stallungen beherbergen ungefähr 60 Stück Vieh (ein Stier, Kühe, Jungstiere und Kalbinnen), Pferde, Schweine und Geflügel. Zur Erntezeit werden große Mengen Heu eingebracht; auch Gerste und Hafer werden angebaut.

Das gärtnerisch genutzte Grundstück bei Cwmbran umfaßt 12.6 ha, jenes bei Pontnewydd 4.5 ha und jenes bei Griffithstown 6 ha; bei Pontynewl wurden zwei Glashäuser für die Tomatenzucht gebaut. Das Grundstück bei Trevethin – 11.6 ha – ist speziell dem Obstanbau (Äpfel, Pflaumen, Johannisbeeren) gewidmet, Beili Glas in der Nähe der alten Brauerei in Cwmavon umfaßt 8.5 ha; hier liegt der Kalksteinbruch und anderes unbebautes Land.

Die Gesellschaft verfügt über zwei Lieferwagen für Brot und Milch, einen für den Transport anderer Waren, einen Lastwagen für größere Lieferungen, und zwei Autos, die je nach Bedarf verwendet werden.

Die Aktivitäten unterstehen einem Führungsstab von 24 Mitgliedern, von denen 12 Südwaliser sind, die dem Programm beigetreten sind; 4 sind alte Mitglieder des S.P.S. und stammen ebenfalls aus Südwales, während die verbleibenden 8 von außen kommen. Sie üben folgende Funktionen aus: Gebietsorganisator, Gutsverwalter, Kuhhirt (2), Fuhrmann, Gärtner, Geflügelaufseher, Transport- und Verteilungskoordinator, Buchhalter für die Konten der Mitglieder, Buchhalter für alle anderen Angelegenheiten, Sekretärin (2), Werkstättenleiter, Bäcker, Handarbeitslehrer, Koch, Maurer (2), Mühlenmechaniker, Schneider, Schneiderin, Weber, Telephonist, Maschinist für die Holzverarbeitung.

Das Produktionsergebnis des Programms hat sich innerhalb des letzten Jahres nicht nennenswert verändert. Selbstverständlich hat es seit dem Beginn des Programms gewaltige Veränderungen gegeben, doch scheint sich nun ein Gleichgewicht zwischen Erzeugung und Verbrauch durch die Mitglieder eingestellt zu haben, zumindest bei einigen wich-

tigen Konsumgütern wie Brot, Kuchen, Eiern und Milch; daher ließen sich weitere Produktionsfortschritte nur erzielen, indem man die Produktion auf bisher nicht erzeugte Güter ausdehnte oder auch jene Güter selbst erzeugte, die vorher von der Gesellschaft zum Wiederverkauf an die Mitglieder angekauft wurden. Die Ausweitung der Produktion auf neue Güter war von einigen jener Mitglieder sehr befürwortet worden, die an der Erörterung der Vorgangsweise der Gesellschaft aktiv teilnahmen.

Die folgende Übersicht illustriert das Ausmaß der Produktion; sie bezieht sich auf die vier Wochen vor dem 29. Jänner 1938.

Bäckerei	10964	Brotlaibe
	1428	Pfund Mehl
	388	Stück Bischofsbrot
	220	Stück Madeirakuchen
	69	Stück Rosinenkuchen
	200	Semmeln
	30	Stück Fleischpasteten
	12	Torten
Ziegelei	5000	Ziegel 9 x 4 1/2 x 3 Zoll
Schusterei	147	Paar Schuhe und Stiefel repariert
Fleischwaren	1671	Pfund Rindfleisch verarbeitet und verteilt
	1706	Pfund Schweinefleisch verarbeitet und verteilt
	1493	Pfund Lammfleisch verteilt
	2899	Pfund Rindfleisch verteilt
	200	Pfund Schmalz verteilt
	37	Pfund Kuttelfleck verteilt
	33	Pfund Corned Beef verteilt
	858	Pfund Würstchen verteilt
Molkerei	8290	Liter Milch erzeugt
	7710	Liter Milch verteilt
Küche	2590	Mahlzeiten in der Kantine ausgegeben
	1747	Mahlzeiten nach außen geliefert
Strickwaren	51	Paar Herrensocken
	27	Paar Knabenstrümpfe
	2	Paar Kindersocken
	1	Paar Herrenstrümpfe
Mühle	400	Zentner Weizen vermahlen
	269	Pfund Mehl erzeugt
	61	Pfund grobes Mehl
	68	Pfund Viehfutter (Kleie)
Schneiderei	6	Anzüge
	5	Mäntel
	6	Herrenhosen

	40	Schutzanzüge
	1	Mechanikeranzug
	2	Arbeitsmäntel
	1	Knabenunterhose
Weberei	28	Laufmeter Deckenstoff
	6	Tischdecken
	1	Teppich

Die Entwicklung des S.P.S. war von einem stetigen Anwachsen der Mitgliederzahl und des Produktionsvolumens gekennzeichnet. Mit der allgemeinen Ausweitung wuchsen die sozialen, die technischen und die finanziellen Schwierigkeiten. Die weiteren Anstrengungen der Organisatoren hatten auf eine Verringerung dieser Schwierigkeiten abzu zielen – vor allem durch eine Herabsetzung der laufenden Kosten der Gesellschaft, eine Intensivierung der gesellschaftlichen Aktivitäten, um das Zusammengehörigkeitsgefühl der Mitglieder zu stärken, sowie zweifellos durch neue technische Entwicklungen.

#### DIE MITGLIEDER DES S.P.S.

Im März 1938 gab es 4233 arbeitslose Männer im Eastern Valley; davon waren 377 (8.9 %) Mitglieder des S.P.S. Dieser Prozentsatz erhöht sich, wenn man jene Männer einbezieht, die der Gesellschaft beigetreten sind, sie jedoch nach einer Weile wieder verlassen haben. Deren Anzahl beläuft sich auf ungefähr 360, das sind 8.5 % der gegenwärtig arbeitslosen Männer. Die Gründe für die Aufgabe der Mitgliedschaft waren leider nur für 170 Männer zu ermitteln. die Gründe sind<sup>3</sup>:

*Tabelle 8*

	Anzahl	%
Tod	9	5
Schulden nicht beglichen	108	64
Unzufriedenheit	12	7
Fand Arbeit	41	24
	170	100

<sup>3</sup> Zitiert aus dem Jahresbericht der Quäker. Order of Friends, *An Account of Their Activities and Ideas*, 1934.

Somit haben ungefähr 17 % der Arbeitslosen des Tals das S.P.S. aus erster Hand kennengelernt.

*Tabelle 9:* Am 8. Jänner 1938 betrug die Anzahl der Mitglieder an den verschiedenen Betriebsstätten:

Brauerei und Beili Glas	203	Pontnewydd	12
Trevethin	21	Cwmbran	18
Pontypool	26	Llandegveth	51
Griffithtown	11	Brynmaur	35
Gesamtsumme			377

*Tabelle 10:* Wohnort der gegenwärtigen Mitglieder:

Blaenavon	107	Cwmbran	37
Garndiffaith	29	Cwraven	7
Abersychan	25	Pentrpidd	6
Talywain	13	Trevethin	2
Varteg	16	Griffithtown	5
Pontnewydd	15	Brynmaur	35
Pontnewydd	16	Sebastopol	9
Pontypool	45	Sonstige	10
Gesamtsumme			377

Die in Blaenavon ansässigen Mitglieder werden zur Brauerei und wieder zurück transportiert, und auch für die Arbeiter der Farm bei Llandegveth besteht ein solches Transportsystem; dieses kann selbstverständlich nur die technischen Schwierigkeiten überwinden, die sich aus diesen Entfernungen ergeben, nicht aber die daraus entstehenden sozialen Schwierigkeiten.

Ein Altersvergleich zwischen den Arbeitslosen im Tal und den Teilnehmer am Programm zeigt ein höheres Durchschnittsalter der Mitglieder; dies ist im Einklang mit den Grundprinzipien des S.P.S.

*Tabelle 11: Altersverteilung*

	Mitglieder	zur Gänze arbeitslose Männer im Tal
	%	%
bis 35 Jahre	17.2	37.8
über 35 Jahre	82.8	62.2
	100.0	100.0

Von Interesse ist ein leichtes Sinken des Durchschnittsalters zwischen 1936 und 1938, da daraus die steigende Anziehungskraft des Programms auf jüngere Leute hervorgeht; andererseits scheint es mit den Erfordernissen zusammenzuhängen, die sich aus der Ausweitung der Aktivitäten des S.P.S. ergaben. Es ist sicherlich nicht möglich, viele der gegenwärtigen Tätigkeiten – z. B. Bauarbeiten und Transport – ohne junge und starke Männer zu verrichten. Daher haben die Organisatoren ihre Alterspolitik geändert und begünstigen den Beitritt junger Männer. Der Entschluß zum Beitritt scheint allerdings oft nicht leicht zu fallen. Es sind hauptsächlich jene, die von Langzeitarbeitslosigkeit betroffen sind, die sich dazu durchringen, es mit dem S.P.S. zu versuchen. Dies zeigt sich im folgenden Vergleich der Arbeitslosigkeitsdauer der Mitglieder mit jener der Gesamtpopulation der Arbeitslosen im Eastern Valley:

*Tabelle 12: Dauer der Arbeitslosigkeit*

Anzahl der Jahre	Mitglieder	zur Gänze arbeitslose Männer im Tal
	%	%
0 – 1	10.2	58.8
1 – 5	35.4	
5 – 10	41.5	41.2
über 10	12.9	
	100.0	100.0

Die durchschnittliche Dauer der Arbeitslosigkeit beträgt für Mitglieder des S.P.S. 6 Jahre. Die Diskrepanz zwischen den beiden Zahlenreihen ist in der Tat außergewöhnlich, wenn auch die Zahlen für das Eastern Valley wie erwähnt kein genaues Bild der Wirklichkeit geben. Andererseits gehören zum S.P.S. viele Pensionisten, die in den Zahlen für das Eastern Valley nicht enthalten sind. Trotz allem erscheint klar, daß das Programm vor allem auf jene eine Anziehungskraft ausübt, die schon sehr lange beschäftigungslos sind. Diese Tatsache darf nicht übersehen werden, denn sie bedeutet, daß das Programm vor allem mit Leuten zu tun hat, die der Arbeit entwöhnt sind. Schließlich müssen die Mitglieder noch nach der Haushaltsgröße klassifiziert werden:

*Tabelle 13*

Anzahl der Personen im Haushalt	1938	Volkszählung 1931
	S.P.S. %	Eastern Valley %
1	6.4	3.5
2	17.8	19.1
3	23.5	25.6
4	22.5	20.9
5	14.0	13.8
6	8.2	7.7
7	2.4	4.8
8	2.0	2.4
9	1.4	1.2
10 und darüber	1.8	1.0
	100.0	100.0

Dieser Vergleich liefert zwei interessante Beobachtungen. Zunächst zeigt er die Attraktivität des S.P.S. für Junggesellen; der wirtschaftliche Nutzen, den sie aus dem Programm ziehen, kann nicht allzu sehr ins Gewicht fallen, sodaß die Vermutung naheliegt, daß sie der soziale Aspekt des S.P.S. anzieht, sowie – in gewissem Ausmaß – die warme Mittagsmahlzeit. Zweitens sehen wir, daß Männer mit 2 Kindern und darüber eher bereit sind; dies ist vermutlich auf die wirtschaftlichen Vorteile zurückzuführen. Bei diesem Vergleich muß man allerdings die unterschiedlichen Erhebungszeitpunkte in Betracht ziehen.

## DIE PRINZIPIEN UND IDEEN DES PROGRAMMS

Dieser Bericht befaßt sich nicht mit der Geschichte, der Organisation und den Ideen der Quäker. Bei der Darstellung des S.P.S. hat es sich jedoch herausgestellt, daß es unmöglich ist, die beiden zu unterscheiden. Die dem S.P.S. zugrundeliegenden Ideen sind die eines Zweiges der Quäker und seines Leiters Peter Scott, und vieles an der Organisation bezieht sich direkt auf diese Ideen. Der Einfachheit halber wird im folgenden jedoch nur vom S.P.S. die Rede sein.

Das unmittelbare Hauptziel des S.P.S. ist die Überwindung der schrecklichen wirtschaftlichen und psychischen Auswirkungen der Arbeitslosigkeit. Diese Auswirkungen werden folgendermaßen beschrieben:

„Unter diesen Bedingungen erkennt der Familienvater früher oder später, daß er nicht mehr gebraucht wird; er wird träge und mutlos und steht spät auf, um die Kosten für Heizung oder Nahrung niedrig zu halten, bis er schließlich an den Straßenecken herumlungert, mit allem, was das bedeutet. Ehefrau und Heim leiden dementsprechend, und die Kinder wachsen in einer Atmosphäre des Leids und der Rastlosigkeit auf, die durch Unternahrung noch verschlimmert wird. Der anschließende Verfall – wirtschaftlich, sozial, politisch und moralisch – ist tief verwurzelt und geht mit einer Apathie einher, die tödlicher ist als die Ausbreitung einer extremistischen politischen Doktrin. Gegenüber den älteren arbeitslosen Männern besteht eine Verpflichtung, der man sich nicht durch Geldzuwendungen allein, noch durch die Veranstaltung von Kursen in Beschäftigungszentren, so lobenswert dies auch sein mag, entledigen kann. Erzwungener Müßiggang ist nicht Freizeit; der Arbeitslose hat keine wirkliche Freizeit und seine Probleme können durch die Tätigkeiten und Interessen, die eine sinnvolle Freizeitgestaltung ausmachen, nicht gelöst werden. Geistig-seelische Faktoren, die zumindest so wichtig sind wie materielle, stehen hier auf dem Spiel.“<sup>4</sup>

Die hier zum Ausdruck gebrachte Überzeugung gipfelt in der Schlußfolgerung, daß nur Arbeit Abhilfe schaffen könne; dies würde die Produktion wirklicher Güter ebenso ermöglichen (wirklich in dem Sinn, daß die Arbeitslosen und andere aus ihnen Nutzen ziehen könnten) wie die Begegnung mit anderen in der Arbeitswelt, an die sich die jetzt Beschäftigungslosen ein Leben lang gewöhnt haben.

Ein weiteres Ziel des S.P.S. ist zwar weniger deutlich formuliert, aber dennoch sicherlich vorhanden – die Überwindung der schrecklichen Aus-

---

<sup>4</sup> Zitiert aus dem Jahresbericht, a.a.O.

wirkungen, die die Arbeit unter den im Eastern Valley vorherrschenden Bedingungen hatte. Diese Auswirkungen wurden in einem früheren Kapitel bereits beschrieben. Die Gründung des Programms wurde eindeutig als Gelegenheit gesehen, ein neues Modell der Wirtschaftsorganisation zu erproben, das nicht die Auswirkungen des alten nach sich zog; dadurch sollte den Arbeitern nicht nur Gelegenheit gegeben werden, ihre durch die Arbeitslosigkeit herbeigeführten Verluste auszugleichen, sondern auch die Chance, etwas zu gewinnen, was ihnen das Leben in der industrialisierten Gesellschaft noch stets vorenthalten hatte.

Im Hinblick auf diese Zielsetzung wurden zwei Hauptprinzipien beachtet:

1. Das S.P.S. als eine Form der Wirtschaftsorganisation soll auf der Gleichheit und wechselseitigen Freundschaft aller Mitarbeiter basieren, unabhängig von deren verschiedenen Funktionen innerhalb des Produktionsprozesses. „Zwar gibt es große Unterschiede der Fähigkeiten und des Leistungsvermögens, doch muß die Gleichwertigkeit jeder Person anerkannt werden.“<sup>4</sup>

Die Produktion orientiert sich immer am Gebrauchswert, und an nichts anderem. An private Profite der Mitglieder oder der Leiter des Programms ist nicht zu denken. Der Nutzen für die Mitglieder steht in keiner Beziehung zu ihren speziellen Geschicklichkeiten oder zu ihrer Produktivität. Er variiert jedoch mit der Familiengröße. Je mehr die Familie eines Mitglieds konsumieren kann, desto mehr Nutzen kann er aus dem Programm ziehen. Die Mitgliedschaft im S.P.S. versetzt die Teilnehmer in die Lage, ihren häuslichen Lebensstandard im gleichen Ausmaß zu erhöhen, auch für jedes einzelne Familienmitglied.

Dieses Gleichheitsprinzip des S.P.S. hat jedoch eine Ausnahme: die Organisatoren beziehen Gehälter, die in einigen Fällen wesentlich höher sind als die Unterstützungszahlungen, von denen die Mitglieder abhängen.

Die Idee der Gleichheit wird allerdings auch auf die Beziehungen zwischen den Mitgliedern und den Leitern des S.P.S. angewendet. „Die richtige Beziehung zwischen Menschen ist Freundschaft – frei, gleich und spontan.“<sup>5</sup> Als Anrede werden ausnahmslos die Vornamen benutzt, als Ausdruck der Gleichwertigkeit aller Personen. Teilnehmer, Aufsichtspersonal und Leiter nehmen gemeinsam das Mittagessen in

---

<sup>4</sup> Zitiert aus dem Jahresbericht.

<sup>5</sup> Zitiert aus dem Jahresbericht.

der Kantine ein und versuchen so, untereinander einen engen sozialen Kontakt herzustellen.

2. Die Organisation des Programms beruht auf der Idee, daß nur freiwillige Arbeit ohne jeden Zwang die Entfaltung schöpferischer Kräfte zuläßt, die ihrerseits Zufriedenheit und Glück in der Arbeit ermöglichen. Die Regeln des S.P.S. werden daher nicht durch autoritäre Anordnungen durchgesetzt; und werden sie nicht streng eingehalten, dann hat das keine nennenswerten Konsequenzen. Kommt jemand morgens zu spät und geht nach dem Essen gleich wieder, dann verringert das seine Zuteilungen aus dem S.P.S. nicht. Zwar gab es einmal einen Versuch, die Einhaltung der Arbeitszeit durchzusetzen, indem jenen, die es sich zur Gewohnheit gemacht hatten, zu spät zu kommen, Vorteile entzogen wurden – alle, die morgens pünktlich begannen, erhielten eine kostenlose Mahlzeit, während jene, die zu spät kamen, dafür 3 Pence zahlen mußten. Diese Regelung bestand nur für kurze Zeit und wurde nie strikt eingehalten.

Auch während ihrer Anwesenheit wird auf die Mitglieder keinerlei Druck ausgeübt zu arbeiten oder in einem bestimmten Tempo zu arbeiten; jeder kann so viel oder so wenig tun, wie er gerade möchte. Von Mitarbeitern kommt natürlich manchmal Kritik und die Organisatoren glauben, daß diese Kritik ausreichen sollte, die Männer zum Arbeiten zu bringen, solange die Freude an der Arbeit noch nicht zum selbständigen Anreiz geworden ist.

Diese kategorische Weigerung, irgendeine Form von Zwang anzuwenden, beherrscht die gesamte Verwaltung. Werden die Mitglieder zu Organisationsfragen des Programms befragt, wird nicht einmal die übliche demokratische Regel der Unterwerfung der Minderheit unter den Mehrheitsbeschluß angewendet. Stattdessen gilt das System der Quäker, bei dem in allen Fragen die Diskussion anstatt zu einer Abstimmung zu einem einstimmigen Beschluß führen soll. Bei den Treffen der Gruppenleiter gibt es keine Abstimmungen; jedes Thema wird so lange erörtert, bis alle Anwesenden einer Lösung zustimmen.

Die Anwendung dieser Prinzipien im einzelnen ist in den Regeln des S.P.S. beschrieben, die wir hier wiedergeben können:

Es ist das Ziel des S.P.S., ältere arbeitslose Männer in die Lage zu versetzen, ihren Lebensstandard durch ihre eigenen Bemühungen zu heben. Jeder Arbeitslose im Eastern Valley ist eingeladen, auf freiwilliger Basis Mitglied der Gesellschaft zu werden; er kann zu jedem beliebigen Zeitpunkt wieder

austreten. Erzeugung und Verteilung sind durch einige wenige Bestimmungen geregelt:

Die Mitglieder beziehen keinerlei Lohn von der Gesellschaft.

Produzierte Güter werden den Mitgliedern zu den Entstehungskosten überlassen.

Mitglieder sind zum Bezug von Gütern von der Genossenschaft berechtigt, sofern diese ausschließlich für den Verbrauch im eigenen Haushalt vorgesehen sind. Die von der Genossenschaft bezogenen Waren sind am Freitag der Woche, in der sie erworben wurden, zu bezahlen.

Ein Mitglied, das an diesem Tag seine Rechnung nicht begleicht, wird von der Mitgliedschaft suspendiert, bis seine Schulden beglichen sind oder eine andere Übereinkunft getroffen wurde.

Ein Mitglied, das des Diebstahls oder Weiterverkaufs von Waren der Gesellschaft überführt wird, verliert auf der Stelle seine Mitgliedschaft.

Von den Mitgliedern wird erwartet, daß sie an fünf Wochentagen insgesamt dreißig Stunden arbeiten.

Die Mitglieder sind gegen Verletzungen und Tod aufgrund von Unfällen bei der Arbeit für die Gesellschaft versichert.

Am Vormittag wird von 9.30 bis 1 gearbeitet, dann folgt die Mittagspause; am Nachmittag wird von 2 bis 4.30 gearbeitet. Die normale Arbeitswoche des S.P.S. beträgt 30 Arbeitsstunden und dauert von Montag bis Freitag. Der Samstag ist arbeitsfrei, ausgenommen jene Mitglieder und Organisatoren, die Milch und Brot zu befördern haben.

## EIN KOSTEN-NUTZEN-VERGLEICH DES PROGRAMMS

„Man kann auf drei Arten vom Programm profitieren“, erläuterte ein Mitglied im Vertrauen, „eine davon legal, zwei illegal“. Der „legale“ Weg besteht darin, bei der Gesellschaft Waren zu erwerben. Die illegalen Methoden sind a) Weiterverkauf der Waren zu höheren Preisen an Außenstehende und b) Diebstahl.

Die erste Methode wird weiter unten ausführlich behandelt. Vorher scheinen jedoch einige Worte zu den beiden anderen Arten, auf die man von der Gesellschaft profitieren kann, angebracht. Es war selbstverständlich schwierig, genaue Daten bezüglich des Wiederverkaufs zu erhalten, da allgemein bekannt ist, daß die Strafe dafür Ausschluß vom Programm ist; daher konnten nur gelegentliche Äußerungen vom Mitgliedern oder persönliche Beobachtungen ein wenig Licht in diese Sache bringen. Diese gestatten allerdings den Schluß, daß der Verkauf von Waren bei vielen Mitgliedern gang und gäbe zu sein schien. Sol-

che Verkäufe konnten mit oder ohne Gewinn getätigt werden. Letzteres verstößt ebenfalls gegen die Regeln der Gesellschaft, von der ersten Vorgangsweise ganz zu schweigen. Da mit dem Verkauf ohne Profit jedoch keine persönliche Bereicherung verbunden war, konnten viele Mitglieder darin kein Unrecht sehen. Nur in ganz wenigen Fällen fiel das Interesse der Gesellschaft mit jenem der Mitglieder zusammen. Im Allgemeinen wurde die Gesellschaft als etwas für sich Stehendes betrachtet, das mit dem Einzelnen durch kein wirksames Band zusammengehalten war.

Einer der geringfügigsten Fälle des Kaufs und Wiederverkaufs der Waren der Gesellschaft war der folgende: Eine Frau, deren Ehemann Arbeit gefunden hatte und das S.P.S. verlassen hatte, die aber von der Gesellschaft weiterhin Milch beziehen wollte, sagte: „Ich könnte ohne weiteres eine der anderen Frauen bitten, mehr Milch zu bestellen und sie mir zu überlassen, wie das viele machen; aber ich halte es für unser Recht, von der Gesellschaft weiterhin Milch zu bekommen. Ich werde daher zuerst mit einem der Organisatoren reden.“ Ihr Ersuchen wurde abgelehnt, doch ist praktisch sicher daß sie weiterhin Gesellschaftsmilch bezog.

Auch ein zweiter, recht illustrativer Fall sei erwähnt. Er verweist uns darauf, wie allgemeine Normen und tatsächliches Handeln auseinanderfallen können, und auf die offensichtliche Schwierigkeit, den eigenen Standards nachzuleben. Bei einer Erörterung des Programms durch drei Personen – eines der Mitglieder, ein Grubenarbeiter und ich – sagte das Mitglied: „Das Programm an sich wäre ja in Ordnung, doch wird es mit üblen Tricks ausgebeutet, wenn Waren weiterverkauft werden usw.“ Wir wechselten das Thema; der Grubenarbeiter erwähnte, daß er dringend einen guten und billigen Tisch benötigte, und erkundigte sich, ob er ihn nicht durch das S.P.S. bekommen könnte. „In Ordnung“, sagte das Mitglied später, „ich werde sagen, daß ich ihn selbst brauche“; und im weiteren Verlauf der Diskussion sagte er: „Die ehrlichen Kerle müssen für jene zahlen, die alle möglichen Vorteile aus dem Programm ziehen möchten, ganz gleich, für wen.“ Immer wieder habe ich auch später Anspielungen auf den Weiterverkauf von Waren gehört; ein Mitglied z. B. beklagte sich darüber, daß er seit seinem Beitritt zum Programm von bestimmten Personen geschnitten wurde und ergänzte: „Sie alle zerreißen sich das Maul über das Programm, aber wenn sie billig Brot und Milch einkaufen wollen, dann kommen sie zu uns.“

Es hat allerdings den Anschein, als ob nur wenige sich diese Praxis zur Gewohnheit gemacht hätten; andererseits ist fast jedermann bereit, gelegentlich etwas weiterzuverkaufen. – Die Zahlen legen jedoch nahe, daß der Wiederverkauf von Waren im Schnitt keine allzu bedeutende Rolle spielt, da die im Programm ausgegebene Geldmenge mit der

Größe der Familie des betreffenden Mitglieds variiert.<sup>6</sup> Man betrachte hierzu die folgende Tabelle:

*Tabelle 14:* Geld, das innerhalb des Programms ausgegeben wurde, in der Woche vom 15. bis zum 22. Jänner 1938:

	Anzahl der Personen im Haushalt		
	1-3	4-6	7 und darüber
bis zu 10 Shilling	79.5%	64.5%	64.2%
11 Shilling und darüber	20.5%	35.5%	35.8%
	100.0%	100.0%	100.0%

Es ist noch um einiges schwieriger, sich ein Bild vom Ausmaß der Diebstähle zu machen. Gegenüber der Forscherin gaben lediglich zwei Männer ohne jede Spur eines schlechten Gewissens zu, daß sie an Diebstählen beteiligt waren. Die anderen berichteten bloß davon, daß solche Dinge vorkamen; und manchmal konnte man sie auch beobachten oder doch wenigstens feststellen, daß etwas – z.B. ein Werkzeug – verschwunden war. Über das Ausmaß dieser Vorgänge läßt sich wenig sagen. Die oftmaligen Kommentare der Mitglieder, die in diese Richtung abzielten, und die Beobachtungen der Organisatoren und der Forscherin weisen darauf hin, daß es zweifellos häufig geschieht.

Weiterverkauf und Diebstahl sind bezeichnend für die Haltung einiger Mitglieder gegenüber dem S.P.S.; sie entsprechen jedoch verschiedenen Elementen dieser Einstellung.

Der Verkauf etwa an einen Nachbarn, ohne dabei einen Gewinn daraus zu ziehen, ist der Ausdruck bestehender traditioneller sozialer Bindungen, die offensichtlich stärker sind als die erst vor kurzem entstandenen Loyalitäten innerhalb des S.P.S. Der Verkauf mit Gewinn zeigt, daß sich die Person weder der nachbarlichen Gemeinschaft, noch der vom S.P.S. verkörperten sozialen Einheit verbunden fühlt – sie hat sich eine individualistische Position zu eigen gemacht.

Der Diebstahl von Waren der Gesellschaft scheint nachzuweisen, daß die betreffenden Individuen das S.P.S. so betrachten, wie alle an-

<sup>6</sup> Kohle und Bekleidung, die auf Raten bezahlt werden, sind in diesen Zahlen nicht enthalten; diese beziehen sich nur auf die wöchentlichen Ausgaben für Brot, Milch, Eier und andere Vorräte.

deren größeren industriellen Unternehmungen sehr oft vom Arbeiter aufgefaßt werden – als etwas, das „der anderen Seite“ zuzurechnen ist, für die moralische Normen aufgehoben sind. Für diese Männer ist das S.P.S. kein neuartiges Experiment, das sich von anderen industriellen Unternehmungen dadurch unterscheidet, daß es im Grunde den dort arbeitenden Männern gehört, sondern nicht mehr als ein gewöhnliches Wirtschaftsunternehmen, das von Seiten der Männer keine kooperative Einstellung zu erwarten hat.

Gegen den Versuch, die „legalen“ Vorteile in Geld zu berechnen, sprechen einige Gründe – keine derartigen Berechnungen kann die ökonomischen Vorteile, die sich aus der Mitgliedschaft am Programm ergeben, adäquat erfassen. Man muß sich vor Augen halten, daß Arbeitslose außerhalb des Programms für ähnliche Produkte auf dem freien Markt sicherlich nicht mehr ausgeben würden; sie wären jedoch nicht in der Lage sich dieselbe Quantität und Qualität von Gütern zu leisten. Das Ansinnen, die Vorteile des Programms in Geldwerten auszudrücken, wurde in der Tat von vielen Mitgliedern zurückgewiesen. „Wir ersparen uns kein Geld. Ich habe nicht mehr Geld in der Tasche, aber mein Tisch ist besser gedeckt, und ich habe etwas, das mich beschäftigt hält“, antwortete einer der Männer.

Dennoch ließen sich einige der Männer dazu herbei, den aus dem Programm gewonnenen Nutzen in Geld auszudrücken. Es dürfte nicht uninteressant sein, einige dieser Schätzungen zu zitieren:

*Tabelle 15*

Fall	Geschätzter Nutzen	Tatsächlicher Nutzen
A	4s – 7s	5s 2d
B	4s – 7s	4s 10d
C	4s	9s 6d
D	4s – 7s	9s 1d
E	4s – 7s	15s
F	4s – 7s	4s 7d
G	nil	6s
H	4s – 7s	10s
I	4s – 7s	16s
J	4s – 7s	13s
K	4s – 7s	8s
L	nil	9s
M	3s	4s

Nur in den Fällen A, B und F stimmen Schätzungen und tatsächlicher Nutzen<sup>7</sup> überein. Bei allen anderen bestand die Tendenz, den Nutzen aus dem Programm oft beträchtlich zu unterschätzen. Dies scheint unsere obige Aussage zu bestätigen, nach der die Teilnehmer am Programm auf dem freien Markt nicht dieselbe Menge und Qualität von Gütern kaufen würden.

Der Vergleich mit dem freien Markt ist jedoch das einzige Verfahren, um den wirtschaftlichen Nutzen des Programms abzuschätzen – wobei die beschränkte Validität dieses Verfahrens stets im Auge zu behalten ist. Die folgenden Zahlen basieren auf den Ausgaben der Mitglieder für Güter der Gesellschaft in den Monaten Dezember 1937 und Jänner 1938. Die Marktpreise geben das von mir ermittelte durchschnittliche Preisniveau im Tal wieder.

*Tabelle 16: Einkäufe der Mitglieder im Dezember*

Waren	Ausgaben im S.P.S.			Marktpreise			Differenz		
	£	s	d	£	s	d	£	s	d
187 Tonnen Kohle	56	2	0	187	0	0	130	18	0
66 Port. Fish und Chips		8	3		11	0		2	9
Kleinigkeiten	7	12	6	11	8	9	3	16	3
Holzarbeiten	1	8	1	5	4	3	3	16	2
Eier (13932)	81	7	6	135	9	0	54	1	6
883 Pfund Truthahn	33	2	6	62	9	6	28	18	0
Gärtnererzeugn.	48	4	11	144	14	9	96	9	10
607 Christmas Cakes	37	18	9	50	11	8	12	12	11
33 Torten	4	10	9	11	2	9	6	12	0
S.R. Mehl (1812 Pfund)	15	2	0	26	8	4	11	6	4
Mehl (4375 Pfund)	2	17	3.5	5	17	8.5	3	0	5
Würstchen (365 1/2 Pfund)	9	2	9	12	3	8	3	0	11
Speck (46 Pfund)	2	2	2	3	1	4		19	2
Leber (85 1/2 Pfund)	2	2	9	4	5	6	2	2	9
Schmalz (84 Pfund)		18	0	1	16	0		18	0
Abfälle (v.Fleischhauer)	1	16	6	5	9	6	3	13	0
Brot (9080 Laibe)	109	14	4	170	5	1	60	10	9
Milch (650 Liter)	71	15	10	175	17	9.5	104	1	11.5
Schuhreparaturen	4	18	5	15	17	6	10	19	1

<sup>7</sup> Berechnet durch Ansetzung der wöchentlichen Einkäufe der Mitglieder zu Marktpreisen.

Schweinefleisch (2254 Pfund)	68	17	3	150	5	4	81	8	1
Rindfleisch (3412 Pfund)	116	8	4.5	227	10	8	111	2	3.5
Andere Artikel	91	15	6.5	125	0	0	33	4	5.5

*Tabelle 17: Einkäufe der Mitglieder im Jänner (ohne Kohle)*

Ausgaben im S.P.S.	Analoger Aufwand zu Marktpreisen	Differenz
£ 615 10s 6d	£ 1213 15s 5d	£ 598 4s 11d

Das bedeutet, daß sich jedes Mitglied im Dezember durchschnittlich £ 2 4s 8d ersparte; bleiben die Kohleneinkäufe unberücksichtigt, dann sind das £ 1 17s 2d. Im Jänner belief sich dieser Betrag auf £ 1 11s 9d.

Das Mittagessen (bestehend aus Fleisch, Gemüse und Kartoffeln, Tee und manchmal einem Nachtisch) ist hier noch nicht mitgerechnet. Dieses Mittagessen ist wesentlich ausgiebiger als die Mahlzeiten, die es in den Haushalten der Arbeitslosen im allgemeinen gibt; denn in der Mehrzahl der Fälle gibt es lediglich am Sonntag ein warmes Mittagessen. Diese Mahlzeit stellte daher besonders für viele der Jungesellen eine der Hauptattraktionen des Programms dar.

Wiederum wird die Qualität der durch das Programm bezogenen Waren durch diese Zahlen unberücksichtigt gelassen, da es zu schwierig ist, qualitative Unterschiede in Zahlen auszudrücken. Sicherlich ist die Qualität jedoch höher als die Einkäufe der Arbeitslosen, die nicht der Gesellschaft angehörten. Eines der wichtigsten Nahrungsmittel ist zweifellos die Milch. Besuche in den Haushalten von arbeitslosen Männern außerhalb des Programms ergaben eine Art von Kontrollgruppe; dort wurde Dosenmilch verwendet, entweder ausschließlich oder halb und halb gemischt mit frischer Milch. In keiner der Familien der Mitglieder wurde Dosenmilch verwendet. Der durchschnittliche Milchverbrauch in den Mitgliederhaushalten war 4.5 Liter pro Woche. Es stehen nicht genug Daten über die Haushaltsbudgets von Arbeits-

losen außerhalb des Programms zur Verfügung, um Generalisierungen zuzulassen; der Unterschied kann jedoch durch einige Beispiele verdeutlicht werden:

1. Ein Ehepaar mit 3 Kindern (5, 3, 1 1/2 Jahre); Ehemann seit 6 Jahren arbeitslos, nicht im S.P.S. Keine frische Milch verwendet.

2. Alleinstehendes Ehepaar; Ehemann seit 7 Jahren arbeitslos, nicht im S.P.S. 1 1/2 Liter frische Milch pro Woche, sonst Dosenmilch.

3. Ein Ehepaar mit zwei Kindern (14, 9 Jahre); Ehemann seit 6 Jahren arbeitslos, nicht im S.P.S. Keine frische Milch verwendet.

Zum Vergleich nun der Milchverbrauch der Familien von drei Teilnehmern am S.P.S. Die Familien sind von gleicher Größe und die Kinder sind ungefähr im gleichen Alter.

1a. 12 Liter frische Milch pro Woche.

2a. 4 Liter frische Milch pro Woche.

3a. 8 Liter frische Milch pro Woche.

Die bei den Familien von Männern, die in normaler Beschäftigung standen, erhobenen Daten ergaben nur einen einzigen vergleichbaren Fall – eine Familie von derselben Größe wie Familie 2 und 2a verbraucht 5 Liter frische Milch pro Woche.

Dies illustriert deutlich, daß die Teilnahme am Programm für die Arbeitslosen sicherlich hilfreich ist und ihren Lebensstandard in bemerkenswerter Weise erhöht. Es muß hier allerdings die von einigen Mitgliedern vertretene Auffassung erwähnt werden, nach der sie aus dem Programm überhaupt keinen ökonomischen Nutzen ziehen, wenn sie die dort verbrachten Stunden zu einem Durchschnittslohn in Rechnung setzen und dies mit ihrer Schätzung des von ihnen erzielten Geldnutzens vergleichen. Ein Mann, der 30 Wochenstunden für das Programm gearbeitet hatte und seinen Nutzen mit 10 Shilling bezifferte, sagte zum Beispiel, daß er für 4 Pence pro Stunde gearbeitet hätte. Legt man den höchsten tatsächlichen Nutzen zugrunde (16 Shilling, siehe Tabelle 15), dann liegt der Geldnutzen pro Stunde nur wenig höher als 6 Pence. Das tägliche kostenlose Mittagessen erhöht diesen Betrag; dennoch ist offensichtlich die Produktivität des Programms niedrig. Die Gründe dafür werden weiter unten erörtert.

Die oben angeführten Daten geben ein Bild von der Bedeutung des Programms für Haushaltsbudget und Lebensstandard. Sein Nutzen erweist sich jedoch als noch größer, wenn man das angenehmere Arbeitsklima, den allgemein besseren gesundheitlichen Zustand und die intellektuellen und emotionalen Auswirkungen der Mitgliedschaft im

S.P.S. in Betracht zieht. Auch dies kann nicht in Geld beziffert werden; wir werden in einem anderen Zusammenhang noch einmal darauf zurückkommen. Hier sei nur ein ehemaliges Mitglied zitiert, das vor kurzem wieder die Arbeit in der Kohlengrube aufgenommen hatte;

„Ich wünschte, ich könnte wieder zum Programm zurückgehen. Die Arbeit bringt mich um. Und ich verdiene nicht so viel mehr, daß es die zusätzlichen Ausgaben aufwiegen würde, für den Autobus, Werkzeug, Kleider, und was ich mehr für das Essen brauche.“

Zur Erläuterung dieser Aussage sei ergänzt, daß er ungefähr 2 Pfund und 10 Shilling pro Woche verdiente; das ist weniger als die Arbeitslosenunterstützung für den Erhalter einer größeren Familie.

Der den Mitgliedern durch die Gesellschaft erwachsende ökonomische Nutzen sollte auch zu den Kosten in Beziehung gesetzt werden, die der Gründung und dem laufenden Betrieb der Gesellschaft zuzurechnen sind. Die letzte veröffentlichte Bilanz des S.P.S. stammt leider aus dem März 1936; dort finden sich folgende Ausgänge:

*Tabelle 18*

Land, Gebäude und Renovierungen	£ 27945
Verschiedene Gebäude, Maschinen, Ausrüstung	£ 8465
Viehbestände, Vorräte, kleinere	
Werkzeuge, Transport	£ 8270
Entwicklungsausgaben	£ 12750
Verwaltung	£ 7650
	£ 65080

Diese Ausgaben beziehen sich ungefähr auf ein Jahr, da das Programm im März 1935 begonnen hatte. Die Annahme dürfte gestattet sein, daß in diesem Zeitraum nicht mehr als 200 Familien von diesen Ausgaben profitiert hatten. Die angegebenen Zahlen können daher der Berechnung der Ausgaben pro Familie zugrundegelegt werden:

*Tabelle 19*

Land, Gebäude und Renovierungen	£ 140
Verschiedene Gebäude, Maschinen, Ausrüstung	£ 42
Viehbestände, Vorräte, kleinere	
Werkzeuge, Transport	£ 41
Entwicklungsausgaben	£ 64
Verwaltung	£ 38
	£ 325

Im März 1936 hatte der durchschnittliche Nutzen pro Mitglied noch nicht das Niveau erreicht, auf dem unsere früheren Berechnungen basierten; das heißt, er betrug weniger als £ 2 4s 2d pro Monat. Legt man dennoch diese Zahl zugrunde, dann wäre der jährliche Nutzen pro Mitglied £ 26 10s pro Mitglied. Es ist jedoch unfair, die Gesamtausgaben in einen solchen Vergleich einzubeziehen. Zerlegt man die Kosten in a) Kapitalaufwand und b) laufende und wiederkehrende Ausgaben (wobei ungefähr die Hälfte der unter „Viehbestände, Vorräte etc.“ ausgewiesenen Summe als Kapital behandelt wird) dann erhält man folgendes Ergebnis:

*Tabelle 20*

Kapitalaufwand (circa)	£ 40000
Laufende und wiederkehrende Ausgaben	£ 25000
	£ 65000

Setzt man Abschreibung und Zinsen mit 5 % an, dann ergeben sich die jährlichen Gesamtkosten wie folgt:

Tabelle 21

Zinsen	£ 2000
Laufende und wiederkehrende Kosten	£ 25000
	£ 27000

Wird diese Gesamtsumme auf 200 Familien umgelegt, ergibt dies 135 Pfund pro Familie, verglichen mit einem Nutzen von £ 26 10s.

Darüber hinaus ist bemerkenswert, daß die Verwaltungskosten pro Familie im Jahresdurchschnitt bereits 38 Pfund betragen, beträchtlich mehr als der errechnete Nutzen von £ 26 10s. Man könnte daher behaupten, daß es billiger wäre, diese Summe an die einzelnen Mitglieder zu verschenken und sich das Programm und seine Verwaltung zu ersparen.

Eine solche Geldverteilung hätte allerdings wohl kaum dieselben Wirkungen wie das Programm. Es ist zweifelhaft, ob sie eine stetige Erhöhung der Qualität und der Quantität der Verpflegung mit sich gebracht hätte oder sich in irgendeiner Form auf den Gesundheitszustand ausgewirkt hätte; und sie hätte auch nicht jene positiven Auswirkungen auf die Geistes- und Gemütsverfassung gehabt, die mit regelmäßiger Arbeit einhergehen. Wie hoch man jedoch auch den Wert dieser Auswirkungen und nicht zuletzt auch den experimentellen Nutzen des ganzen Programms ansetzt, so könnte sich die wirtschaftliche Situation der Gesellschaft doch nur stabilisieren, wenn erst das ungünstige Kosten-Nutzen-Verhältnis beseitigt wäre. Ein nächster Schritt wäre dann die Erzielung eines die Kosten übersteigenden Nutzens, denn nur dann würde sich die von den Mitgliedern eingebrachte Arbeit auch in der Abrechnung niederschlagen.

Vom Standpunkt der „Gesellschaft“ aus muß das derzeitige Ergebnis als unbefriedigend bezeichnet werden. Die Mitglieder wiederum bewiesen des öfteren Einsicht in die Tatsache, daß die wirtschaftliche Situation des Programms zu wünschen übrig ließ, wie die folgenden Zitate illustrieren:

„Das Programm ist ja ganz in Ordnung, wenn man seinen Lebensunterhalt aufbessern möchte, doch steht das in keinem Verhältnis zu dem, was es

gekostet hat. Vielleicht wissen Sie das nicht, aber das sind 120000 Pfund. Wenn sie nur das Geld unter uns aufgeteilt hätten!“

„Dieses Programm kann wirtschaftlich unmöglich funktionieren. In seiner gegenwärtigen Form ist es vollkommen sinnlos. Ein Mann mit zwei bezahlten Arbeitern kann doppelt soviel produzieren wie 20 Mitarbeiter.“

„Dieses Programm kann man unmöglich weiterführen. Sie stecken Geld hinein, ohne das irgendetwas herauskommt.“

Viele der Männer sagten immer wieder: „Macht es selbsttragend. Verkaufen wir das Zeug auf dem Markt. Dann wird es schon funktionieren“. Produktion für den Markt anstelle von Bedarfsdeckungsproduktion bietet sich diesen Männern, deren Denktradition so tief im gegenwärtigen industriellen System verwurzelt ist, als einzige Möglichkeit an, die wirtschaftlichen Schwierigkeiten ihres Experiments zu überwinden.

Eine der Hauptschwierigkeiten, mit der die Gesellschaft zu kämpfen hatte, bestand in der Verschwendung von Material, das der Gesellschaft gehörte, durch Gesellschaftsmitglieder. Das Eigentum des S.P.S., so dachten sie, ist niemandes Eigentum, statt es für jedermanns Eigentum zu halten. Materialverschwendung hat keinerlei negative Konsequenzen für die, die dafür verantwortlich sind; sie werden nicht dazu gezwungen, Ersatz zu leisten.

Ein weiteres, sehr ernstes Problem stellen die Transportkosten dar. Einige wenige Daten, die bei einem Treffen der Gruppenleiter erörtert wurde, mögen dies illustrieren:

Während der 6 Monate vor dem September 1937 gab die Gesellschaft £ 706 3s 7d für die Beförderung von Männern und Material aus, wobei die Abschreibungen für die Fahrzeuge noch nicht eingerechnet ist. In einer gewöhnlichen Arbeitswoche legten die Fahrzeuge der Gesellschaft 1767 Meilen zurück, wobei sie 171 Gallonen Treibstoff verbrauchten. Die beiden Milchlieferwagen verbrauchten £ 4 5s für Benzin und Öl, um in einer Woche 626 Meilen zurückzulegen. Der Wert des ausgelieferten Brotes und der von den Lieferwagen zugestellten Milch betrug 47 Pfund. 400 Milchflaschen im Wert von 6 Pfund waren während einer Woche im Dezember 1937 nicht zurückgegeben worden.

Daneben scheinen die Fahrzeuge eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf die Männer auszuüben, die mit dem Transport befaßt sind. Alle Fahrer sind mit Leib und Seele bei der Sache und befördern die Milch an sieben Tagen in der Woche, ohne daß sie jemals des Fahrens überdrüssig werden. Bedauerlicherweise findet diese Leidenschaft

keine Entsprechung in ihrem mechanischen Verständnis, sodaß einiges an Materialverschleiß und Reparaturkosten auf ihr Konto gehen dürfte. Sie sind jedoch sehr erpicht darauf, auch außerhalb der normalen Lieferzeiten zu fahren; unter Anwendung zahlreicher erfinderischer Tricks bringen sie die Wagen aus den Garagen, ohne daß es jemand bemerkt. Einer von ihnen, der seit drei Jahren Mitglied des Programms war und keinen Arbeitstag ausließ, bekannte, daß er – als Kommunist – voll und ganz gegen das Programm eingestellt war: „Es ist von Grund auf falsch“. „Warum arbeitest du dann dafür?“ wurde er gefragt. „Nun, weil ich gerne Auto fahre“. Und ein anderer Fahrer verlautbarte: „Es gibt drei Dinge im Leben, die ich liebe – mein Wagen, meine Alte, meinen Sohn“. (Man beachte, daß das Auto an erster Stelle kommt). Dieser Mann machte sich einmal erbötig, mich mit dem Lieferwagen in ein 15 Meilen entferntes Dorf zu bringen, wobei er vorgab, daß er dort etwas für die Gesellschaft zu erledigen hätte. Das Angebot wurde angenommen, doch wenig später stellte sich heraus, daß er bloß einen Vorwand gesucht hatte, seinen geliebten Lastwagen am Abend spazierenzufahren. Der Gedanke, daß er dadurch S.P.S.-Eigentum verschwendete, kam ihm offensichtlich nicht.

Eine ähnliche, wenn auch vielleicht weniger weitgehende Tendenz fand sich in anderen Abteilungen. Die Sorglosigkeit eines der Mitglieder verursachte den Verlust von etwa 20 Pfund Malz; er hatte vergessen, ein Ventil zu schließen, und als er daran dachte, war es bereits zu spät. Der persönliche Einfluß des Leiters dieser Gruppe, der ein zünftiger Handwerker im besten Sinne des Wortes ist, vermittelte dem Mann den Eindruck, daß etwas geschehen sei, daß sich nicht mehr wiederholen durfte. Bei dieser Gelegenheit war jedoch bemerkenswert, daß die Mitglieder der Gruppe den Leiter „Boß“ nannten; nicht, weil er ein Gehalt bezog, sondern weil er sich für das Gesellschaftseigentum verantwortlich fühlte und sie daher an einen Unterschied der Perspektive erinnerte; dies fand seinen Niederschlag in der Anrede „Boß“. Ein anderer Mann verschwendete beim Brotbacken eine beträchtliche Menge Mehl, weil er auf die genaue Gewichtsbestimmungen verzichtete. Er mühte sich nicht darum, den Schaden zu beheben, obwohl dies möglich gewesen wäre; er trachtete nur danach, das, was er angerichtet hatte, vor dem Gruppenleiter zu verbergen.

Noch weitere Beispiele von Verschwendung und Mißachtung der wirtschaftlichen Interessen der Gesellschaft könnten angeführt werden. Diese Haltung ist zum Teil, wie bereits erwähnt, auf die industrielle Tradi-

tion zurückzuführen, in der die Männer verwurzelt sind. Ein weiterer Faktor ist das Fehlen einer Ideologie – eine wohlbedachte Sicht des S.P.S. und seiner Stellung in ihrem Leben und in dem ihrer Gemeinschaft. Drittens fehlt ein Produktionsplan, der zwei Funktionen erfüllen könnte, eine wirtschaftliche und eine soziale. Wir kommen später auf diesen Punkt zurück.

# DRITTER TEIL

## DER EINZELNE IM S.P.S.

Wie im vorhergehenden Abschnitt erläutert, versucht das S.P.S., die schrecklichen Auswirkungen der Beschäftigung und der Beschäftigungslosigkeit unter den gegenwärtigen industriellen Bedingungen zu überwinden. Diese Auswirkungen wurden bereits in allgemeiner Form beschrieben; sie sollen nun innerhalb eines psychologischen Begriffsrahmens erörtert werden.

Sowohl überlieferte industrielle Traditionen als auch die Anpassung an wiederholte Arbeitslosigkeit haben das normale Entwicklungsmuster des Individuums beeinflußt<sup>1</sup>. Dieses Entwicklungsmuster besteht im Durchlaufen verschiedener Lebensstadien<sup>2</sup>, die psychologisch definiert werden können.

Das erste Stadium ist jenes von Kindheit und Adoleszenz, während dessen das Individuum wirtschaftlich und sozial der Familieneinheit zugehört und von ihr abhängt. Das zweite Stadium ist eine Übergangsphase, wo Versuch und Irrtum auf die dritte Phase vorbereiten, in der das Leben festumrissene Züge und stabile Konturen angenommen hat. Dieses dritte Stadium fällt im allgemeinen mit jener Phase zusammen, in der sich die Lebensaktivitäten voll entfalten. Die Menschen richten sich dauerhaft ein, in ihren persönlichen Beziehungen wie im Bereich der Arbeit; zumindest aber empfinden sie ein starkes Verlangen, dies

---

<sup>1</sup> Der Begriff eines normalen Entwicklungsmusters ist im zeitgenössischen Denken gut verankert und wurde des öfteren in Literatur und Kunst verewigt. Die Autorin ist sich der wissenschaftlichen und philosophischen Schwierigkeiten bewußt, die bei der Verwendung dieses Begriffs auftreten. Es ist klar, daß ein jedes derartige Muster das Ergebnis eines Jahrhunderte währenden Prozesses ist. Es ist daher nicht ganz korrekt, von einem „normalen“ Muster zu sprechen, als ob unwandelbare „angeborene“ Gesetze den menschlichen Lebenslauf bestimmen, unabhängig von den dynamischen Prozessen, die die Menschen ständig beeinflussen und verändern. Die hier angestellten Betrachtungen beziehen sich lediglich auf die Moderne; eine weitere Anwendung des Begriffs soll dadurch jedoch nicht von vornherein ausgeschlossen sein.

<sup>2</sup> Siehe die kurze Zusammenfassung von Charlotte Bühlers Begriff der Lebensstadien im Anhang.

zu tun. Das vierte Stadium ist durch abnehmende Vitalität gekennzeichnet; emotionale Faktoren verlieren die Bedeutung, die ihnen bisher zugekommen ist, und die Arbeit (im allgemeinen innerhalb bereits enger gesteckter Grenzen) wird allen anderen Lebensbereichen übergeordnet. Schließlich bringt die fünfte Phase weitere Einschränkungen der Vitalität und der Arbeitsaktivitäten. Das Problem des Alterns und oft auch das der Krankheit stellt sich, und der herannahende Tod wirft seinen Schatten über den Lebensabend.

Bevor die Langzeitarbeitslosigkeit im Eastern Valley ihren Einzug hielt, wurden diese Stadien vom einzelnen Arbeiter unter den spezifischen Bedingungen und Beschränkungen durchlaufen, die die industrielle Welt auferlegte. Diese können durch die für das Gebiet typische Lebensgeschichte eines Bergarbeiters beispielhaft charakterisiert werden:

Mr. X.Y. wurde 1870 in Talywain als zweiter Sohn eines Hochofenarbeiters geboren. Vom sechsten bis zum elften Lebensjahr besuchte er die Volksschule. Er lernte nicht sehr gern und beneidete immer seinen älteren Bruder, der bereits in der Grube arbeitete und sein eigenes Geld verdiente. Mit elf Jahren begann er auch, unter Tag zu arbeiten. Sein Vater hatte für die Gewerkschaft nicht sehr viel übrig, aber er trat bei und ist bis zum heutigen Tag Mitglied geblieben. Es war für ihn eine gute Zeit; er verdiente ordentlich, er hatte Freunde, mit denen er die Zeit nach der Arbeit verbrachte, und nicht wenige Liebschaften. Als er 24 war, traf er auf der Straße ein Mädchen, das er nicht sehr gut kannte. Er war mit einigen Freunden unterwegs und sagte, bloß aus Prahlerei „Das ist mein Mädchen“. Die anderen glaubten ihm nicht, und so machte er sich an den Beweis; ein Jahr später heiratete er sie. Sie mieteten ein Haus in Grandiffaith und bekamen ein Kind nach dem anderen. Es waren schwere Zeiten; das Haus war für die stetig wachsende Familie zu klein. Innerhalb von 20 Jahren hatten sie 12 Kinder, von denen heute noch 9 am Leben sind. Als sich die Arbeitsbedingungen verschlechterten, ging er nach London und arbeitete ungefähr ein Jahr lang in einem Metallbetrieb. Den größten Teil seines Lohnes schickte er nach Hause. Er hatte von diesem Leben, das weder das eines Junggesellen noch das eines verheirateten Mannes war, bald genug und ging ins Bergwerk zurück. 1921 war für ihn ein schlimmes Jahr. Es gab einen großen Streik, und seine Frau erlitt einen Nervenzusammenbruch und mußte ein Jahr in einer Heilanstalt verbringen. Die Kinder verließen ihn, eins nach dem anderen. 1926 kam der große Streik. Dannach stand er drei Monate lang in Arbeit; dann wurde er entlassen und sollte nie mehr Arbeit finden. 1927 starb seine Lieblingstochter, und er nahm ihren kleinen Sohn zu sich. Sie zogen in ein gemeindeeigenes Haus; er begann sich für Gartenarbeit zu interessieren und hat nun drei Schrebergärten in der

Nähe des Hauses. Er selbst macht die ganze Arbeit und ist sehr stolz darauf. Mit 65 begann er seine Rente von 10 Shilling pro Woche zu beziehen.

Der Eintritt ins Erwerbsleben im Alter von 11 Jahren markiert den Übergang von der ersten zur zweiten Phase; zur selben Zeit bilden sich neue Beziehungen und Interessen heraus (die Gewerkschaftsbewegung, Freunde, Liebschaften). Das dritte Stadium beginnt mit der Eheschließung; daß ein Haus gemietet wurde, zeigt den deutlichen Wunsch, zur Ruhe zu kommen. Nach 25 Jahren endet dieses Stadium; die Krankheit seiner Frau und die Tatsache, daß sich das Haus leert, weil die Kinder erwachsen sind und die Eltern verlassen, charakterisieren die vierte Phase. Die fünfte Phase beginnt mit dem endgültigen Arbeitsverlust.

Die Industrialisierung hat also dreimal recht deutlich in diesen individuellen Lebenslauf eingegriffen – das erste Mal, indem das erste Stadium vorzeitig im Alter von 11 Jahren abgebrochen wurde. Die Bedeutung dieser ersten Phase, in der das Individuum von einer Familie geschützt und wirtschaftlich versorgt wird, liegt darin, daß sie die Zeit und die Freiheit bietet, die der Einzelne zum Lernen und für seine Entwicklung braucht. Heutzutage dauert diese Periode in der Arbeiterschicht gewöhnlich 14 Jahre; in der Mittelschicht und Oberschicht zwischen 18 und 25 Jahre.

Die zweite Phase dieses Lebens wird durch die industriellen Lebensbedingungen einer ihrer wichtigsten Elemente beraubt: der Möglichkeit, ein „trial and error“-System auf die Wahl des Arbeitsplatzes anzuwenden. Angehörige der Mittelschicht, die diese Phase durchlaufen, verändern am Gymnasium oder an der Universität ihre Interessen, sie besuchen andere Länder; es steht ihnen offen, den Arbeitsplatz zu wechseln, während sie allmählich mehr über die Welt und sich selbst herausfinden. Der Arbeitersohn im Kohlenrevier hatte keine Wahl, oder zumindest dachte er an keine; er begann sein Arbeitsleben im Alter von elf Jahren.

Die dritte Einflußnahme auf den normalen Lebenslauf erfolgt im vierten Stadium, das durch den Streik des Jahres 1926 und seine Auswirkungen ein jähes und vorzeitiges Ende fand: einige Wochen Arbeit nach dem erfolglosen Streik, und dann die endgültige Arbeitslosigkeit. Auch diese Phase wird also künstlich verkürzt. Die industrielle Welt schließt den Arbeiter von der Möglichkeit aus, diese Phase und ihre wichtigsten Aspekte zur Gänze zu erfahren – eine Wandlung der Einstellung zur Arbeit, ein innerer Antrieb, sein Lebenswerk zu vollenden, sich zu spezialisieren und schließlich ein Ergebnis der eigenen Bemühungen

vorweisen zu können. Das gesellschaftliche Ereignis Arbeitslosigkeit greift in die normale Entwicklung des Individuums ein; dieser Eingriff erfolgt plötzlich und brutal. Jene Bergarbeiter, die während des vierten Lebensstadiums arbeitslos werden, sind im allgemeinen gezwungen, zu einem früheren Zeitpunkt in die fünfte Phase einzutreten, als aufgrund ihrer persönlichen Entwicklung notwendig wäre. Wenn ein Fünfundvierzigjähriger sagt „Seit ich arbeitslos bin, komme ich mir vor wie 65“, oder ein anderer „Männer sollten mit 40 sterben, es ist kein Platz für sie auf dieser Welt“, dann drücken sie die Erfahrung des Konfliktes aus, der zwischen den gesellschaftlichen Kräften, die sie in der fünften Phase hineingezwungen haben, und ihrer eigenen Einstellung und Schichtweise besteht, die noch der vierten Phase angehören. Sie fühlen sich „angeödet vom nutzlosen Leben, das wir leben“, wie es einer von ihnen ausdrückt. Zehn Jahre später hätten sie sich sicherlich nicht so gefühlt, sondern ihre erzwungene Muße als das natürliche Privileg des Alters hingenommen.

Allerdings befinden sich nicht alle, die von Langzeitarbeitslosigkeit betroffen sind, im vierten Lebensstadium. Eine grobe Altersklassifikation der Arbeitslosen im Eastern Valley (November 1937) ergibt folgendes Bild:

*Tabelle 22*

Alter	Anzahl der Arbeitslosen	%
- 24	465	12.6
25 - 44	1683	45.5
45 - 59	1276	34.2
60 -	288	7.7
	3712	100.0

Man kann annehmen, daß dies ungefähr folgender Verteilung entspricht:

*Tabelle 23*

12,6% im zweiten Lebensstadium  
 45,5% im dritten Lebensstadium  
 34,2% im vierten Lebensstadium

Somit befindet sich die Mehrzahl der Arbeitslosen vermutlich im drit-

ten Stadium; dies ist auch jene Phase, in der das Individuum von Arbeitslosigkeit am härtesten getroffen wird, da sie im allgemeinen durch stabile Beschäftigungsverhältnisse und durch ein gut ausgebautes System sozialer Kontakte gekennzeichnet ist; im allgemeinen haben ja die sozialen Beziehungen des Arbeiters ihr Zentrum am Arbeitsplatz<sup>3</sup>. Arbeitsverlust bedeutet den Verlust sozialer Kontakte und gesellschaftlicher Aktivitäten; er bedeutet Einschränkungen durch den Ausschluß von jenen zahlreichen Betätigungsmöglichkeiten, deren Kosten die Mittel eines Arbeitslosen übersteigen.

Diese Beschränkungen sind durch die individuelle Entwicklung nicht gerechtfertigt; die ihnen entsprechende innere Erfahrung wurde von einem Neununddreißigjährigen zum Ausdruck gebracht, wenn er sagte „Die besten Jahre meines Lebens gehen hier verloren“. So finden wir auch bei den Arbeitslosen im dritten Lebensstadium die Erfahrung eines Konflikts, da ihr Leben in seinen Hauptmerkmalen eine dem vierten Stadium adäquate Form angenommen hat, wobei jedoch das für diese Periode normale Anwachsen von spezialisierten Geschicklichkeiten und die zunehmende Beherrschung der eigenen Arbeit fehlen.

Für Männer im zweiten Lebensstadium bedeutet Arbeitslosigkeit eine Verlängerung dieser Phase mangelnder Stabilität und die beständige Drohung, daß ihnen der Übergang in die nächste Phase verwehrt bleiben würde. Sie können sich nicht in der von ihren normalen Wünschen vorgezeichneten Weise entwickeln; ihnen fehlt die Erfahrung der Phase von Versuch und Irrtum, weil ihnen die Gelegenheit fehlt, etwas zu versuchen und damit auch, sich zu irren. Ihre Rastlosigkeit und ihre überschüssigen Energien finden kein normales Ventil. Ein Fünfundzwanzigjähriger nahm in Cwmavon Arbeit zu Bedingungen an, die er gegenüber seinen älteren Freunden rechtfertigen mußte; diese hätten es vorgezogen, wenn er die betreffende Arbeit ausgeschlagen hätte. Er sagte: „Ich bin jung, und ich habe das Gefühl, ich bin so arbeitsfähig wie ein Pferd. Ich kann so nicht weitermachen.“ Keine andere Altersgruppe ist so unzufrieden mit ihrem Leben wie jene der Arbeitslosen, die sich im zweiten Stadium befinden, und für keine andere Gruppe stellt die Arbeitslosigkeit eine ernsthaftere Bedrohung ihrer Zukunft dar.

---

<sup>3</sup> Wie sehr die Vitalität von Arbeitslosigkeit betroffen ist, läßt sich nicht leicht sagen. Einige Autoren behaupten, daß Arbeitslose ihre Einbußen durch ein intensiveres Sexualleben zum Teil kompensieren. Darüber genaue Daten zu erhalten, ist so schwierig, daß hier keine Aussage getroffen werden kann.

Hier könnte von jemanden, der mit dem Verhalten von Arbeitslosen vertraut ist, ein Einwand gegen diese Analyse der Auswirkungen der Arbeitslosigkeit auf den normalen Lebenslauf erhoben werden; warum sollten alle Individuen im selben Lebensstadium dasselbe empfinden, und auf die Arbeitslosigkeit in derselben Weise reagieren? Die Antwort auf diese Frage ist selbstverständlich negativ; persönliche Unterschiede bestehen ganz offensichtlich, doch gehören sie einem anderen Bereich an, als das hier erörterte Verlaufsmuster. Diese Unterschiede können unter Bezug auf das „Lebensniveau“, wie man es nennen könnte, erklärt werden, durch die Verschiedenheiten zwischen einem „vollen“ und einem „verarmten“ Leben, je nach Anzahl und Art der ausgeübten Funktionen.

Um dies zu illustrieren, können wir das Beispiel zweier arbeitsloser Bergarbeiter im Eastern Valley betrachten. Beide sind im dritten Stadium und verheiratet.

A.	B.
Familienleben (4 Kinder)	Familienleben (1 Kind)
verschiedene politische und gesellschaftliche Aktivitäten	
Zugehörigkeit zu Vereinen	
Teilnahme an Meetings	
Sport, Wandern	
Lesen	
Freundschaften	einmal wöchentlich
Radio, Kino	Kirchgang

Beide Männer fühlen sich durch die Arbeitslosigkeit irgendwie degradiert. Sie sprechen von sich selbst wie von alten Männern, denen keine Hoffnung mehr verblieben ist. Beide sind in Gefahr, vorzeitig in das vierte Stadium einzutreten; der Höhepunkt ihres Lebens liegt hinter ihnen, und sie können auf ihn nur zurückblicken. In beiden Fällen fehlt die entscheidende Funktion „Arbeit“, doch wird im Fall A durch vielfältige Interessen ein höheres Lebensniveau gehalten.

Der oben erläuterte Konflikt – Unzufriedenheit darüber, daß man nicht so leben kann, wie man möchte, der Resignation, weil einem das Gefühl vermittelt wird, daß man vorzeitig gealtert ist – stellte die gemeinsame Erfahrung jener arbeitslosen Männer dar, die dem S.P.S.

beitreten. Der Grundgedanke des S.P.S. verrät in der Tat ein tieferes intuitives Verständnis der Bedürfnisse von Arbeitslosen als andere wohltätige Unterfangen, da es etwas anbietet, was an die Stelle des Hauptverlustes der Beschäftigungslosigkeit, der Arbeit, treten kann. Die vom S.P.S. bereitgestellte Arbeit hat in vieler – wenn auch nicht in jeder – Hinsicht für das Individuum dieselbe Funktion und Bedeutung wie gewöhnliche industrielle Arbeit. Sie erfüllt sicherlich die Funktion, den Kontakt mit anderen Männern aus verschiedenen Teilen des Tals herzustellen; darüber hinaus auch mit vielen anderen Leuten, deren andersartige Einstellung und Tradition den Horizont des Einzelnen erweitert und ihn sogar dazu bringen kann, neue Interessen zu erwerben. Hierzu gehören die Instruktoressen im S.P.S., die Organisation und die zahlreichen Besucher aus verschiedenen Gegenden Englands oder aus dem Ausland.

Diese Leute nehmen gemeinsam mit den Mitgliedern das Mittagessen ein, sie reden mit den Männern und erzählen ihnen von ihrer Arbeit und ihren Erfahrungen. Was dies gelegentlich bedeuten kann, wird durch die Aussage eines der Mitglieder illustriert: „Ich möchte überhaupt nichts gegen das Programm sagen, denn, so alt ich auch bin, habe ich vorher nie gewußt, was Sozialismus wirklich ist. Vor zwei Jahren kamen zwei Besucher aus Palästina in die Brauerei. Sie hielten einen Vortrag über die Ansiedlungen, und ich unterhielt mich nachher privat mit einem von ihnen. Erst dann verstand ich auf einmal: Das ist also der Sozialismus!“ Seit dieser Zeit verfolgt er die Berichte über Palästina in den Zeitungen; die ewigen Unruhen dort machen ihm offensichtlich Sorgen und Palästina bedeutet nun für ihn ein neues Interessensgebiet.

Neben diesem gesellschaftlichen Leben, das den Horizont der einzelnen Mitglieder erweitert, handelt es sich auch beim Arbeitsprozeß um Neuland; die Teilnahme fügt dem Leben des Individuum ein neues Interessensgebiet hinzu.

So verschafft das S.P.S. dem Mann im fünften Stadium etwas, was das normale Leben ihm nie hätte geben können; neue Funktionen, etwas, was ihn geistig beschäftigt, soziale Kontakte, die dazu beitragen, daß diese Phase reicher ist, als er es normalerweise hätte erwarten können. Es ist daher kein Wunder, daß die alten Männer als Mitglieder des S.P.S. glücklich und zufrieden sind. Für den Mann im vierten Stadium bietet sich die Gelegenheit, in Übereinstimmung mit seinen speziellen Bedürfnissen in dieser Phase Erfahrungen zu sammeln; er kann sich für irgendeine Aufgabe spezialisieren und diese ausführen und zu Ende bringen. Die bittere Hoffnungslosigkeit der arbeitslosen

Jahre, die mit dem Gefühl einhergeht, daß man vorzeitig und auf Dauer zum alten Eisen gehört, ist beseitigt. Auch diese Männer werden meist zu „Patrioten“ des S.P.S.

Bei jenen im dritten und zweiten Lebensstadium zeigen sich allerdings andere Auswirkungen. Im dritten Stadium sind die vitalen „Triebe“ und Impulse noch stark, diese sind jedoch in eine Gesellschaftsordnung eingebunden, die die normale Entwicklung und die normalen Erfahrungen dieser Phase verhindert. Dieser heftige Konflikt wird tief empfunden. Die vom S.P.S. in seiner gegenwärtigen Form gebotenen Möglichkeiten scheinen nicht auszureichen, um diesen Konflikt zu beheben. Viele der Mitglieder in diesem Stadium denken und sagen, daß sie ihre besten Jahre an das Programm verschwenden, statt mit normaler Arbeit ein normales Leben zu führen. Sie wollen keinen Ersatz, sie wollen Wirklichkeit. Daß der S.P.S. für sie ans Unwirkliche grenzt, ist auf zwei Faktoren zurückzuführen: Erstens ist der wirtschaftliche Nutzen nicht groß genug, um ihnen ein normales Leben zu ermöglichen; und zweitens ist jegliche Entwicklung, die ihnen in der Blüte ihrer Jahre keine üblichen Löhne und normalen Arbeitsbedingungen bietet, mit ihren Denkgewohnheiten gänzlich unverträglich.

Die Männer im zweiten Lebensstadium sind mit dem Programm ebenfalls unzufrieden. Sie stoßen sich an den mangelnden Zukunftschancen des Programms und seiner trägen Routine. Diese Unterschiede zwischen den Einstellungen jüngerer und älterer Mitglieder des S.P.S. können durch die folgende Tabelle, die die durchschnittliche Anwesenheit im S.P.S. während eines Zeitraums von sechs Wochen ergibt, illustriert werden:

Die Altersgruppen umfassen ungefähr das zweite Stadium und die erste Hälfte des dritten Stadiums (-45); die zweite Hälfte des dritten, das vierte und das fünfte Stadium (46-); die grobe Altersunterteilung mußte verwendet werden, da das Datenmaterial nicht ausreichte, um jedes Individuum genau einem Stadium zuzuordnen. Volle Anwesenheit wären 30 Tage.

Tabelle 24

Tage	-45 Jahre	46- Jahre
- 15	15%	9%
16 - 25	35%	33%
26 - 30	50%	58%
	100%	100%

In beiden Altersgruppen gibt es unregelmäßige Anwesenheit. Es ist allerdings klar, daß die Jüngeren der Arbeit öfter fernbleiben als die Älteren. Die folgende Tabelle weist die allgemeine Einstellung gegenüber dem S.P.S., gegliedert nach Altersgruppen, aus und bestätigt die aus der vorhergehenden psychologischen Diskussion entstehenden Vermutungen.

100 Mitglieder machten Aussagen über ihre Einstellung, viele mehr als eine. Im Ganzen wurden 210 Einstellungen ausgedrückt, wobei das Verhältnis positiv zu negativ 133:77 betrug. Die Aussagen verteilten sich nach Altersgruppen wie folgt:

Tabelle 25

	Positiv		Negativ		Gesamt	
	Anzahl	%	Anzahl	%	Anzahl	%
-45 Jahre	56	58	40	42	96	100
46- Jahre	77	68	37	32	114	100
	133	63	77	37	210	100

Auch diese Daten erhärten, daß die jüngeren Menschen weniger gut geeignet sind, überzeugte Mitglieder des S.P.S. zu werden. Andererseits gibt es innerhalb des Programms eine Reihe von Tätigkeiten, die von älteren Männern nicht verrichtet werden können, z.B. der Transport. Die in früheren Abschnitten angeführten Zahlen belegen, daß es innerhalb des S.P.S. eine beträchtliche Anzahl jüngerer Männer gibt. Dadurch ergibt sich jedoch ein ständiger Mitgliederwechsel,<sup>4</sup> der so-

<sup>4</sup> Es konnten keine Zahlen darüber erhoben werden, inwieweit die jüngeren Männer

wohl die technische Effizienz als auch das soziale Klima des Programms beeinträchtigt. Eine mögliche Lösung bietet sich hier an – das Programm so anzulegen, daß auch die jüngeren Männer das bekommen, was sie sich vom Leben berechtigterweise erwarten können. Daß dies zumindest in einem gewissen Ausmaß verwirklichtbar ist, erwies sich vor zwei Jahren, als eine Gruppe von jüngeren Mitgliedern für einige Wochen nach Manchester geschickt wurde, um sich mit der Bedienung von Strickmaschinen vertraut zu machen. Kommt auf diese Zeit die Rede, dann verfallen alle, die dabei waren, in Begeisterung. Die Episode bedeutete ihnen eine Lernmöglichkeit, Zukunftsaussichten und einen Umgebungswechsel; daneben auch eine Art von Abenteuer. Ein Betonen des Ausbildungsaspektes der Arbeit wäre sicherlich ein Weg, die Schwierigkeiten der jüngeren Männer im S.P.S. zumindest teilweise zu überwinden.

Es kann somit folgende Schlußfolgerung gezogen werden: Ob das S.P.S. die Auswirkungen der Arbeitslosigkeit erfolgreich bekämpfen kann, hängt hauptsächlich vom Lebensstadium des einzelnen Mitglieds ab. Seine Einstellung gegenüber dem Programm wird durch das Ausmaß bestimmt, in dem es bei der Überwindung dieser Konsequenzen erfolgreich ist. Diese Beziehung ist ihm selbstverständlich nicht bewußt; je nach Charakter, Temperament und Intelligenz entwickelt der Einzelne eine Rationalisierung seiner Einstellung gegenüber dem Programm und gibt seinen Kommentaren und seiner Kritik eine allgemeine Formulierung, ohne sich dabei auf seine persönliche Situation zu beziehen. Dennoch stellen diese rationalisierten Argumente fest umrissene Symptome der betreffenden persönlichen Situationen dar.

Eine quantitative Darstellung der positiven und negativen Aussagen der Mitglieder wäre von geringem Wert, da diese Aussagen in hohem Maße von der Situation abhängen, in der sie getroffen werden. Sie unterscheiden sich gewaltig, je nachdem ob sie gegenüber einem Besucher, einem Arbeitskollegen, einem der Organisatoren oder dem Feldforscher gemacht werden; sie unterscheiden sich von Tag zu Tag. Die positive Einstellung praktisch aller Mitglieder wird durch die Tatsache ihrer Mitgliedschaft ausgedrückt; sie halten es im allgemeinen nicht für notwendig, der Tat hier noch lobende Worte folgen zu lassen. Daß das Programm allgemein akzeptiert wird und daß an ihm breitwillig mitge-

---

dazu neigen, eher ein- und auszutreten als die älteren. Ich habe jedoch den Eindruck gewonnen, daß bei den jüngeren Männern eine größere Fluktuation herrscht.

arbeitet wird, steht für die Mitglieder in keinerlei Widerspruch zu ihrer Tendenz, Gründe für Kritik und Nörgelei zu finden, und Zahlenangaben über die Verbalisierung von Einstellungen könnten daher negativen Aussagen ein ungehörliches Gewicht beimessen.

Daber ist es vielleicht besser, die Einstellungen der Mitglieder in drei Klassen zusammenzufassen, unter Berücksichtigung aller relevanten Beobachtungen und Aussagen.

Bei der ersten Gruppe erschöpft sich die Kritik in Klagen über eine Mahlzeit in der Kantine oder irgendeine unwesentliche Vorschrift. Um sie zu besänftigen, genügt es meist, wenn man auf die nächste Mahlzeit wartet, oder eine kurze Erklärung der kritisierten Regel gibt. Ihr Verhalten steht oft im Gegensatz zu ihren Worten und beweist, daß sie sich im S.P.S. wohl fühlen. Sie können als der indifferente Typ bezeichnet werden.

Für die zweite Gruppe ist der Erfolg oder Mißerfolg des S.P.S. ein persönliches Anliegen. Sie denken über seine Ideen und Prinzipien nach und bemühen sich nach Leibeskräften, ihm zum Erfolg zu verhelfen; auch sie nörgeln jedoch – sie beklagen sich darüber, daß das S.P.S. nicht verwirklichte, was es verwirklichen sollte, oder ihrer Ansicht nach, zu erreichen versprochen hatte. Sie protestieren gegen individuelle Privilegien, jedes Anzeichen von Ungleichheit und das begrenzte Ausmaß von kulturellen Aktivitäten. Ihre Kritik zielt darauf ab, das S.P.S. besser zu machen, als es gegenwärtig ist.

Die Mitglieder der dritten Gruppe gestehen mehr oder weniger bereitwillig ein, daß sie im S.P.S. sind, um daraus so viel wie möglich für sich herauszuschlagen; sie sind unzufrieden, weil das nicht genug ist. Diese wirtschaftliche Kritik wird durch individuelle Strategien zur Erhöhung des eigenen Nutzens ergänzt: Diebstahl und der Weiterverkauf von Waren ist bei ihnen häufig anzutreffen. Sie haben für den Idealismus der Organisation, die nach neuen Formen der sozialen Beziehungen – und daher nach der Unmöglichen – streben, nur Hohn und Spott übrig. So findet man unter ihnen auch jene, die sich nach mehr Disziplin und Autorität sehnen; jene, die sich weigern, die Organisatoren mit dem Vornamen anzureden; und jene, die für die Einführung spezieller Konzessionen an bestimmte Individuen verantwortlich sind.

Die Aufzeichnungen reichen aus, um 98 Mitglieder in diese drei Gruppen einzuordnen. Die Ergebnisse sind wie folgt:

Tabelle 26

Alter	Gruppe 1 (indifferent)		Gruppe 2 (SPS hat Ideen nicht verwirklicht)		Gruppe 3 (Egoisten und Zyniker)		Gesamt	
	N	%	N	%	N	%	N	%
-45	9	21.0	13	31.0	20	48.0	42	100.0
46-	24	43.0	16	28.5	16	28.5	56	100.0
	33	34.0	29	29.0	36	37.0	98	100.0

Wenn wir die Altersverteilung vernachlässigen, dann können wir feststellen, daß mehr als ein Drittel der Mitglieder eine Einstellung hat, die sie daran hindert, zum Gelingen des S.P.S. beizutragen. Ungefähr ein Drittel nimmt das Programm als Tatsache hin, ohne allzu große Begeisterung zu zeigen; doch sie haben ein gewisses Pflichtgefühl und versuchen, dem S.P.S. gegenüber fair zu sein. Nicht ganz ein Drittel der Mitglieder hat den aufrichtigen Wunsch, zur Entwicklung des S.P.S. beizutragen. Über mögliche Verbesserungen sind sie leider nicht immer einer Meinung, weshalb sie weniger durchschlagskräftig sind, als sie sein könnten, hätten sie eine gemeinsame Strategie. Die Altersverteilung zeigt wiederum die negative Einstellung der jüngeren Männer gegenüber dem S.P.S. Mit zunehmendem Alter wird der indifferente Typus häufiger.

Die psychologischen Auswirkungen und Schwierigkeiten des S.P.S. können also wie folgt zusammengefaßt werden. Das Programm befriedigt die Wünsche und Bedürfnisse der Männer im fortgeschrittenen Alter, nicht aber jener, die sich in einem früheren Lebensstadium befinden. Wenn es das Ziel der Organisatoren des Programms ist, eine neue Art von Gemeinschaftsleben zu entwickeln, dann können sie auf die Unterstützung der jüngeren Generation nicht verzichten. Diese wiederum werden sie nur erhalten, wenn sie die Gelegenheit für eine Entwicklung schaffen, die den Bedürfnissen dieser Generation angemessen ist.

Der nachhaltige Einfluß der industriellen Tradition des Eastern Valley auf alle Lebensbereiche wurde im ersten Kapitel beschrieben. Die Arbeit, das gesellschaftliche Leben und die Weltanschauung bilden ein umfassendes System, obwohl es innerhalb des Systems beständige Spannungen zwischen Aktivitäten und Ideen gab, etwa in Sachen der Gewerkschaftsbewegung. Die politischen Ideen waren in dieser Region weit weniger einflußreich als der syndikalistische Gedanke und konnten sich zu keinem neuen, von der Industrialisierung unabhängigen Denksystem herausbilden. Die bestehende Weltanschauung wurzelte in der Bergarbeitertradition.

Seit die Basis dieser ganzen Struktur, die Arbeit unter Tag, weggefallen ist, ist das ganze System aus dem Gleichgewicht geraten. Tiefverwurzelte Denkgewohnheiten der Arbeiter haben sich überlebt; sie passen nicht mehr zur neuen gesellschaftlichen Realität und werden dennoch beibehalten. Die Macht der Gewohnheit, die nach Karl Marx stärker ist als Waffengewalt, beherrscht zumindest in einem gewissen Ausmaß den Bereich der Ideen ebenso wie jenen des äußeren Verhaltens. Das auf die Zukunft gerichtete Denken wurzelt in der Erfahrung der Vergangenheit und wird von ihr bestimmt. Daher ist es so schwierig, etwas wirklich Neues zu ersinnen.

Wird jedoch einmal ein neuer Begriff entwickelt, denn bleibt die Schwierigkeit bestehen, ihn auf existierende soziale Situationen anzuwenden. Diese Anwendung wird durch traditionelle Züge einer Gesellschaft, wie sie sich etwa in ihren Konventionen manifestieren, erschwert. Diese in unserer Gesellschaft weitverbreitete Schwierigkeit führt zu mehr oder weniger bewußten Konflikten. Menschen, deren Ideen und formales Denkvermögen hoch entwickelt sind, weisen diese Spannungen zwischen Idee und Verhalten genauso auf, wie Individuen, die fast zur Gänze ein praktisches Leben führen.<sup>5</sup>

Diese Art von Konflikt zeigte sich auf dramatische Weise bei einem der Bergarbeiter des Eastern Valley, obwohl der Mann selbst keinerlei Einsicht in den Charakter dieses Konflikts hatte:

---

<sup>5</sup> Goethe, dessen Persönlichkeit nicht weniger bewundert wird als sein Werk, lieferte ein Beispiel für diese Entkoppelung. Nachdem er Gretchens Schicksal in bewegender Form dramatisiert hatte, unterzeichnete er ein Todesurteil für eine des Kindsmordes beschuldigte Mutter, die eben unter jenen Zwängen gehandelt hatte, die er so meisterhaft auf die Bühne gebracht hatte.

Eines Nachmittags, im Zuge einer langen und hitzigen Diskussion, äußerte ein in Arbeit stehender Grubenarbeiter, daß die Lüge eines der Grundübel wäre, die für die gegenwärtige weltweite Misere verantwortlich wären. Die Diskussion hatte mit Rassenproblemen begonnen, verlagerte sich dann zu den Prinzipien des Christentums und beinhaltete auch eine kurze Rezitation der Bergpredigt; zum Abschluß wurde die Lüge als Quelle allen irdischen Unglücks verdammt. Der Bergarbeiter, der auch als Laienprediger wirkt, bekannte, daß er dem Kampf für diese Prinzipien sein Leben geweiht hätte.

Es war ungefähr sieben Uhr, und ich mußte die Diskussion abbrechen, da ich versprochen hatte, auf einige kleine Kinder aufzupassen, deren Eltern ins Kino gehen wollten. „Oh, nein“, sagte der Bergarbeiter, „Sie können mitten in einer Unterhaltung nicht einfach so gehen. Sagen Sie ihnen, daß ich plötzlich krank geworden bin und daß sie mich nicht alleinlassen konnten, da niemand sonst zuhause ist.“ Zwar lagen nicht mehr als zwei Minuten zwischen diesem Vorschlag und der Diskussion über die Lüge, doch fiel dem Sprecher in keiner Weise auf, daß er sich im wirklichen Leben nicht an seine Prinzipien hielt.

Zeiten mangelnder gesellschaftlicher Stabilität und wirtschaftlichen Wandels neigen dazu, Konflikte dieser Art zu verstärken; man konnte daher erwarten, daß sie im Eastern Valley häufig auftreten würden. Hier existieren am selben Ort und zur selben Zeit drei verschiedene Wirtschaftssysteme: das übliche Arbeitssystem, das von der Tradition abgesegnet und daher am effektivsten ist; das System (wenn man es so nennen kann) der Langzeitarbeitslosigkeit, und das System des S.P.S. Jedes davon beeinflußt die Sichtweise der Männer des Tals auf seine eigene Weise. Der sich daraus ergebende Konflikt kann hier relativ kurz behandelt werden.

Im ersten Stadium besteht der Konflikt zwischen Verhalten und Ideen. Ein Beispiel dafür liefert die Tatsache, daß viele der Mitglieder des S.P.S., die sich als Sozialisten und als Gegner erblicher Privilegien bezeichnen, sich scheuen, die Organisatoren mit dem Vornamen anzureden, wie das von ihnen gewünscht wird.

Einer der Männer sagte: „Das Programm kann nicht funktionieren, wenn sich ein Organisator von jedem als ‚Jim‘ anreden läßt. Irgendjemand muß das Sagen haben; würden ihn alle mit ‚Mr.F.‘ anreden, dann wäre das ganze Programm besser.“

Im nächsten Stadium findet eine neue Verhaltensweise ihre Rechtfertigung in einer neuen gedanklichen Entwicklung, sodaß der Konflikt zu einem Konflikt der Ideen wird. „Gleichheit“ heißt das Schlagwort, auf das sich die Gewerkschaften und die politischen Parteien eingeschworen

haben. Es wurde bereits erwähnt, daß die Gleichheitsvorstellungen der Mitglieder von der Erfahrung der Arbeit unter Tag geprägt sind. Die derart determinierte Idee beeinflußt ihre Sicht der Zukunft und ihren Erwartungshorizont.

„Was die ganze Welt braucht, damit allgemeine Gleichheit möglich wird, ist mehr Selbstlosigkeit“; dies war die Quintessenz vieler Gespräche über die Lage der Welt. Auf die Frage nach einer konkreteren Formulierung der Ergebnisse von „mehr Selbstlosigkeit“ kommt die Antwort: „Jeder, der arbeitet, kriegt das gleiche“. Mit „das gleiche“ meinen sie nicht dieselbe Summe Geldes, sondern gleichartige Behandlung relativ zu den jeweiligen Fähigkeiten. Dies wird durch ihren Glauben an eine gleitende Lohnskala als Ausdruck der Gleichheit erklärt und bewiesen.

All dies wird durch die Vorgangsweise des S.P.S. auf den Kopf gestellt. Gleichheit bedeutet hier etwas völlig anderes. Die Grundlage, auf der das Individuum etwas von der Gesellschaft erhält, ist nicht das Ausmaß an Arbeit, das er eingebracht hat, sondern seine Bedürfnislage. Dieses System, die Familiengröße zu berücksichtigen, wird auch von der Arbeitslosenunterstützung praktiziert.<sup>6</sup> Es besteht jedoch ein Unterschied bei der Anwendung dieses Systems, je nachdem, ob wir es mit einem Unterstützungsprogramm oder mit einem Arbeitsprozeß zu tun haben – ersteres sichert gerade die Existenzgrundlage, wofür keine Gegenleistung erwartet wird, während im zweiten Fall ein Ausmaß an Arbeit freiwillig eingebracht werden soll.

Es ist somit kein Wunder, daß dieser plötzliche Übergang von einer Idee der Gleichheit zu einer anderen sich in der Sicht der Mitglieder zu „Ungleichheit“ verkehrt. Ein Mann (62 Jahre alt) sagt: „Wir werden nicht alle gleich behandelt. X, der eine große Familie hat, hat auch wirklich etwas vom Programm. Ich bin mit meiner Alten allein, und so haben wir nicht sehr viel. Ist das gerecht?“ Selbstverständlich ist es gerecht, wenn man die neue Gleichheitsidee akzeptiert, die auf der Bedarfsdeckungsproduktion basiert. Diese Idee wurde den Mitgliedern

---

<sup>6</sup> Das jüngst vom Pilgram Trust herausgebrachte Buch *Men Without Work*, Cambridge 1938, hat die öffentliche Aufmerksamkeit auf die paradoxe Tatsache gelenkt, daß Arbeitslose mit einer vielköpfigen Familie manchmal ein höheres Einkommen haben, als wenn sie in Beschäftigung stehen. Das Paradoxon ist jedoch sicherlich nicht dem Unterstützungssystem zur Last zu legen, sondern einem Lohnsystem, das auf die Anzahl der Personen, die jemand zu versorgen hat, keine Rücksicht nimmt.

des S.P.S. nie erläutert, und daher wurde ihr auch nicht zugestimmt; hätte man es jedoch versucht, dann hätte es sicherlich heftigen Widerstand gegeben. Einer der Schmiede verlieh dieser Opposition unzweideutig und bestimmt Ausdruck: „Ich möchte das Geld haben, das meinen Verdienstmöglichkeiten entspricht, und damit tun, was ich will. Wir sind unter diesem System aufgewachsen, und wir wollen nichts anderes.“

Die industrielle Idee der Gleichheit zog natürlich die Leistungsfähigkeit eines Mannes in Betracht, da der Profit, den man aus menschlicher Arbeit schlagen konnte, von dieser Leistungsfähigkeit abhing. Die Arbeiter haben allerdings erkannt, daß einige Fähigkeiten auf ein höheres Ausbildungsniveau zurückzuführen sind, das sie aufgrund der gesellschaftlichen Lage ihrer Eltern nicht erreichen konnten. Daher hat es sie stets gestört, daß Arten von Arbeit, die eine spezielle Erziehung erfordern, besser bezahlt werden sollten als jene Arbeiten, in denen der Einzelne seine Fähigkeit unabhängig von dem gesellschaftlich bestimmten Faktor der Erziehung beweisen kann. Nicht was ein Mann weiß, sondern was er tut, sollte die Grundlage dafür abgeben, wieviel Geld er verdienen kann. Verbitterung über die besseren Löhne der Büroangestellten ist ein Ergebnis dieser Einstellung. Diese findet ihren Niederschlag in häufigen Bemerkungen der im S.P.S. manuell Arbeitenden, die gegen die Büroarbeiter gerichtet sind. Ein Mann (48 Jahre alt), der im Steinbruch arbeitet, bemerkt etwa: „Ich glaube an gleitende Lohnsätze. Es ist nicht fair, daß ich gleich viel bekomme wie ein Mitglied, das im Büro arbeitet, wo sie praktisch nichts tun.“ Dieser Mann denkt anscheinend, daß die Anwendung desselben Standards auf manuell Arbeitende und nicht-manuell Arbeitende auf Ungleichheit hinausläuft. Er möchte, daß die Handarbeiter gegenüber den anderen eine privilegierte Stellung einnehmen. Es ist nicht uninteressant, daß jene, die für gleitende Lohnsätze sind, stets im Vollbesitz ihrer Kräfte sind. Hingegen plädiert keiner der alten Männer für die Anwendung eines derartigen Systems innerhalb des S.P.S.

Die Unzufriedenheit über die Form der Gleichheit oder Ungleichheit im S.P.S. ist häufig zutage getreten und hat die Organisatoren genötigt, Kompromisse mit den Ideen der Mitglieder zu suchen; dies hat die Form spezieller Konzessionen an einzelne Mitglieder oder an ganze Arbeitsgruppen angenommen. Es gibt einen weiteren Faktor, der es fast unmöglich gemacht hat, auf diesen Kompromiß zu verzichten, nämlich die Tradition spezieller Vergünstigungen im normalen Wirtschaftsle-

ben. In jeder Bäckerei der Welt versteht man, daß es praktisch gegen die menschliche Natur verstoßen würde, müßten die Bäcker das von ihnen erzeugte Brot zum normalen Preis kaufen. Ein derartiger Versuch würde lediglich zum Diebstahl verleiten, und zwar zu Formen des Stehlens, die sowohl schwer zu verhindern als auch leicht zu rechtfertigen sind. Daher erhalten Bäcker im allgemeinen das Brot, das sie brauchen, entweder umsonst oder zu einem verbilligten Preis. Diese ungeschriebenen und nie erörterten überkommenen Rechte bestimmter Gruppen von Arbeitern sind, wie erwähnt, das wichtigste Vorbild für spezielle Konzessionen innerhalb des S.P.S. Diese bleiben nicht auf Arbeitsgruppen beschränkt, sondern wurden auch Einzelpersonen zugestanden, und haben für jene, die aus dem einen oder anderen Grund keine derartigen Privilegien genießen, selbstverständlich eine neue Quelle der Unzufriedenheit eröffnet.

Im folgenden seien einige der Konzessionen und Vergünstigungen innerhalb des S.P.S. genannt. Zimmerleute können Holzabfälle für ihre eigenen Zwecke verwenden; Bäcker erhielten während eines langen Zeitraums einen Laib Brot täglich umsonst; gelegentlich erhielt jemand Arbeitskleidung, oder es wurde einem Mitglied gestattet, seine Rechnung später zu begleichen als andere; Überstunden vor Weihnachten wurden durch zusätzliche Nahrungsmittel abgegolten etc. Ein Mitglied, das diesem Prämiensystem durchaus negativ gegenüberstand, sagte: „Wenn andere Vergünstigungen erhalten, dann möchte man selbst auch welche. Ehrlich gesagt, versuche auch ich es unentwegt. Aber es ist nicht richtig, es sollte nicht sein.“ Sehr oft rührt der Widerstand gegen spezielle Vergünstigungen aus der Tatsache, daß man selbst von ihnen ausgeschlossen ist. Dies wurde von einem der Schmiede sehr deutlich zum Ausdruck gebracht, als er sagte: „Besondere Vergünstigungen sollten abgeschafft werden. In der Küche und in den Verkaufsstellen bekommen sie zusätzliche Nahrungsmittel. Ich kann mein Eisen nicht essen.“ Sein Gleichheitskriterium beruht auf geleisteter Arbeit; er ist gegen besondere Vergünstigungen, die nicht auf der Arbeitsleistung basieren, die man einbringt. Doch wie seine Formulierung zeigt, entspringt diese Auffassung unmittelbar der Tatsache, daß er „sein Eisen nicht essen kann“. Zweifellos wäre er für Vergünstigungen, wäre er in der Küchengruppe beschäftigt. Die Diskussion über die Kalkbrennerei wurde bereits erwähnt. Hier herrschte allgemeine Übereinstimmung, daß besondere Vergünstigungen angebracht wären. „Es ist nicht fair, von mir zu erwarten, daß ich Kalk brenne, ohne daß ich soviel verdiene wie ein

gewöhnlicher Arbeiter. Es gibt Unterschiede in der Arbeit, also muß es auch Unterschiede beim Nutzen geben.“ Ein anderer Mann, der noch zwei Tage vor der allgemeinen Versammlung in privaten Diskussionen mit Nachdruck für mehr Selbstlosigkeit unter den Mitgliedern des S.P.S. plädiert hatte, wurde bei der Versammlung ersucht, eine neue Art von Arbeit zu übernehmen. „Welche Gegenleistung kriege ich dafür?“, war seine erste Reaktion. Und ein anderer Mann sagte: „Ich bin Sozialist und bin für die Prinzipien der Gleichheit. Doch zuerst bin ich ein Realist. Daher möchte ich aus dem Programm soviel herausholen, wie ich nur kann.“

Manche Männer verlangten spezielle Konzessionen von einem allgemeinen Standpunkt aus, ohne sich auf ihren persönlichen Vorteil zu beziehen. Hier zeigt sich, wie sich allgemeine Ideen durch die Einsicht in individuelle Bedürfnisse entwickeln. Ein Mann sagte etwa: „Ich würde denen besondere Vergünstigungen zukommen lassen, die mehr Arbeit als andere tun. Man muß die Leute ermutigen; so haben sie es auch in Rußland gemacht.“<sup>7</sup>

Es scheint notwendig, zwei Arten von Gleichheit zu unterscheiden. Die erste können wir „funktionelle Gleichheit“ nennen, bei der Gleichheit eine Funktion von etwas anderem ist, z.B. der erbrachten Arbeitsleistung oder der Bedürfnisse des Einzelnen oder seiner Familie. Es scheint, daß die Mehrzahl der Mitglieder die Arbeitsleistung den Bedürfnissen als Ausgangsbasis vorziehen.

Der zweite Typus kann „formale Gleichheit“ genannt werden; hier soll jedermann gleich gehandelt werden, in bestimmter oder in jeglicher Hinsicht. Dies ist die wohlbekannteste Sichtweise vieler Kinder, die

---

<sup>7</sup> Die Bezugnahme auf Rußland ist interessant und durchaus angebracht. Auch Rußland mußte sich auf einen Gleichheitsbegriff festlegen, der auf einen Arbeitsprozeß angewendet werden konnte, der auf kommunistischen Prinzipien basierte. Zu Beginn des russischen Experiments bedeutete Gleichheit gleichen Lohn für alle Arten von Arbeit. Dies funktionierte nicht, und daher wurde in engem Zusammenhang mit der psychologischen und wirtschaftlichen Funktion des Fünfjahresplans das System, das als sozialistischer Wettbewerb bekannt ist, entwickelt. Auch dieses hatte mit seinem auf ökonomischen Druck fußenden Arbeitsansporn keinen Erfolg dabei, die Arbeitsintensität so weit zu steigern, daß ein Vergleich mit üblichen kapitalistischen Verfahren gestattet wäre. Daher wurde das Stachanow-System eingerichtet, das in mehr als einer Hinsicht mit dem kapitalistischen System vergleichbar ist: es bringt eine gleitende Lohnskala mit sich, und setzt somit den ökonomischen Vorteil als wichtigstes Mittel ein, die Arbeitsintensität zu erhöhen. Im Grunde läuft es auf eine Wiedereinführung der alten kapitalistischen Form der „Gleichheit“ hinaus.

ihre Handlungen rechtfertigen, indem sie sagen: „Aber Hans hat das auch gemacht, warum darf ich es also nicht?“, wobei sie sehr gut wissen, daß Hans falsch gehandelt hat. Im S.P.S. treffen wir diese Haltung z.B. bei jenem Mann an, der zwar gegen Privilegien eingestellt ist, jedoch versucht, sich selbst so viel wie möglich zu verschaffen, weil dies auch die anderen tun. Diese Einstellung tritt im Zusammenhang mit der Frage, wieviel Arbeit man ins Programm einbringen solle, besonders häufig auf. Einer der Ziegelerbeiter protestierte mit den folgenden Worten gegen das Arbeitstempo seiner Kollegen: „Arbeite nicht so schnell; wenn wir mehr machen als die anderen, kriegen wir auch kein besseres Essen.“ Und wieder und wieder sagten die Mitglieder: „Oh, ich würde aus Leibeskräften arbeiten, wenn die anderen das auch täten“, oder „Würden wir alle an einem Strick ziehen, dann könnten wir mehr erzeugen. Aber warum sollte ich mehr als die anderen arbeiten?“

Die Männer, die ihre Unterstützung oder ihre Rente an einem bestimmten Vormittag abholen müssen, haben die offizielle Genehmigung, an diesem Tag erst um 11 Uhr mit der Arbeit zu beginnen. Einer von ihnen, der direkt neben dem Arbeitsamt wohnte, holte sein Geld um 9 Uhr, war um 9 Uhr 10 wieder zuhause und setzte sich hin, um in Ruhe eine Zigarette zu rauchen. Man erkannte auf einen Blick, daß er sich nicht wohl fühlte. Das Feuer brannte nicht richtig, seine Frau eilte geschäftig hin und her, räumte den Tisch ab und klapperte mit dem Geschirr; dieser Mann schien sich in Gegenwart seiner Frau, die ihn in allen Belangen überlegen war, überhaupt nie wohl zu fühlen. Er blieb an diesem Tag jedoch zuhause, nur um ja nicht zu früh in der Brauerei zu sein. Seine Erklärung dafür lautete: „Sie kommen heute alle um 11. Es gehört zur menschlichen Natur, dasselbe zu wollen wie andere.“

Wie immer es um die Wahrheit dieser Auffassung von der „menschlichen Natur“ beschaffen sein mag, haben derartige Postulate der formalen Gleichheit zur Zeit große Überzeugungskraft. Ein Experiment, das diese vernachlässigt, wird gegen Traditionen ankämpfen müssen, die schon seit Jahrhunderten bestehen, und wird sich bei der Produktion großen Schwierigkeiten gegenübersehen.

Denktraditionen zu verändern, ist eine äußerst schwierige Aufgabe. Daß sie nicht durchgeführt werden kann, ohne die Lebensbedingungen zu ändern, scheint offensichtlich; doch die Fähigkeit, die Lebensbedingungen zu ändern, scheint ihrerseits irgendwie von Veränderungen der Denktraditionen abzuhängen. Das S.P.S. illustriert dieses Problem auf interessante Weise; es stellt eine neue Organisation der Produktions-

verhältnisse dar, die nicht von allen akzeptiert wird, die daran teilnehmen könnten.<sup>8</sup>

Nur ungefähr 10 % der arbeitslosen Männer im Tal haben es ausprobiert; die gegenwärtige Mitgliedschaft beträgt 5.4 % der möglichen Mitgliedschaft. Dies gestattet den Schluß, daß die Mitglieder eine Gruppe bilden, die aus irgendeinem Grund eine höhere Bereitwilligkeit aufweist, althergebrachte Traditionen zu überwinden, zumindest insoweit, als sie willens sind, an etwas Neuem aktiv teilzunehmen. Es wurde bereits gezeigt, daß nicht alle von diesen 5.4 % die Ideologie des Programms verstehen können; dies geschieht im Rahmen ihrer Erfahrungen mit dem Programm ebenso wie durch Diskussionen innerhalb und außerhalb der Gesellschaft. Die viel zahlreicheren Arbeitslosen außerhalb der S.P.S. scheinen nicht bereit, ihre Traditionen so schnell zu verändern.

Werden sie gefragt, warum sie der Gesellschaft nicht beigetreten sind, dann antworten sie entweder, daß ihnen die Idee noch nie gekommen sei, oder daß sie strikt dagegen seien. Es ist merkwürdig, daß viele dieser Männer unter argen wirtschaftlichen Nöten leiden; als ob eine Senkung des Lebensstandards auch die Fähigkeit herabsetzte, irgendwelche Schritte zur Verbesserung der Situation zu unternehmen. In einem besonders schwierigen Fall – ein Mann von 35 Jahren, mit drei Kindern im Alter von 5, 3 und 1 1/2, deren Armut durch schlechte Wohnverhältnisse noch verschärft wurde – wurde der Mann gefragt: „Warum treten Sie nicht dem Programm bei?“ Er antwortete: „Meinen Sie, das sollte ich? Ich habe noch nie daran gedacht“. Gefragt

---

<sup>8</sup> Dieser Teufelskreis liegt allen Diskussionen darüber zugrunde, ob Evolution oder Revolution die geeigneten Mittel zur Verwirklichung einer besseren Gesellschaftsordnung seien. Die erste Formulierung des soziologischen Problems stammt von Karl Marx; seitdem ist es immer wieder erörtert worden, wobei der erbitterte Widerstand gegen seinen „Materialismus“ auf ebenso heftig verfochtene Auffassungen traf, nach denen „das gesellschaftliche Sein“ „das Bewußtsein“ bestimmt. Wird die Welt durch Ideen verändert, oder durch gesellschaftliche Bedingungen und deren Wandel? In *Ideologie und Utopie*, Bonn 1929 (engl. Übers. 1936), vertritt Karl Mannheim die Ansicht, daß Marx die Wirksamkeit von Ideologie im gesellschaftlichen Prozeß unterschätzt. Marx' Auffassung in dieser Angelegenheit wird im allgemeinen unvollständig dargestellt. Ganz abgesehen von dem zitierten Satz hat Marx einen Gutteil seines Lebenswerks in den Dienst der Aufgabe gestellt, im Kreis seiner Freunde und Mitarbeiter selbst eine Ideologie zu entwickeln, obwohl es unmöglich war, deren wirtschaftliche Lebensbasis zu verändern. Er war sicherlich davon überzeugt, daß dies nicht nur möglich, sondern zur Bewerkstelligung einer radikalen Gesellschaftsveränderung auch notwendig war, obwohl er zusätzlich glaubte, daß er nur bei einigen wenigen Personen, die bestimmte Voraussetzungen mitbrachten, Erfolg haben könnte.

warum, erklärte er, dies sei wegen der Gewerkschaft: er hatte die Gewerkschaftsbewegung und die Politik stets abgelehnt. Er hatte jedoch die Leute, die zum Arbeitsamt kamen, über das S.P.S. reden hören; diese drückten die Befürchtung aus, daß das Experiment zu Zwangsarbeit als Gegenleistung für die Unterstützungszahlungen führen würde. Ein Mann hatte erläutert, daß Berechnungen bewiesen hätten, daß der durchschnittliche Stundenlohn im Programm 4 Pence betrug. Um dieses Geld wollte keiner der Männer arbeiten.

Diese Argumente – die Furcht vor Zwangsarbeit und Berechnungen über die Lohnhöhe – stellen tatsächlich die Hauptargumente gegen das S.P.S. bei den Nicht-Mitgliedern dar. „Billige Arbeit“ – das ist im allgemeinen ihre erste Antwort auf die Frage, warum sie dem S.P.S. nicht beigetreten sind. Daß sie noch billigere Arbeit verrichten, wenn sie in langen und gefährlichen Arbeitsstunden nach Kohle graben, kommt ihnen nicht in den Sinn, ebensowenig wie die Tatsache, daß die Produktion ohne private Gewinne einen engen Zusammenhang mit ihren sozialistischen Prinzipien aufweist, wie auch mit ihren kooperativen Ideen, die von den meisten von ihnen mit Inbrunst verfochten werden.

Über das S.P.S. werden von den Nicht-Mitgliedern zahlreiche Gerüchte verbreitet. Ein Mann tritt nicht bei, da „wenn die nicht mit dem Programm begonnen hätten, dann hätte die Regierung einen neuen Betrieb in der Brauerei eingerichtet.“ Ein anderer Mann sagt: „Ich bin Sozialist, aber man muß gegenüber den Kapitalisten fair sein. Das Programm ist gegenüber den Kaufleuten unfair.“

Diese Opposition ist nicht der Ausdruck einer allgemeinen Haltung oder einer „Ideologie“. Der Konflikt zwischen ihren Ideen und ihrem Verhalten findet sich auch hier. Keiner der Kritiker des S.P.S. hat etwas dagegen, an seinen Vorteilen durch den geheimen Einkauf von Waren mitzunaschen. Auf der Verhaltensebene zollen sie den Vorzügen des niedrigeren Preises und der höheren Qualität Tribut. Auf der Ebene der Ideen wird hier keinerlei Verknüpfung hergestellt.

Immer wieder war zu beobachten, daß die Frauen eine wesentlich einfachere und unkompliziertere Einstellung gegenüber dem S.P.S. hatten; von Traditionen und Denkgewohnheiten schienen sie weniger belastet. Dies kann vielleicht durch ihre Lebensweise erklärt werden, die sie an das Heim und dessen Interessenssphäre fesselt. In der Vergangenheit hatte es ihnen an der Gelegenheit gemangelt, feste Denkgewohnheiten in bezug auf die Gewerkschaftsbewegung und die industrielle Welt zu entwickeln. Sie sind selbstverständlich nicht frei von Traditionen; ihr

Heim und ihr Familienleben ist davon durchtränkt. Doch ist der wichtigste Teil ihrer Traditionen und Denkgewohnheiten die Idee, daß alles richtig ist, was es ihnen ermöglicht, ihren Haushalt fortzuführen. Unter diesem Blickwinkel fügt sich die Mitgliedschaft im S.P.S. ganz nahtlos in ihre allgemeine Weltanschauung. Sie sind keiner „Ideologie“ verhaftet, die sie daran hindern würde, die unmittelbaren wirtschaftlichen Vorteile des S.P.S. wahrzunehmen.

Der Einfluß von Lebens- und Denkgewohnheiten zeigt sich auch deutlich in der Einstellung der Mitglieder gegenüber einem Plan, ein eigenes Dorf für die Teilnehmer am Programm zu bauen. Der Vorschlag, den Hausbau unter die Aktivitäten des S.P.S. aufzunehmen, entspringt einer Reihe von Beweggründen. Vor allem sind hier die Wohnverhältnisse vieler Mitglieder zu nennen; neue Häuser würden ihren Lebensstandard gewaltig heben. Zweitens wäre es ein Vorteil, wenn die Mitglieder rund um ihre Arbeitsstätte wohnten. Dies würde die Mitgliedschaft in engeren sozialen Kontakt bringen und darüber hinaus Einsparungen bei den Transportkosten ermöglichen; schließlich würde auch das Stehlen und der Weiterverkauf an Nicht-Mitglieder erschwert.

Was es bedeutet, in der Nähe der Arbeitsstelle zu wohnen, kann durch das Verhalten eines Mannes illustriert werden, der vor zwei Jahren dem S.P.S. beitrug, als er sechs Meilen entfernt wohnte. Er trat auf Drängen seiner Frau bei; er selbst war nur mit dem halben Herzen dabei und voll von Mißtrauen. Er kam jeden Morgen zu spät, und er arbeitete langsam und schlecht. Mit Unterstützung des S.P.S. wurde für ihn ein Haus gefunden, daß die Entfernung zwischen Heim und Arbeitsstelle von sechs Meilen auf praktisch gar nichts reduzierte. Nun ist er eines der besten Mitglieder des S.P.S. Er ist zum Gruppenleiter aufgestiegen, er versteht es, seine Gruppe zur Arbeit zu motivieren und – was in diesem Zusammenhang noch wichtiger ist – er arbeitet selbst mit Ausdauer und Freude, sogar außerhalb der üblichen Arbeitsstunden. daß er jetzt immer gleich zur Stelle ist, hat ihm eine so starke Beziehung zu seiner Arbeit vermittelt, daß er auch nicht mehr tun könnte, wenn es sich dabei um sein Privatunternehmen handelte. Er ist Feuer und Flamme für das Dorfprojekt.

Die Einstellung der Mitglieder gegenüber diesem Plan ist uneinheitlich. Allgemein läßt sich sagen, daß diejenigen, die in sehr unwohnlichen Häusern leben, dafür sind.

Eine Familie, die in einem überbelegten alten Haus wohnte, sagte, daß sie sich schon sehr auf das neue Dorf freute. „Es ist wie ein neues Utopia“, sagte die Frau.

Es gibt einige andere, denen die Idee des Dorfes zusagt, weil ihre Häuser nach dem Auszug der Kinder zu groß geworden sind. Dies ist eine Minderheit. Für einige Mitglieder wiederum handelt es sich nicht um eine ideologische Frage; das einzige, was sie interessiert, ist die Höhe der Miete. Eine ziemlich große Gruppe widersetzt sich der Idee, in der vorgeschlagenen S.P.S.-Gemeinschaft zu leben, aus Gründen, die in ihrer gesamten Weltsicht, ihren Gewohnheiten und ihrer Einstellung gegenüber dem Programm wurzeln.

Einer von ihnen erklärt: „Ich würde nie in das Dorf ziehen. Ich habe es mit meiner Alten besprochen, und wir sind einer Meinung – es würde bedeuten, daß man sich gänzlich an die Organisatoren ausliefert. Ich habe meine Unabhängigkeit immer mehr geliebt als alles andere.“

Ein anderer: „Ich meine, so ein Dorf wäre etwas eintönig, besonders wenn dort nur ältere Männer leben. Mit alten Männern kannst du kein neues Leben beginnen. Und jüngere Männer würden nicht ins Dorf ziehen, weil sie ja irgendwann einmal Arbeit finden werden. Es wäre nur durch die Mithilfe der Regierung möglich. Und ich persönlich halte nicht viel von Regierungsprojekten.“

Viele von ihnen stoßen sich an der Abgeschlossenheit und Abgeschlossenheit des geplanten Dorfes, sollte es bei Llandegveth gebaut werden.

So etwa: „Ich glaube nicht an die Idee eines Dorfes bei Llandegveth, niemand würde gern drei Meilen von der nächsten Busstation leben.“

Häufig gibt es auch Anzeichen einer wahrscheinlich unbewußten Furcht vor dem Gemeinschaftsleben; diese Einstellung wird in einer ziemlich deutlichen Sprache formuliert:

„Ich bin gegen dieses Dorf; es ruft bei mir die Idee der Gefangenschaft hervor. Darüber hinaus wird es noch und noch Arbeit geben. Einer von den drei Leuten, die in den drei neuen Häusern leben, die bei Llandegveth schon gebaut worden sind, hat sich bei mir beklagt, weil er immer auf Abruf für die Organisatoren arbeiten mußte. Sogar an den Abenden und in der Nacht.“

Es sollte erwähnt werden, daß dieser Mann hinzufügte: „Aber das Programm ist gut. Ich hoffe, daß es weitergeht.“ Er gehört zu jenen, die Zeit brauchen, bis sich sich zu etwas entschließen können. Trotz einer vierjährigen Arbeitslosigkeit, trotzdem er zwei Kinder hatte und von Verwandten keinerlei Hilfe bekam, trat er dem Programm erst im letzten Jahr bei.

Einer der Kommunisten im S.P.S. fand ein Argument gegen das Dorfpro-

jekt, das bei einem Kommunisten von besonderem Interesse ist, weil es so deutlich den Bruch zwischen den beiden Gedankensträngen aufzeigt, die er zu verfolgen versucht; einer bezieht sich auf die Zukunft, der andere auf die Gegenwart, einer neigt zum Kollektivismus, der andere ist recht individualistisch. Er sagt: „Ich möchte nicht mit den anderen Männern zusammenleben, weder jetzt auf der Farm noch später im Dorf. Man braucht etwas Privates, etwas, was dir gehört und in das sich niemand einmischen kann.“

Sogar einige Mitglieder in desolaten Wohnverhältnissen lehnen das Dorfprojekt ab. Einer der aktivsten Teilnehmer des S.P.S., der in einem für seine große Familie viel zu kleinen Haus lebt, erklärt, daß er nie in das Dorf ziehen würde.

„Wir wären von der Welt abgeschnitten. Und was ist mit den Kindern und ihrer Zukunft dort? Diese Einförmigkeit des Lebens wäre nichts für uns. Die Frau geht gern einkaufen. Wir alle fahren manchmal gern mit dem Bus. In einem Dorf wie sie es sich vorstellen, wäre all das unmöglich.“

Die Schlußfolgerung bietet sich an, daß es nur einen Weg gibt, diese Ideenkonflikte zu überwinden und das Denken der Mitglieder der neuen wirtschaftlichen Situation, in der sie arbeiten, anzupassen, nämlich durch einen Prozeß allgemeiner Erziehung, der sie zuerst in die Lage versetzen sollte, die Abhängigkeit ihrer alten Weltsicht von der Industrialisierung einzusehen, und sie dann mit neuen Ideen konfrontieren sollte; sie müßten ermutigt werden, diese Ideen zu diskutieren und ihre Gültigkeit durch die tägliche Praxis in ihrer Arbeit zu überprüfen. Ob ein derartiger Erziehungsprozeß bei älteren Arbeitslosen Erfolgchancen hätte, mag bezweifelt werden; jedenfalls könnte er nur von Lehrern in Gang gebracht werden, die ihre eigene Sichtweise in vollständiger und kompromißloser Weise umgestaltet haben.

Derzeit ist die Aussage nicht gestattet, daß all jene, die innerhalb des S.P.S. verantwortliche Positionen bekleiden, diesen Erfordernissen genügen. Aus diesen und anderen Gründen werden die Grundideen des Programms nie klar ausgedrückt, noch werden sie offen und zielbewußt praktisch umgesetzt. Ohne Zweifel werden diese Grundideen, soweit sie tatsächlich in die gegenwärtige Praxis des Programms einfließen, die Weltsicht der Teilnehmer beeinflussen; dies wird jedoch sicherlich ein sehr langsamer Prozeß sein. Hier könnte ein Vergleich mit anderen Experimenten mit ähnlicher Zielsetzung sehr lehrreich sein.

Die Organisation der Mitglieder des S.P.S. in verschiedenen Arbeitsgruppen entwickelte sich fast vom Beginn des Programms an als Folge der Aufteilung der verschiedenen Arten von Arbeit auf verschiedene Abteilungen. Allerdings hatten diese Arbeitsgruppen anfänglich keine anerkannte soziale Funktion innerhalb des Programms. Diese Phase währte nur kurze Zeit, solange die Anzahl der Mitglieder gering war und jede auftauchende Frage ohne weiteres zwischen den Organisatoren und der gesamten Belegschaft in der Brauerei abgehandelt werden konnte, entweder beim gemeinsamen Essen oder zu verschiedenen anderen Gelegenheiten. Die vergleichsweise größere Isolation der weiter entfernten Anbaufelder mag von Anfang an bei den dort arbeitenden Gruppen ein höheres Ausmaß an sozialer Kohäsion erzeugt haben.

Mit dem Anwachsen der Mitgliedschaft entstanden neue Probleme, der tägliche face-to-face-Kontakt aller Mitglieder in der Brauerei ging verloren, und die Möglichkeit, die informelle allgemeine Zustimmung zu den Vorschlägen und Handlungen der Organisatoren einzuholen, hörte auf zu bestehen. Wie weit die Arbeitsgruppen zu diesem Zeitpunkt bereits ein deutliches Ausmaß an sozialer Kohäsion entwickelt hatten, konnte zur Zeit der Feldforschung nicht mehr festgestellt werden, noch kann man mehr als Vermutungen anstellen, was das Muster oder Modell einer eventuell bestehenden Kohäsion angeht. Es mag wohl jenes Muster gewesen sein, das den meisten Mitgliedern der Arbeitsgruppen aus ihrer Erfahrung in den Kohlengruben vertraut war, das selbst wiederum aus jenen Tagen stammte, als der Bergbau noch als Kleingewerbe betrieben wurde und eine Grube von fünf oder sechs oder noch weniger Männern bearbeitet wurde.

Es war bereits davon die Rede, daß die Mitglieder – oder zumindest einige von ihnen – danach strebten, ein Mitspracherecht in der Gesellschaft zu erlangen, und dies nicht nur durch die gelegentliche Unterhaltung mit dem einen oder anderen Organisator, sondern durch die offizielle Anerkennung ihres Rechts, Ideen und Kritik vorzubringen. Wahrscheinlich war das hier bewußt oder unbewußt nachvollzogene Modell jenes der Gewerkschaft; die Idee gewählter Gruppenleiter, die mit den Organisatoren regelmäßig zu Beratungen zusammentreffen sollten, paßt sich nahtlos in dieses Modell ein. Darüber hinaus scheint die Idee, daß die mit verschiedenen Arbeiten befaßten Gruppen jede einen Vertreter wählen sollten, der in ihrem Namen mit den Organisatoren

verhandelte, einiges mit jener des Abteilungsbetriebsrates gemeinsam zu haben, der sich mit den Eigentümern oder Managern einer Fabrik auseinanderzusetzen hat.

Der Vorschlag, daß Gruppenleiter gewählt werden sollten, wurde angenommen. Jede Gruppe hatte jedoch bereits einen Instruktor, der zwar nicht zu den Organisatoren gehörte, jedoch aufgrund seines wirtschaftlichen Status (er erhielt einen marktgerechten Lohn) und seiner speziellen Geschicklichkeiten eine Führungsposition einnahm. Da sich die Organisatoren große Mühe gegeben hatten, diese Stellen mit Männern und Frauen von Verantwortungsbewußtsein zu besetzen, waren diese Instruktoren häufig willig und fähig, die sozialen Funktionen auszuüben, die den Gruppenleitern zugedacht waren. Bei ihrer Einstellung hatten die Organisatoren noch ein weiteres Prinzip befolgt, daß es sich nämlich so weit wie möglich um Personen handeln sollte, die die dem S.P.S. zugrundeliegenden Ideen verstanden und guthießen. Es war jedoch nicht möglich, für alle Abteilungen derartige Leute zu finden; und die Vermutung liegt nahe, daß die Organisatoren in dieser Hinsicht versuchten, eine eher seltene Begabungskombination zu finden. Sie sahen deutlich, daß beide Funktionen erfüllt werden müßten, sollten ihre Ideen zur Gänze umgesetzt werden. Technisches Wissen und technische Geschicklichkeit waren erforderlich, ebenso aber die Gabe, sich in Ideen einzufühlen und diese wirksam zu vermitteln. Eine systematische Durchführung des Programms hätte es wahrscheinlich notwendig gemacht, diese beiden Funktionen zu trennen und in die Hände von verschiedenen Personen zu legen.

Das bestehende Gruppenleben innerhalb des S.P.S., wie es im Zuge der Feldforschung beobachtet wurde, zeigt kein deutliches Muster. Es gibt Gruppen, bei denen die soziale Anführerrolle stets dem Instruktor verblieb und nie an den gewählten Gruppenleiter überging; in anderen wiederum spielt der Instruktor im sozialen Leben der Gruppe überhaupt keine Rolle. In einigen der Abteilungen haben die Arbeiter eine Gruppe gebildet, in anderen wieder nicht. Bei den bestehenden Gruppen gibt es auch große Unterschiede hinsichtlich der sozialen Kohäsion und des Gruppenbewußtseins. Auch die Rolle der dominierenden Persönlichkeit in der Gruppe und die hervorstechenden Merkmale dieser Persönlichkeiten unterscheiden sich von Abteilung zu Abteilung, wie im folgenden deutlich werden wird.

Die soziale Kohäsion ist bei den Bäckern, den Schuhmachern und den alten Männern, die bei Beili Glas als Landarbeiter tätig sind, besonders

stark; bei den Mühlenarbeitern, den Schneidern und den Küchenarbeitern ist sie besonders schwach.

Der Gruppenstolz der Bäcker ist außergewöhnlich. Praktisch jedes Mitglied dieser Gruppe findet eine Gelegenheit, um Außenstehenden vertraulich mitzuteilen, daß die Bäcker die beste Gruppe im ganzen Haufen sind. Sie bleiben als Gruppe vollständig für sich. Dies scheint auf verschiedene Faktoren zurückzuführen zu sein; zunächst sind sie zutiefst überzeugt davon, daß sie für die anderen die wichtigste Arbeitsleistung erbringen, indem sie das tägliche Brot herstellen. Sie essen getrennt von den anderen in der Bäckerei, da ein halbstündiges Überwechseln aus diesen sehr warmen Räumlichkeiten in die kältere Kantine ihre Gesundheit gefährden würde. Diese gemeinsame Mahlzeit der 8 Bäckereiarbeiter, ohne jede Störung von außen, stellt einen besonders engen Kontakt her; in dieser privaten Mittagspause werden die verschiedensten allgemeinen und persönlichen Fragen erörtert. Die Gruppe profitiert auch von der Tatsache, daß sie über einen Instruktor verfügt, der wegen seines beruflichen Wissens und seiner Fähigkeit, dieses zu vermitteln, allgemeine Hochachtung genießt. Auch bei der Wahl des Gruppenleiters bewiesen sie eine glückliche Hand. Er ist ein Mann mit einem echten Verständnis für die Idee des S.P.S. und einem ausgeprägten Verantwortungsbewußtseins, der auch am Arbeitsplatz seinen Mann stellt. Es ist nicht leicht zu entscheiden, ob der persönliche Einfluß dieser beiden Männer, die von allen Arbeitern bewiesene liebevolle Wertschätzung ihrer Arbeit, oder die Exklusivität der Gruppe bei der Herausbildung der hohen sozialen Kohäsion am wichtigsten sind. Außer Frage steht, daß die Kombination dieser drei Faktoren ein hohes Ausmaß von Gruppenstolz und Gruppenbewußtsein erzeugt hat; und dies ist so ausgeprägt, daß es auch das Ausscheiden von Mitgliedern und deren Ersetzung durch Neuzugänge übersteht.

Das starke Gruppenbewußtsein der Schuhmacher scheint auf andere Gründe zurückzuführen zu sein. Ihre Arbeit und die Idee des S.P.S. spielt dabei eine wesentlich unbedeutendere Rolle. Ihr formaler gemeinsamer Zweck ist das Reparieren von Schuhen; doch als wirkliche Grundlage ihrer Zusammengehörigkeit haben sie einen anderen Zweck gefunden. In einem ihrer Mitglieder hat die Gruppe einen Mann mit einer außergewöhnlichen Persönlichkeit, zu dem alle aufblicken und der einen gewaltigen Einfluß auf den Rest der Gruppe ausübt. Er hält die Gruppe zusammen; er ist in der Tat eine interessante Persönlichkeit mit sehr vielen Eigenschaften, die wirkliche Anführernaturen auszeichnen,

obwohl er auch andere hat, die ihn daran hindern, Leitungsfunktionen größeren Stils zu übernehmen.

Er ist ungefähr 50 Jahre alt. Auf den ersten Blick erweckt er den Eindruck äußerster Ungepflegtheit. Spätere Eindrücke (die sich als stärker erweisen sollen) konfrontieren dich mit einem originellen, tiefen und echt menschlichen Geist, der alles andere vergessen läßt. Von 13 bis 19 arbeitete er in den Gruben. Mit 14 trat er der Arbeiterbewegung bei. In der Labour Party traf er mit der Theosophin Annie Besant zusammen. Dies sollte eine schicksalhafte Begegnung sein; er lernte ihre Ideen kennen, Ideen, an denen er sein ganzes späteres Leben hindurch festhielt. Mit 19 wurde er eingezogen; er wurde mit Senfgas vergiftet und als er mit 23 in die Kohlengruben zurückkehrte, litt er noch immer an den Nachwirkungen. Er ist unverheiratet, denn „mir fehlt der eheliche Sinn“. Seit dem Krieg hat er sich sehr aktiv für die Angelegenheiten des Tales und jene der weiteren Welt interessiert; er nahm an Meetings teil, absolvierte wissenschaftliche und handwerkliche Kurse, er las und bildete sich auf andere Weise fort. Mit 43 wurde er arbeitslos, was einen buddhistischen Strang in seinem Denken sicherlich verstärkte. Mit 47 trat er dem Programm bei, weil er sehen wollte, was dort vor sich ging; es gefällt ihm, und er nimmt gerne daran teil.

Die Beschreibung einiger Vorfälle kann vielleicht ein lebendigeres Bild von dieser Persönlichkeit geben. Vor einigen Monaten wurde ihm eine Stelle angeboten, die ihm ein bequemes Leben und die Gelegenheit zu intellektueller Betätigung geboten hätte. Er zögerte zwei Tage und verzichtete dann zugunsten eines Mannes mit Familie. Die anderen Mitglieder seiner Gruppe sagen, er sei der beste Mann im ganzen Programm, wenn es auch die Organisatoren nicht wüßten. Bei der Arbeit nimmt er sich immer zuerst die Kinderschuhe vor, weil die Kinder zur Schule gehen müssen; er repariert sie sehr sorgfältig und unter Verwendung vieler Nägel, damit sie lange halten.

Einige der Organisatoren kommen morgens im eigenen Wagen zur Arbeit; wenn sie ein Mitglied sehen, das zur Arbeit geht, dann nehmen sie es mit. Eines Tages wurde auch ich auf diese Art mitgenommen; ein wenig später sahen wir den Mann, von dem hier die Rede ist, und zwei weitere Mitglieder. Es waren bloß zwei Plätze übrig. „Fahrt ihr, ich gehe“, sagte er. Wir fuhren los; als wir uns umdrehten, sahen wir, wie er lächelnd weiterging.

Wenn er spricht, hören alle anderen zu, auch der Gruppenleiter, ein etwas schüchterner Mann, der in dieser speziellen Gruppe auch der unbezahlte Instruktor ist. Alle sind stolz darauf, ihn in der Gruppe zu haben: „Ein Gespräch mit ihm wird Ihnen Spaß machen“. Manchmal hat jemand anders eine andere Meinung, aber am Ende behält er immer recht. Seine abschließenden Worte in einer Diskussion sind im allgemeinen: „Überdenk es dir noch einmal“. Er spricht nie, nur um zu sprechen. Wenn er sich zu Wort meldet,

hat er eine „Botschaft“ zu vermitteln, ohne daß er je arrogant wäre; und er versteht es zuzuhören.

Der Einfluß dieses Mannes hat eine äußerst kameradschaftliche Atmosphäre und ein sehr gutes Gruppenklima erzeugt; daher finden die Mitglieder nichts dabei, neben allgemeinen Dingen auch persönliche Angelegenheiten zu besprechen. Sie sind an diesen Diskussionen so interessiert, daß sie ihre Arbeit oft unterbrechen und sich um den Kamin versammeln, um zu reden und zuzuhören. Es gibt nur einen Mann in der Gruppe, der eine gewisse Distanz zu ihr beizubehalten scheint. Es irritiert die anderen sehr, wenn er lärmend seine Arbeit fortsetzt, während sie die tiefsten Probleme des menschlichen Lebens besprechen.

Diese Gruppe ist unschwer als das Werk eines Mannes zu erkennen. Sie haben eine gemeinsame Weltsicht entwickelt; und wenn sie diskutieren, dann möchten sie zu Ergebnisse gelangen, die diese vertiefen kann.

Ein bemerkenswerter Unterschied zwischen dieser Gruppe und den Bäckern, wo Konservative und Sozialisten freundlichen Umgang miteinander haben, liegt daran, daß hier schon bei der ersten sich bietenden Gelegenheit verkündet wurde „Hier sind wir alle Sozialisten und Gewerkschafter“. Man könnte daher wohl von einer Gruppenideologie sprechen, die sich unter dem Einfluß eines Anführers herausgebildet hat. Mit einem einzelnen Mitglied ins Gespräch zu kommen, ist schwierig, da sich alle an allen Diskussionen beteiligen. Sie essen in der Kantine zu mittag, halten sich von den Mitgliedern anderer Gruppen jedoch meist fern. Ihr sozialer Zusammenhalt ist so eng und festgefügt, daß es ihnen gar nichts ausmacht, wenn ein Mitglied ihrer Gruppe zu spät oder überhaupt nicht zur Arbeit kommt. Diskussionen wie die im letzten Kapitel erwähnte Gleichheitsdebatte könnten in dieser Gruppe niemals stattfinden. Während die Bäcker vor allem eine Arbeitsgruppe darstellen und damit ihren ursprünglichen einigenden Zweck bewahrt haben, bilden die Schuchmacher sicherlich eine Gruppe von Jüngern, die sich um ihren Meister geschart haben; eine Anzahl nicht voll bewußter Elemente, die den bewußten gemeinsamen Zweck an Bedeutung überflügeln, hält sie zusammen.

Ein dritter Typus findet sich bei den alten Männern, die auf der Farm bei Beili Gals arbeiten. Zunächst sei erwähnt, daß sie nicht immer eine Gruppe alter Männer – das heißt eine Gruppe mit einem Durchschnittsalter über 60 – gebildet haben; es haben bloß die Jüngeren die Gruppe verlassen, was von den Älteren als Vorteil aufgefaßt wird. Sie

stehen den jüngeren Männern mit vielen Vorurteilen gegenüber. „Was beim Programm nicht stimmt“, sagte einer von ihnen, „sind die jungen Männer. Die sind mit allem unzufrieden, und sie stehlen.“ Oder ein anderer Mann, der besonders stolz darauf ist, dieser Gruppe anzugehören: „Die Jungen haben nicht zu uns gepaßt. Sie haben nichts gearbeitet. Nun sind sie weg, und die Gruppe ist in allerbesten Ordnung.“

Ihr Alter bestimmt ihre Arbeitsweise – ihr Arbeitstempo ist naturgemäß nicht sehr hoch und sie machen viele Pausen. Sie arbeiten jedoch; die Arbeit mag für sie bedeuten, daß sie sich wieder jünger fühlen, daß sie sich vor sich selbst und gegenüber den anderen beweisen können, daß sie noch nicht zum alten Eisen gehören. Dieser Teil des Gruppenlebens wird von ihnen nicht überbewertet; sie tun, was notwendig ist, brauchen für jeden Arbeitsgang viel Zeit, und trotzdem kann man sich darauf verlassen, daß letztlich alles erledigt ist. Es gibt einen anderen Faktor, der in dieser Gruppe integrierend wirkt: ihre kleine Hütte mit einer Feuerstelle in der Mitte, mit dem stets summenden Teekessel und den Bänken um das Feuer. Hier sitzen sie, wenn das Wetter zu schlecht ist, um zu arbeiten, oder wenn nichts Besonderes zu tun ist. Hier warten sie am Morgen auf die Zuspätkommenden – ohne diese zu beginnen, erschiene ihnen nicht als fair – rauchen ihre Pfeifen, unterhalten sich über das Leben und die Arbeit, ihre Kinder, über Grubenunglücke usw. Hin und wieder kommen sie auf das S.P.S. zu sprechen, aber nur, wenn es dafür einen besonderen Grund gibt. Ihr Gruppenleiter ist der Jüngste von ihnen, ein Mann von 43 Jahren, dessen hervorstechendster Zug seine grenzenlose Lebensfreude ist, die ihn nie im Stich zu lassen scheint. Er lacht, scherzt, macht Späße; er hat alle gern und alle haben ihn gern, ohne daß er ein intellektueller Anführer wäre, wie der oben beschriebene Schuhmacher. Ihr Gruppenstolz ist gut entwickelt und schäumt manchmal über: „Wir sind ein glücklicher Haufen hier.“ „Wenn jeder so arbeiten würde, wie wir alten Männer, dann wäre das Programm besser dran. Doch schau nur die anderen Gruppen an, sie tun's einfach nicht.“ Sie freuten sich unbändig, als der Instruktor der Baugruppe ihnen eines Tages sagte, er wäre sehr froh, wenn sie an dem eben begonnenen Schlachthaus mitarbeiteten, dessen Errichtung nur sehr mühsam voranging. Ihr Gruppengefühl ist so stark, daß sie nichts dabei finden, wenn einer von ihnen Kartoffeln oder Gemüse nach Hause mitnimmt, obwohl sie immer über die Diebstähle in den anderen Abteilungen klagen. Eines Tages verlieh einer der Männer dieser Haltung in folgenden Worten Ausdruck: „Der junge X wird seit neuestem unverschämt. Er

hat gerade den Y beobachtet, der ein paar Kartoffeln eingesteckt hat. Er wollte, daß ich etwas dagegen unternehme. Ich frage euch, was soll da dabei sein, wenn ein alter Mann ein paar Kartoffeln nimmt?“ Ihr Gruppengefühl ist sicherlich stärker als irgendwelche moralische Regeln; sie verstehen einander und sind bereit, alles zu rechtfertigen, was einer von ihnen getan haben mag. Normen gelten nur für die Welt dort draußen, beginnend mit den anderen Gruppen. Offensichtlich sind die für die Integration der Gruppe verantwortlichen Faktoren hier noch weniger bewußt als bei der Gruppe der Schuhmacher.

Unter dem Gesichtspunkt der Verlässlichkeit ist die den ersten Typus verkörpernde zielbewußte Arbeitsgruppe der Bäcker die beste im Programm. Die Gruppe der Schuhmacher wäre für das Programm ganz hervorragend, wenn der Leiter seine Idee zur Gänze akzeptiert hätte; dies ist allerdings nicht der Fall. Die dritte Gruppe bekommt sicherlich mehr vom S.P.S., als sie einbringen kann.

Wenn wir uns nun den Gruppen zuwenden, denen es nicht gelungen ist, ein nennenswertes Ausmaß an sozialer Integration zu erreichen, dann ist die erste Frage, ob diese Gruppen überhaupt in diese Richtung tendiert haben oder nicht.

Die Mühlenarbeiter haben keinen regelmäßigen face-to-face-Kontakt miteinander, da sie jeweils zu zweit auf verschiedenen Stockwerken der Mühle arbeiten müssen. Sie haben keinen Instruktor, und ihr Gruppenleiter hat kein besonderes Interesse am S.P.S. Sie arbeiten in denselben Stunden wie die anderen Gruppen, doch aus technischen Gründen haben sie lange Pausen, in denen es überhaupt nichts zu tun gibt; auch wenn sie es wollten, wären sie nicht in der Lage, durch längere Zeitperioden hindurch ohne Unterbrechung tätig zu sein. Es fehlt ihnen die Erfahrung einer gleichzeitig aufgenommenen gemeinsamen Anstrengung. Es scheint dieser Mangel an Teamarbeit zu sein, der hauptsächlich dafür verantwortlich ist, daß es ihnen nicht gelungen ist, sich eines gemeinsamen Zieles bewußt zu werden und einen sozialen Zusammenhalt aufzubauen. Auch fehlen andere, mehr oder weniger unbewußte Integrationsfaktoren, wie sie oben beschrieben wurden.

Daß regelmäßige face-to-face-Kontakte eine notwendige, wenn auch nicht hinreichende Bedingung für die soziale Kohäsion einer Gruppe darstellen, kann durch eine Analyse weiterer Gruppen erhärtet werden; obwohl ihre Mitglieder die ganze Zeit hindurch gemeinsam im selben Raum arbeiten, entstand nichts, was mit dem Zusammenhalt der Bäcker, Schuhmacher oder alten Landarbeiter zu vergleichen ist.

Die Küchenarbeiter haben einen Gruppenleiter, der diese Stellung deshalb bekommen hat, weil sie niemand anders wollte. Auch dies zeigt bereits einen Mangel an Gruppengeist – in einigen anderen Abteilungen ist die Position des Gruppenleiters sehr begehrt, und im Zusammenhang damit wird sehr viel Eifersucht bewiesen. Davon ist in der Küche nichts zu bemerken; der Gruppenleiter selbst tritt nur selten in Erscheinung. Alle schwierigen Arbeiten werden vom Instruktor erledigt; die Routinearbeiten der Gruppe bestehen im Kartoffelschälen, Gemüseputzen und Geschirrabwaschen. Einer der Arbeiter ist geistig zurückgeblieben und das Opfer zahlreicher Neckereien und schlechter Scherze seitens anderer Gruppenmitglieder. Auch dieses gemeinsame Ziel, das Hänselfn dieses Mannes, hätte ein Ausmaß von Gruppengefühl erzeugen können, hätten sich nicht zwei der Mitglieder dabei herausgehalten und sogar versucht, ihm ein Ende zu setzen. Der Instruktor dieser Gruppe ißt stets an einem eigenen Tisch; dies erzeugt eine gewisse Distanz zwischen ihm und der Gruppe. Es gibt keine Führungspersönlichkeit unter den Männern und kein großes Interesse an der gemeinsamen Arbeit oder an irgendetwas sonst. Die Mitglieder kommen aus allen Altersgruppen. Es war interessant zu beobachten, wie sich aus besonderem Anlaß plötzlich eine Art von Gruppengefühl unter ihnen entwickelte; der Anlaß war allerdings vom Standpunkt des Programms aus kein besonders erfreulicher.

Eines Tages hatten die Küchenarbeiter verschiedene Nachspeisen gegessen, die für die Allgemeinheit gedacht waren. Der Instruktor entdeckte dies und zeigte seine Verärgerung. Augenblicklich verwandelten sich die Männer in eine geschlossene Gruppe, wie etwa eine Schulklasse. Sie verzichteten auf eine Rechtfertigung; sie standen da, schauten einander verständnisvoll an und grinsten ein wenig, in Erinnerung an das gemeinsame Vergnügen, verbotene Früchte gegessen zu haben.

Die Baugruppe liefert ein weiteres Beispiel der plötzlichen Entwicklung eines vorübergehenden Zusammenhalts durch die Ersetzung des offiziellen Gruppenszwecks durch einen anderen.

Als eines Tages 5 oder 6 Mitglieder der Baugruppe erst um 11 Uhr statt um 9 Uhr 30 zur Arbeit kamen, wurden ihnen die üblichen Essenbons verweigert. Die anderen Mitglieder, die bereits am Bau des Schlachthauses tätig waren, wußten nichts von diesem Vorfall. Plötzlich sahen sie jedoch eine kleine Gruppe von Männern herannahen; sie hatten die Hände in den Hosentaschen und zeigten jene entschlossene Haltung, die Arbeiter im allgemeinen einnehmen, wenn sie sich zum Streiken entschlossen haben. Eine unbehagliche Stimmung machte sich breit; Stimmen wurden plötzlich sehr leise; zwei

oder drei von den Männern, die bereits arbeiteten, begannen miteinander zu flüstern; sie wußten nicht, ob sie sich diesem „Streik“ anschließen sollten. Die Haltung dieser Gruppe von Zuspätkommenden drückte den Geist dieser Gruppe auf eine derart prägnante Weise aus, wie sie im S.P.S. noch selten beobachtet werden konnte.

Die Schneider wiederum sind eine der Gruppen ohne jede soziale Kohäsion. Der Gruppenleiter entschloß sich zur Übernahme der Funktion erst, nachdem alle anderen gefragt worden waren und abgelehnt hatten. Die Aufgabe reizt ihn überhaupt nicht und er hält sie dadurch für erledigt, daß er sich hat wählen lassen. An den Treffen der übrigen Gruppenleiter nimmt er nicht teil, da er gegen „nutzloses Gerede“ ist. In dieser Abteilung arbeitet jedes Mitglied unabhängig von den anderen an seiner eigenen Maschine. Die beiden Instruktoren, ein Mann und eine Frau, arbeiten selbst sehr hart, so hart, daß ihnen keine Zeit übrigbleibt, um am Gruppenleben teilzunehmen oder es zu beeinflussen, von der Einleitung neuartiger Entwicklungen ganz zu schweigen. Die Abteilung empfängt eine große Anzahl von Besuchern, also Mitglieder, die ihre eigene Gruppe für eine halbe Stunde oder länger verlassen haben, um in der Brauerei umherzugehen und mit anderen zu reden. Die Schneiderei scheint sie besonders anzuziehen; dort wurden eines Morgens 18 Besucher dieses Typs gezählt. Einer der Gründe mag in der sympathischen Art der Instruktorin liegen. Diese Besuche hindern allerdings die Gruppe bei der Entwicklung gemeinsamer Bindungen; angesichts des ständigen Kommens und Gehens von Außenstehenden gibt es dazu weniger Gelegenheit.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß regelmäßiger face-to-face-Kontakt die Entwicklung von sozialer Kohäsion und eines Gemeinschaftsgefühls der Gruppe begünstigt, aber nicht unausweichlich herbeiführt; auch wenn Gruppen absichtlich so angelegt sind, kann die Entwicklung eines echten Zusammenhalts ausbleiben. Es bedarf zumindest eines Integrationsfaktors; einige von ihnen wurden im Vorhergehenden dargestellt.

Es gibt eine Gruppe innerhalb des Programms, die Büroangestellten, die hohe Kohäsion aufweist und auf den ersten Blick für eine Gruppe mit einer ähnlichen Entwicklung, wie sie in den anderen Abteilungen zu finden ist, gehalten werden könnte, vor allem aufgrund der häufigen face-to-face-Kontakte unter den Mitgliedern. Genauerer Beobachtung läßt jedoch erkennen, daß ein anderer Faktor für den Zusammenhalt dieser Gruppe verantwortlich ist; dieser hat mit der speziellen Funk-

tion der Gruppe innerhalb des Gesamtprogramms zu tun. Die äußeren Anzeichen sozialer Kohäsion sind die Folgen. Die Gruppe sitzt nicht nur – wie die anderen Gruppen – in der Kantine beisammen, sondern es ist den Mitgliedern auch gelungen, einen eigenen kleinen Tisch zu beschaffen, den sie anstelle der großen Tische benutzen. Sie sind allesamt besser angezogen als die anderen Mitglieder, da sie keine körperliche Arbeit zu verrichten haben, und ihre Hände sind immer sauber. Wenn man mit ihnen spricht, hört man beständig Dinge wie „Wir von der Bürogruppe“. Sie sind stolz darauf, daß sie „wissen, was im Programm vor sich geht“; sie kennen die wöchentlichen Abrechnungen jedes Mitglieds, sie wissen, wer seine Rechnung regelmäßig bezahlt und wer nicht, sie wissen persönliche Einzelheiten über jedes Mitglied, und sie können leicht herausfinden – wenn sie wollen – wer mehr verbraucht, als es den Bedürfnissen seines Haushalts entspricht. Dieses Wissen gibt ihnen ein Gefühl der Überlegenheit, das durch den Prozeß, in dem sie ausgewählt wurden, noch verstärkt wird. Für diese Stellen wählen die Organisatoren Leute aus, die mit Zahlen umgehen können. Wird jemand eingeladen, Mitglied der Bürogruppe zu werden, dann wird meist hervorgehoben, daß man von seiner Intelligenz eine hohe Meinung hat. Höchstwahrscheinlich bestärkt diese Einschätzung durch die Organisatoren auch bereits von den Mitgliedern vorgenommene Bewertungen, die in ihrer eigenen Schulzeit die Überbewertung formaler intellektueller Leistungen kennengelernt und internalisiert haben. Die „Überlegenheit“ dieser Gruppe wird übrigens auch von den anderen Mitgliedern anerkannt, wie aus gelegentlichen Bemerkungen deutlich hervorgeht.

Die Mitglieder der Bürogruppe genießen also ein hohes Prestige, für das sie allerdings in anderen Bereichen zu zahlen haben. Dies trat durch ein sehr bedeutsames Ereignis klar zutage:

Eines Tages, als ich in der Tischlerei zu tun hatte, kam ein Mitglied der Bürogruppe ins Zimmer. Gemächlich inspizierte er die einzelnen Werkzeuge; mit neiderfüllten Augen sah er den Tischlern bei der Arbeit zu. Dann begann er zu reden: „Das ist der beste Job in der ganzen Brauerei“. „Warum arbeitest du dann nicht hier?“, wurde er gefragt. „Nun, als ich dem Programm beigetreten bin, wollte ich in die Tischlerei, aber die Organisatoren haben mich in die Bürogruppe gesteckt, weil ich intelligent genug bin, diese Art von Arbeit zu tun.“ Und auf die Frage „Aber warum wechselst du jetzt nicht, wenn es dir soviel besser gefällt?“ antwortete er: „Ich habe mich jetzt an die Büroarbeit gewöhnt; und die anderen würden vielleicht denken, es wäre ein Schritt zurück, würde ich jetzt wechseln.“

Hier wird das Opfer, das im Austausch für ein höheres Sozialprestige

erbracht werden muß, deutlich – sie verzichten auf die Freude an manueller Arbeit. Die kleine Episode illustriert die wechselseitige Einstellung der manuellen und nicht-manuellen Arbeiter; die manuellen Arbeiter haben im allgemeinen eine höhere Arbeitszufriedenheit, aber sie beneiden die nicht-manuellen Arbeiter um ihr Sozialprestige; dies erzeugt bei ihnen eine Art Minderwertigkeitsgefühl. Die nicht-manuellen Arbeiter sind wiederum von Neid erfüllt, weil ihnen die Befriedigung, die sie aus manueller Arbeit ziehen könnten, abgeht. Um ihr Gefühl der Unzufriedenheit zu kompensieren, betonen sie ihre soziale Stellung auf eine so übertriebene Weise, daß sich die Kluft zwischen den beiden Typen von Arbeitern noch weiter auftut. Diese Konfliktsituation wäre offensichtlich dadurch zu bereinigen, daß man „geborene“ Büromenschen findet, Leute, die aus der Erstellung von Abrechnungen und dergleichen Befriedigung ziehen, statt aus den Nebenvorteilen der Bürotätigkeit. Im Eastern Valley scheinen solche Menschen selten zu sein, besonders unter Männern, die jahrelang Bergarbeiter waren.

Die Kluft zwischen der Bürogruppe und den übrigen Mitgliedern ist ein kleines Beispiel für die Probleme, die aus der Entstehung einer Bürokratie erwachsen, die aufgrund ihrer besonderen sozialen Funktion stets dazu tendiert, eine eigene soziale Klasse auszuformen. Es gibt innerhalb des Programms auch Anzeichen dafür, daß seine Mini-Bürokratie danach strebt, ihren Einfluß und ihre Macht zu vergrößern, wiederum eine Folge der zunehmenden Bedeutung ihrer Funktionen im Gesamtprogramm<sup>9</sup>.

Diese „Klassenhaltung“ der Bürogruppe im S.P.S. ist jedoch weniger ausgeprägt als das Klassenbewußtsein der Organisatoren und der Instruktoren als Gruppe; denn diese haben nicht nur offizielle Positionen im Programm inne, sondern verbinden damit auch eindeutige wirtschaftliche Vorteile. Die Instruktoren – gelernte Arbeitskräfte, die sich auf ihren Job verstehen – beziehen normale kollektivvertragliche Löhne und sind damit in einer wirtschaftlichen Lage, die sich von jener der Mitglieder recht deutlich unterscheidet. Im allgemeinen werden sie wegen ihrer überlegenen Fähigkeiten und ihres größeren Wissens über den Produktionsprozeß respektiert. Diese respektvolle Haltung ist mit Neid und Eifersucht vermischt, einerseits, weil es ihnen besser geht als den Mitgliedern, andererseits wegen ihrer Einstellung. Obwohl sie in Hinblick auf ihre sozialen Eigenschaften ausgewählt werden, haben sich

---

<sup>9</sup> Man vergleiche die neueren „bürokratischen“ Entwicklungen in der UdSSR.

einige von ihnen einen Handwerkerstolz bewahrt (der bei vielen anderen Männern mit demselben handwerklichen Hintergrund vermutlich noch viel deutlicher hervorgetreten wäre), der sie daran hindert, ihr Wissen den Mitgliedern mitzuteilen. Diese Haltung scheint jedoch weniger ausgeprägt zu sein, als von vielen Mitgliedern behauptet wird. Immer wieder teilen einem die Mitglieder – vertraulich – mit, daß der Instruktor um seine Arbeitsstelle bangt und daher mit seinem Wissen hinter dem Berg hält.

„Würden wir alles lernen, was er weiß, dann wäre er überflüssig; Sie verstehen?“

Wenn diese Erwägung – zumindest auf der bewußten Ebene – für das Denken der Instruktoren auch eine äußerst unwichtige Rolle spielt, so besteht der Gegensatz zwischen ihrer wirtschaftlichen Situation und ihren wirtschaftlichen Interessen und der Stellung der gewöhnlichen Mitglieder doch sehr wohl; dadurch werden die Instruktoren zu einer eigenen Gruppe, die allerdings keine formale Organisation hat. Was an sozialer Kohäsion zwischen den Instruktoren besteht, wird in informellen Besprechungen untereinander und bei Beratungen zwischen ihnen und den Organisatoren entwickelt.

Da ihre Überlegenheit in der Arbeit eine Überlegenheit in der gesellschaftlichen Sphäre mit sich bringt, ist ihr Urteil und Verhalten manchmal weit wichtiger für die Gruppe als das jedes anderen Mitglieds, auch des Gruppenleiters. Ihre Autorität ist keineswegs auf den Arbeitsprozeß beschränkt; dies wird durch viele kleine Vorfälle belegt:

Einen Tag vor Weihnachten erhielten zwei der Gruppenleiter Kinderbekleidung, um sie an die Gruppenmitglieder zu verteilen. Dies ging sicherlich den Instruktor überhaupt nichts an; dennoch wandten sich die Gruppenleiter in beiden Fällen sofort an den Instruktor und holten seine Meinung über die beste Vorgangsweise der Verteilung ein.

Ein Regionalpolitiker erschien eines Tages, um sich mit den Mitgliedern einer der Gruppen zu unterhalten. Obwohl er eingeladen worden war, um die Beziehung zwischen dem Programm und der Gewerkschaftsbewegung zu diskutieren, zog der Gruppenleiter sofort den Instruktor zur Diskussion bei.

So nimmt der Instruktor oft die eigentlich dem Gruppenleiter zugedachte Position ein. Erfahrungen mit dem Betriebssystem in vielen Ländern haben gezeigt, daß Arbeiter im allgemeinen einen Mann zu ihrem Vertreter wählen, der sich durch berufliches Wissen und Geschicklichkeit auszeichnet. Im S.P.S. verfügt nur der Instruktor über

diese Qualifikationen. Allerdings bringt seine wirtschaftliche Stellung Schwierigkeiten mit sich, die der Herausbildung einer einfachen Gefolgschaftsbeziehung zwischen ihm und den Mitgliedern im Wege stehen.

Hin und wieder wird auf die Existenz bezahlter Instrukto­ren mit offener Kritik und Verärgerung reagiert:

„Es sollte keine bezahlten Arbeiter geben, es ist gegen den Geist des Programms“, war der mehrfach wiederholte Kommentar eines Mitglieds.

Andererseits haben einige der aktiveren Mitglieder offene oder versteckte Ambitionen, selbst zu bezahlten Kräften aufzusteigen. Sie möchten der eigenen Klasse „vertikal entfliehen“<sup>10</sup>. Bei jenen, die keine Lösung für die Probleme ihrer Klasse sehen können, ist es eine weitverbreitete Reaktion, in eine privilegiere Klasse aufsteigen zu wollen – in diesem Fall in die Gruppe der bezahlten Instrukto­ren. Daß es im Rahmen des S.P.S. unmöglich ist, eine Hebung des zukünftigen Lebensstandards zu erreichen, stellt hier einen weiteren wichtigen Faktor dar.

Keine Untersuchung des Gruppensystems im S.P.S. kann die Gruppe der Organisatoren übergehen. Diese Gruppe ist klein und formal nicht organisiert. Ihre soziale Kohäsion hängt einerseits vom engen face-to-face-Kontakt ihrer Mitglieder ab, andererseits von den zahlreichen Gemeinsamkeiten der Erziehung, der Herkunft und der sozialen Perspektive. Ihre Stellung im Programm ist selbstverständlich von über­ragender Bedeutung. Bei ihr liegt die Verantwortung und endgültige Entscheidung in jeder einzelnen wichtigen Angelegenheit, von ihr gehen alle Initiativen bezüglich neuer Aktivitäten aus. Ihre Mitglieder sind wesentlich besser ausgebildet als die übrigen Teilnehmer des Programms, und sie haben ein weit höheres wirtschaftliches und kulturelles Niveau erreicht. Diese Unterschiede in Funktion und Niveau werden von den Mitgliedern wahrgenommen und führen zu mehr oder weniger bewußten Ressentiments.

Auf Seiten der Organisatoren besteht der aufrichtige Wunsch die Klassenunterschiede zwischen sich und den Arbeitslosen abzubauen; in dieser Richtung werden auch echte Anstrengungen unternommen. Vorzugeben, daß diese Distinktionen nicht mehr weiterbeständen, wäre jedoch einigermaßen weltfremd; in der Tat bestehen nur sehr geringe

---

<sup>10</sup> Ein von Henrik de Man, *Die sozialistische Idee*, Jena 1933, geprägter Ausdruck zur Beschreibung der Einstellung von Arbeitern unter normalen industriellen Bedingungen.

Chancen, daß sie innerhalb des S.P.S. überwunden werden könnten. Obwohl sich die soziale Atmosphäre im Programm sicherlich von der eines normalen Industriebetriebes unterscheidet, sind die auf Klassenunterschiede zurückzuführenden Gewohnheiten und Auffassungen doch auf beiden Seiten tief verankert. Unter den Männern kommt dies durch gelegentliche feindselige Bemerkungen zum Ausdruck, deren häufigste ist: „Sie kennen uns nicht, sie sind Außenseiter.“

Somit ergibt die Analyse der Gruppenstruktur im S.P.S. zwei verschiedene Typen: a) Gruppen, deren Zusammensetzung auf ökonomischem Status und sozialer Klasse basiert, die – ganz wie im gewöhnlichen Leben – mit diesen Merkmalen eine besondere zentrale Funktion innerhalb des Programms verbinden; und b) Gruppen von Arbeitern, die sich durch die Mannigfaltigkeit ihrer inneren Struktur auszeichnen.

Nachdem sie für das Leben ihrer Mitglieder keine lebenswichtige wirtschaftliche Bedeutung haben, bilden sie das Bild von Gruppen, die Klubs, Vereinen und anderen Freizeitorganisationen ähneln. Der besondere Charakter jeder Gruppe ist vor allem durch die führende Persönlichkeit geprägt. Ob sie eine gemeinsame Perspektive im Rahmen der Ideen des S.P.S. einzunehmen versuchen, ist mehr oder weniger dem Zufall überlassen; es hängt davon ab, ob der Anführer hinreichendes Interesse am Programm hat und die Mitglieder seiner Gruppe in diesem Sinn beeinflußt.

Daß sich diese beiden Typen in der Organisation des Programms identifizieren lassen, ist kein bloßer Zufall; tatsächlich sind sie einander komplementär. Die erste Gruppe übt Macht und Verantwortung aus, obwohl es an einer ausgeprägten ökonomischen Kontrolle über das Leben der Mitglieder fehlt. Wäre das Gegenteil der Fall, dann würden sich die Mitglieder vermutlich zum Schutz gegen die überlegene Gruppe organisieren. So aber verspüren sie keinen besonderen Druck, weshalb ihre Gruppenorganisation die beschriebene lockere „Freizeit“-Form annehmen kann.

Die Leitung des gesamten S.P.S. stellt sich als ein Problem besonderer Art dar, wenn man die Vielfalt der Gruppen innerhalb des Programms bedenkt. Bis jetzt wurde noch kein Versuch unternommen, diese zu koordinieren. Ob ein solcher Versuch gelingen könnte, ist angesichts der mangelnden wirtschaftlichen Bedeutung der bestehenden Gruppen zweifelhaft.

Ein summarischer Vergleich zwischen dem Gruppensystem des S.P.S. und dem sowjetischen Wirtschaftssystem mag abschließend nicht un-

interessant sein. Im Prinzip untersteht jede Fabrik in der UdSSR der gemeinsamen Kontrolle von drei Typen von Leitern: des Experten, der für den technischen Ablauf verantwortlich ist; des gewählten Vertreters der Arbeiter, der deren Anliegen vorbringt; und des Delegierten der kommunistischen Partei, der über die Einhaltung kommunistischer Prinzipien beim Betrieb des Unternehmens wacht. Die Beziehung zwischen diesen drei Typen ist in Rahmen des russischen Systems von großer Bedeutung. Der Parteimann kommt an oberster Stelle, gefolgt vom Arbeitervertreter und schließlich vom Experten. Es wurden allerdings in Rußland keine empirischen Studien durchgeführt, die zeigen hätten können, wie diese Hierarchie in der Praxis funktioniert und wie sehr ihr Funktionieren im Einzelfall von der Persönlichkeit der betreffenden Akteure abhängt.

Im S.P.S. entspricht der Instruktor dem russischen Experten und der Gruppenleiter dem Arbeitervertreter. Wie bereits bemerkt, gibt es in der Organisation des S.P.S. keine gesonderte Funktion, die jener des Parteimannes entspricht. Es scheint, daß alle drei Funktionen für den Betrieb eines ideologisch inspirierten industriellen Unternehmens wichtig sind.

#### ARBEITSANREIZE

Im gewöhnlichen industriellen Leben, und besonders dort, wo ein Industriezweig vorherrscht, übt die Arbeit einen zentralen und grundlegenden Einfluß auf alle Aspekte des Lebens aus. Wie dieser Einfluß sich im Eastern Valley bemerkbar macht, wurde im ersten Kapitel beschrieben. Das Wissen, daß alles – alle persönlichen und sozialen Angelegenheiten, alle guten und schlechten Erfahrungen – mit der Hauptbeschäftigung zu tun hatte, schuf eine komplexe soziale Atmosphäre, in der der Arbeitsrhythmus durch alle Lebensbereiche pulsierte. Diese von bewußten und unbewußten Kräften durchwebte Atmosphäre lieferte selbst gleichsam den Hauptanreiz zur Arbeit; und ihre Wirkung war so stark, daß sich ihr kaum jemand durch den Abgang in eine andere Arbeitsumgebung zu entziehen versuchte.

Die abstrakte Analyse kann selbstverständlich in dieser vielschichtigen Atmosphäre verschiedene Arbeitsanreize isolieren. In dieser Isolation neigen sie jedoch dazu, anders auszusehen, als wenn sie in ihrem

sozialen Kontext eingebettet verbleiben. Für den vorliegenden Zweck können dennoch drei Anreize von sehr ausgeprägtem Charakter unterschieden werden: wirtschaftliche, soziale und technische Anreize. Die Beziehung zwischen ihnen ist sehr eng; doch sind sie im gewöhnlichen industriellen Leben einander nicht gleichgeordnet, da der ökonomische Anreiz von primärer Bedeutung ist.

Es scheint klar, daß im Zuge des wirtschaftlichen Niedergangs des Eastern Valley die Arbeitsatmosphäre einem Wandel unterworfen war; dies wurde durch Unterhaltungen mit Arbeitern, die die Perioden großer Prosperität erlebt hatten, immer wieder deutlich nahegelegt. Während in der Aufschwungsphase der wichtigste Faktor die Lust am Geldverdienen war – das einen höheren Lebensstandard, mehr soziale Aktivitäten und mehr Abwechslungsreichtum im Freizeitvergnügen mit sich brachte – rückte in der Rezession der wirtschaftliche Druck und die beständige Drohung des Arbeitsverlusts ins Zentrum. In solchen Zeiten erzeugten permanente Zukunftsängste eine deprimierte soziale Atmosphäre, veränderten allerdings die hauptsächlichen Arbeitsanreize nur insoweit, als die ökonomischen Dimension überbetont wurde.

In guten wie in schlechten Zeiten stand die Höhe des Einkommens im Vordergrund; und zwar in einem solchen Ausmaß, daß Arbeitslust oder Arbeitsleid als Anreiz oder Hindernis von durchaus zweitrangiger Bedeutung waren.

Eine derartige soziale Atmosphäre stellt einen völligen Kontrast zu der durch die Arbeitssituation im S.P.S. herausgebildeten dar. Die Beschäftigung in diesem Rahmen ist nicht die wirtschaftliche Lebensgrundlage der Mitglieder; diese wird weiterhin von der Arbeitslosenunterstützung beigestellt, die sie unabhängig davon erhalten, ob sie am S.P.S. teilnehmen oder nicht. Daher hat der Austritt aus dem Programm für sie keine lebenswichtige Bedeutung.

Dies ist der entscheidende Unterschied zwischen dem S.P.S. und anderen Arbeitsprogrammen für die Beschäftigungslosen, bei denen der Einzelne mit den Ergebnissen seiner eigenen Bemühungen steht oder fällt. Ein Vergleich zwischen dem S.P.S. und z.B. den Ansiedlungen in Palästina würde sofort zeigen, daß in den letzteren das Problem wirksamer Arbeitsanreize nicht existiert. Das soll nicht heißen, daß ein derartiger Vergleich, der unweigerlich zum Nachteil des S.P.S. ausfallen muß, fair oder vernünftig wäre. Darüber hinaus werden im Fall der palästinensischen Siedlungen die üblichen Arbeitsanreize durch eine gemeinsame „Ideologie“ bestärkt. Es wurde bereits gezeigt, daß keine klare

und festumrissene Ideologie des S.P.S., die denselben Zweck erfüllen könnte, bisher den Mitgliedern vermittelt wurde.

Das Sozialklima des S.P.S. ist daher primär keine Arbeitsatmosphäre. Dies erklärt die Tatsache, warum die Mehrheit der Mitglieder über ihre Tätigkeiten nicht wie über eine Arbeit spricht und denkt, sondern eher wie über ein Hobby oder über eine Freizeitbetätigung. Nicht nur liefert das Programm keine wirtschaftliche Lebensgrundlage, sondern es versagt den Mitgliedern auch ein Maß ihres Wertes für die Gemeinschaft, da zwischen dem von den Mitgliedern erzielten Nutzen und ihrer Arbeitsleistung kein Zusammenhang besteht. Es gibt darüber hinaus keine wirksame Kontrolle der Anstrengungen des Einzelnen, die ihm oder seinen Arbeitskollegen bewußt wäre. Es gibt keine Bewertung der Arbeiter als gut, schlecht oder mittelmäßig; es gibt keinen Vorgesetzten oder Manager, dessen Bewertungen in gewissem Ausmaß an die Stelle einer monetären Skala treten könnten. Der Einzelne kann auch nicht hoffen, seine Stellung durch härtere oder sorgfältigere Arbeit zu verbessern. So sind all diese offensichtlichen und externen Faktoren, die in gewöhnlichen Beschäftigungsverhältnissen Arbeitsanreize darstellen, eliminiert. Wenigstens hat diese Situation einen großen Vorzug; sie schafft Raum für die Entstehung weniger plumper und äußerlicher Anreize und gestattet daher eine Untersuchung, ob es solche Anreize für Männer gibt, deren Lebenserfahrung in der industriellen Welt und dann in mehrjähriger Arbeitslosigkeit gesammelt wurde; oder ob solche Anreize zumindest entwickelt werden könnten.

Vom Standpunkt der Organisatoren des Programms ist eine solche Untersuchung recht wichtig, denn sie gingen von der Hypothese aus, daß das Fehlen jeglichen Zwangs einen schöpferischen Arbeitsdrang freisetzen würde, der bisher durch den mechanischen Rhythmus einer vom Profitmotiv in Gang gehaltenen Industriegesellschaft unterdrückt wurde.

Allerdings ruft dieser Mangel an Zwang als erste, wenig überraschende Reaktion Unregelmäßigkeit der Arbeitsanwesenheit hervor. Die wenigen bestehenden Regeln verlangen von den Teilnehmern ein Minimum an Arbeit, ja sie fordern nicht einmal ein bestimmtes Ausmaß an Arbeit, sondern lediglich eine dreißigstündige Anwesenheit pro Woche. Hält jemand diese Regelung nicht ein, dann wird er dennoch genauso behandelt wie die anderen, zumindest für eine ganze Weile. Es wurde erhoben, daß die 183 Männer, die in der Brauerei und in Beili Glas arbeiteten, in einer durchschnittlichen Woche von fünf Tagen und damit

möglichen 915 Arbeitstagen es auf 696 Arbeitstage brachten (76 %); 139 Mitarbeiter, die regelmäßig erschienen, hätten also ebensoviele Arbeitstage eingebracht, wie diese 183 Mitglieder. Während des ganzen Jahres 1937 betrug der Gesamtverlust an Arbeitszeit 21 %.

Allerdings muß der Tatsache Rechnung getragen werden, daß diese Zahlen nicht so ohne weiteres mit jenen über Arbeitsausfälle in der gewöhnlichen Wirtschaft verglichen werden können. Die Mitglieder setzten sich anders zusammen als z. B. die Belegschaft einer Mine; der Anteil älterer Männer, die im Durchschnitt seit sechs Jahren arbeitslos waren und sich im vorgerückten Alter an neue Arbeitsformen gewöhnen mußten, war sehr hoch.

Betrachtet man die Arbeitsintensität jener, die zur Arbeit erscheinen, dann fällt ein Vergleich noch stärker zu Ungunsten der Gesellschaft aus; zum Teil deshalb, weil die Mitglieder ungern ihre volle Arbeitskraft einsetzten, zum Teil auch, weil es nicht immer in jeder Abteilung genug Arbeit für alle gab. Die Angestellten im Laden sagten zum Beispiel, daß ihnen von ihren sechs Arbeitsstunden zwei Stunden blieben, in denen sie nichts zu tun hatten, auch wenn sie all ihre Aufgaben erledigten. Diese zwei Stunden stellten keine einzelne längere Pause dar, sondern waren über den ganzen Arbeitstag verteilt. Diese beständigen Unterbrechungen erzeugten eine Freizeitatmosphäre, die nur schwer überwunden werden konnte, wenn plötzlich Arbeit anfiel. Den Mitgliedern wurde es bald zur lieben Gewohnheit, sich in allem Zeit zu lassen. Auch geringfügige Anlässe reichten daher aus, den Arbeitsrhythmus zu unterbrechen.

Für die Trägheit der Mitglieder ist nicht immer Arbeitsmangel verantwortlich. In vielen Gruppen wäre immer irgendetwas zu erledigen; die Weber z. B. könnten unabhängig von irgendwelchen äußeren Faktoren stetig weiterarbeiten. Die Gruppe hat derzeit 9 Mitglieder; der Instruktor, der auf viele Jahre der Erfahrung in normalen Industriebetrieben zurückblickt, schätzt, daß er mit zwei bezahlten Kräften dasselbe Resultat erzielen könnte, wie er es mit Hilfe der 9 S.P.S.-Mitglieder erreicht. Da es in seiner Gruppe einige Männer gibt, die jung genug sind, vollen Nutzen aus der ihnen gewährten Ausbildung zu ziehen, muß irgendein anderer Faktor für diese mangelnde Arbeitsintensität verantwortlich sein.

Dies gilt auch für die Gruppe, die das Schlachthaus baut. Dort arbeiten zwölf Männer unter der Aufsicht von zwei bezahlten Maurern. Der

Instruktor vertritt die Meinung, daß er die 12 Mitglieder ohne weiteres durch zwei bezahlte Arbeiter ersetzen könnte.

Andere Gruppen vermitteln jedoch einen anderen Eindruck – sie arbeiten sehr intensiv. Die Bäcker etwa verschieben manchmal freiwillig ihre Mittagspause, wenn noch Teig geknetet werden muß oder sich noch Brot im Ofen befindet. Anscheinend wirkt das Wissen, daß der Teig ansonsten verderben oder das Brot verbrennen würde, wenn nicht die richtigen Arbeitsschritte zur richtigen Zeit gesetzt würden, als Anreiz. Die Arbeit in der Bäckerei verlangt, in anderen Worten, eine genaue und stetige Anpassung zwischen mechanischen Prozessen und menschlichen Bemühungen, und die Folgen mangelnder Anpassung machen sich sofort bemerkbar. Derartige Arbeit dürfte großen Druck auf Individuen ausüben, sich in der erforderlichen Weise anzupassen.

Dieser Anreiz ist jedoch viel mechanischer als der von den Organisatoren angestrebte kreative Drang; hier wird nicht individuelle Neigung wirksam, sondern der Rhythmus der Arbeit. Jedenfalls ist die Arbeitsintensität im S.P.S. dort, wo es solche Formen der Arbeit gibt, höher als in Abteilung mit anderen Bedingungen. Bemerkenswerterweise scheint diese Art von Zwang nicht nur die Intensität der Anstrengungen zu vergrößern, sondern auch die Freude an der Arbeit.

Im Rahmen der vorliegenden Untersuchung ist keine Entscheidung darüber möglich, ob dieses Ergebnis auf eine allgemeine menschliche Einstellung oder auf langjährige Einübung in die Normen der Industriegesellschaft zurückzuführen ist, da alle Mitglieder des S.P.S. industrielle Erfahrung haben und keine Kontrollfälle gefunden werden können, bei denen dieser Faktor fehlte. Es kann lediglich festgehalten werden, daß immer wieder beobachtet werden konnte, daß ein vorgegebener mechanischer Rhythmus einen externen Druck ausübt, der zum wirksamen Arbeitsanreiz wird.

Eine Art von Arbeit, die im allgemeinen nur mit Widerwillen und ohne jede Begeisterung ausgeführt wurde, war das Abwaschen nach dem Mittagessen. Einmal jedoch, wenn man den Berichten derer, die dabeigewesen waren, trauen kann, wurde es zu einer faszinierenden und lustbetonten Tätigkeit. Dies geschah als Folge der Anwendung eines mechanischen Rhythmus auf die Tätigkeit und begab sich anlässlich der großen Jahresfeier für alle Mitglieder und ihre Familien. Sechshundert Personen mußten verköstigt werden, und das ganze Geschirr mußte binnen 40 Minuten gewaschen und verstaut werden, um Platz für den anschließenden Tanz zu schaffen. Die Operation war sorgfältig geplant

worden, jeder hatte seinen Platz und wußte, was er zu tun hatte. Die Arbeit wurde mit einer Geschwindigkeit erledigt, die denen, die an das normale Arbeitstempo gewöhnt waren, unglaublich erschien, und alle hatten an dieser Phase intensiver Arbeit großes Vergnügen.

Es gibt zweifellos außergewöhnliche Situationen und Notfälle, in denen sich jedermann willig einem Arbeitsrhythmus unterordnet, der von externen Faktoren bestimmt wird. Diese sind jedoch vergleichsweise selten, und es gibt nur wenige Arten von Arbeit, die einen ähnlich überzeugenden oder zwingenden Rhythmus aufweisen wie jene in der Bäckerei. Der Stoff verdirbt nicht, wenn der Weber eine Zigarettenpause einlegt; jeder Webstuhl hat seinen eigenen Anschluß an den Elektromotor und kann vom Weber nach Belieben gestartet und gestoppt werden, dem also die Entscheidung darüber überlassen bleibt, ob er stetig arbeitet oder nicht.

In der Ziegelei arbeiten die Mitglieder paarweise an handbetriebenen Maschinen. Jedes Paar bestimmt sein eigenes Arbeitstempo. Ein weiterer Faktor, der der Arbeitsintensität zugrundeliegt, zeigte sich im Verhalten eines der Ziegeleiarbeiter.

Er war 36 Jahre und gesund und kräftig. Am ersten Tag an der Ziegelmaschine hielt er seine Arbeitskollegen mit den bereits zitierten Worten zurück: „Nicht so schnell! Wir kriegen auch kein besseres Mittagessen, wenn wir mehr machen“. Die Arbeit bedeutete für ihn kaum mehr, als eine Methode, die Langeweile des Herumstehens abzuwenden. – Einige Tage später veranlaßte ihn ein unbedeutendes Ereignis, die Anzahl der von ihm während des Tages hergestellten Ziegel zu zählen. Am nächsten Tag zählte er wieder nach, und entdeckte, daß er in drei Stunden soviel produziert hatte wie am Vortag in fünf Stunden. Die jeden Tag hergestellten Ziegel zu zählen, wurde für ihn ein Spiel. Nach einer Woche war das Ergebnis 520 Ziegel in drei Stunden; vorher waren es ungefähr 200 pro Tag gewesen. Dieses ganz einfache Verfahren steigerte seine Arbeitsintensität beträchtlich; er hatte einen Maßstab gefunden, den er an seine Leistungen anlegen konnte.

Solche mechanischen äußeren Unterstützungen dürften für jene entbehrlich sein, die ein echtes Interesse an einer bestimmten Arbeit haben. Dies ist jedoch nur bei wenigen der Mitglieder der Fall; die anderen hängen von irgendwelchen äußeren Faktoren ab, die zum Nachteil für die Effizienz des Programms nicht in allen Abteilungen gegeben sind.

In der Marienthal-Studie<sup>11</sup>. hatte es sich herausgestellt, daß die den Arbeitslosen unbegrenzt zur Verfügung stehende Freizeit sie daran hin-

---

<sup>11</sup> *Die Arbeitslosen von Marienthal*, op. cit.

derte, davon in irgendeiner Weise Gebrauch zu machen. Das Verhalten des Ziegelarbeiters legt nahe, daß auch ein unbegrenztes Ausmaß von Arbeit dieselbe Schwierigkeit aufwirft, wenn nicht irgendein Organisationsprinzip hinzutritt.

Hierin liegt die Bedeutung eines geplanten Produktionssystems, die über die allgemeine wirtschaftliche Bedeutung eines Planes in einem großangelegten sozialen Experiment hinausgeht. Ein solcher Plan liefert die Organisationsbasis der Arbeit; er legt begrenzte Ziele fest, die innerhalb einer bestimmten Zeit zu erreichen sind, gibt allen Bemühungen eine Richtung und ermöglicht die Befriedigung, die sich aus der sukzessiven Erledigung der einzelnen Aufgaben ziehen läßt. Ein Plan hat tatsächlich zwei wichtige soziale und individuelle Funktionen: Er prägt der Arbeit einen bestimmten Rhythmus auf und er kann das System, einen Menschen nach der Höhe seines Einkommens zu bewerten, durch ein Bewertungsverfahren ersetzen, das auf der Erfüllung eines Plans<sup>12</sup> basiert. Es sollte kaum Zweifel daran geben, daß die Ausarbeitung eines Plans für die einzelnen Abteilungen des S.P.S. zu einer allgemeinen Steigerung der Arbeitsintensität führen würde.

Es hat sich als unmöglich herausgestellt, das Ausmaß der von einzelnen Mitgliedern des Programms eingebrachten Arbeit genau zu messen, da die individuelle Leistung keine brauchbare Vergleichsbasis abgibt, solange nicht Alter und körperliche Verfassung in Rechnung gestellt werden. Die erbrachte Leistung kann dieselbe sein, ob sich ein Siebzigjähriger nach Leibeskräften bemüht oder ob ein Dreißigjähriger sehr gemächlich arbeitet. Um in einzelnen Fällen die Arbeitsintensität zu schätzen, wurden daher in den einzelnen Abteilungen zumindest eine Woche hindurch Beobachtungen angestellt; dies wurde durch Einschätzungen der Instruktoren und manchmal auch der Organisatoren ergänzt.

Die Beobachtungen sollten feststellen, ob ein Mitglied a) ziemlich intensiv und regelmäßig arbeitete, oder b) hinter seinen Fähigkeiten merkbar zurückblieb, oder c) praktisch gar nichts tat. In jedem Fall wurden Alter und körperliche Verfassung berücksichtigt. Diese Klassifikation ergibt für 110 Mitglieder folgende Tabelle:

---

<sup>12</sup> Daß die Planung der Produktion vom wirtschaftlichen als auch vom psychologischen Standpunkt von zentraler Bedeutung ist, ist von den Russen klar erfaßt worden.

Tabelle 27

Arbeitsintensität	Anzahl d. Mitglieder	%
(a)	56	51
(b)	37	34
(c)	17	15
	110	100

Es scheint also, daß fast 50 % der Mitglieder weniger leisten, als sie könnten, oder praktisch nichts tun. Man würde vermuten, daß diese Arbeitsintensität mit der individuellen Einstellung gegenüber dem S.P.S. zusammenhängt; diese wiederum hängt, wie wir gezeigt haben, vom Lebensstadium des einzelnen Mitglieds ab. Daher ist die Beziehung zwischen dem Alter der Mitglieder und den drei Intensitätsgraden von Interesse. Diese Verteilung sieht wie folgt aus:

Tabelle 28

Arbeitsintensität	bis 45 Jahre		über 45 Jahre	
	Anzahl	%	Anzahl	%
(a)	29	48	27	54
(b)	20	33	16	32
(c)	11	19	7	14
	60	100	50	100

Diese Beziehung zwischen Arbeitseinstellung und Lebensstadium wird bestätigt durch den Zusammenhang zwischen dem Alter der Mitglieder und ihrer Anwesenheit. Wir haben bereits gesehen (cf. oben, Tabelle 24), daß die jüngeren Mitglieder weniger regelmäßig zur Arbeit erschienen.

Die Arbeitsintensität hängt nicht nur vom Arbeitsrhythmus und vom Alter ab, sondern auch davon, wie anziehend jemand eine bestimmte Tätigkeit findet. Wir können von der Annahme ausgehen, daß jeder einigermaßen gesunde Mensch, der eine freie Entscheidung treffen kann, eine Art von Arbeit finden könnte, die ihn hinreichend interessiert, um

zum Zentrum seines Lebens zu werden. Das S.P.S. wäre im Prinzip in der Lage, seinen Mitgliedern einzigartige Gelegenheiten zur Ausübung einer derartigen Wahlfreiheit zu bieten, in den meisten Fällen zum ersten Mal in ihrem Leben, denn im allgemeinen sind im Eastern Valley Vierzehnjährige ohne Arbeitserfahrung gezwungen, die erstbeste Arbeit anzunehmen; später läßt es die wirtschaftliche Situation des Einzelnen kaum jemals zu, daß eine neue Wahl getroffen wird – man nimmt, was man kriegen kann. Die Mädchen und Jungen in der obersten Klasse der Schule in Blaenavon wurden gefragt, welchen Beruf sie gerne hätten, und warum. Ihre Berufswahlmotive sind in der folgenden Tabelle zusammengefaßt:

*Tabelle 29*

	Anzahl	%
Interesse an der Arbeit (technisch)	21	54
Sozialprestige der Arbeit	8	20
Wirtschaftliche Gründe	10	26
	39	100

(Die Antwort eines Jungen sei erwähnt; auf die Frage nach seinem Berufswunsch antwortete er „arbeitslos“.) So stellt sich die Situation dar, bevor sie mit der Wirklichkeit konfrontiert sind. Sobald sie die Schule verlassen haben, scheint sich das „Interesse an der Arbeit“ zu verflüchtigen, und sie treffen ihre Wahl – wenn sie eine haben – nur mehr unter dem Druck der beiden übrigen Faktoren.

Die dem S.P.S. beitretenden Arbeitlosen sind in einer weit günstigeren Lage als die Schulabgänger; sie haben bereits Erfahrungen mit verschiedenen Arten von Arbeit gesammelt, und sie können im S.P.S. ihre Wünsche besser verwirklichen, da das Programm ihnen eine Wahl zwischen einer Vielfalt verschiedener Tätigkeiten bietet. Dennoch sagten die meisten auf die Frage nach ihren Präferenzen, daß sie bereit wären, jede Arbeit zu tun. Wenn sie doch irgendwelche Wünsche äußerten, dann war dies im allgemeinen auf irgendwelche untergeordneten Motive zurückzuführen; wenn z. B. jemand einer Gruppe beitreten möchte, in der bereits ein Freund arbeitet, oder weil die Gruppe im Freien – oder

nicht im Freien – arbeitet, usw. Einige zogen es vor, eine Arbeit aufzunehmen, die ihnen bereits vertraut war; es war nicht herauszufinden, ob sie zufällig oder aufgrund einer bewußten Wahl zu dieser früheren Erfahrung gekommen waren. Hin und wieder kam es jedoch vor, daß ein Instruktor oder ein Organisator Zeit und Aufmerksamkeit darauf verwendete, einem Mann bei der Wahl einer Tätigkeit behilflich zu sein, die ihn auch persönlich zufriedenstellen konnte. Ein Beispiel, das von Mr. Peter Scott beobachtet wurde, sei erwähnt:

Ein Mitglied einer landwirtschaftlichen Gruppe schien vollkommen apathisch und uninteressiert. Der Instruktor der Gruppe machte es sich zur Aufgabe, für ihn die richtige Art von Arbeit zu finden – lange Zeit ohne Erfolg, obwohl er ihn dazu überredete, zahlreiche verschiedene Tätigkeiten auszuprobieren. Schließlich übertrug er ihm die Aufgabe, die Drähte für die Kletterbohnen anzubringen, und er bemerkte, daß sich der Mann gänzlich an diese Tätigkeit verlor und die Drähte mit liebevoller Sorgfalt und geometrischem Perfektionismus montierte. Von da an arbeitete der Mann mit Hingabe und echtem Interesse im Programm.

Normalerweise gestatten die Bedürfnisse der Organisation keine derart sorgfältige Auswahl; sie würde sich vermutlich dennoch lohnen, da sie dazu beitragen könnte, aus indifferenten Mitgliedern begeisterte zu machen.

Aus dem bereits Gesagten geht deutlich hervor, daß für die Arbeit im S.P.S. weder eine gemeinsame Ideologie noch die Vorliebe für eine bestimmte Art von Tätigkeit im allgemeinen wirksame Arbeitsanreize darstellen; die tatsächlich wirksamen Anreize mußten daher gesondert erhoben werden. Für ungefähr 100 Einzelfälle wurden zahlreiche Informationen gesammelt. In jedem Einzelfall liegt natürlich ein Komplex von Anreizen vor und nicht ein einzelner; man kann sich jedoch einen groben Überblick verschaffen, indem man die bei 107 Individuen beobachteten Anreize zählt. Das Ergebnis<sup>13</sup> lautet:

---

<sup>13</sup> Dieser Berechnung liegt nicht die Anzahl der Männer, sondern die der beobachteten einzelnen Anreize zugrunde; letztere sind zahlreicher, da auf jedes Individuum mehrere Anreize kommen. Die quantitativen Beziehungen, die auf der Anzahl der Individuen basieren, werden bei der Diskussion der drei Gruppen von Faktoren erörtert.

Tabelle 30

	Anzahl	%
Technische Anreize	67	31.7
Soziale Anreize	94	44.9
Wirtschaftliche Anreize	49	23.4
	210	100.0

Bevor wir dieses quantitative Ergebnis evaluieren, müssen wir die drei Typen von Anreiz analysieren.

**Technische Anreize:** Diese entstehen unmittelbar aus dem Arbeitsprozeß oder dem Produkt. Dieser Anreiz zur Arbeit durch die Arbeit selbst kann viele verschiedene Aspekte haben; 60 % der Stichprobe zeigten ein gewisses Interesse an ihrer Arbeit, doch kann dieser Anreiz kaum je von anderen technischen isoliert werden, von den sozialen und wirtschaftlichen ganz zu schweigen. Interesse an der Arbeit ist häufig der Ausdruck von Vergnügen an der Handhabung bestimmter Werkzeuge oder eines Materials. Dies kann jedoch zu einem Interesse an der Verwendung der hergestellten Produkte sublimiert werden. Dieses Interesse am späteren Gebrauch tritt als Arbeitsanreiz nur bei jenen auf, die über einen entwickelten Gemeinschaftssinn verfügen. Er wird häufig nur dann wirksam, wenn der Arbeiter für den eigenen Gebrauch oder den seiner Familie produziert; er kann sich auswirken, wenn der Arbeiter weiß, daß er für einen Bekannten oder jemanden in derselben örtlichen Gemeinschaft produziert. Wird jedoch die Beziehung zwischen Produzenten und Konsumenten anonym, dann kann nur ein Gefühl der Zugehörigkeit zu einem größeren sozialen Ganzen jemanden dazu bringen, sich bei der Arbeit von dem Gedanken leiten zu lassen, daß sein Erzeugnis irgendwo irgendjemandem von Nutzen sein wird.

Bei 30 % der Stichprobe spielte diese Erwägung im Gesamtkomplex ihrer Arbeitsanreize eine Rolle. Der Fall des Schuhmachers, der zuerst die Schuhe der Kinder drannahm und sie besonders gut reparierte, damit die Kinder auf dem Schulweg nicht nasse Füße bekamen, wurde bereits erwähnt. Hier verbindet sich das technische Interesse am Produkt mit einem sozialen Anreiz. Ähnliches war bei den Bäckern festzustellen, in deren Arbeit das Symbol des „täglichen Brotes“ eine wichtige Rolle spielte. Ihre bemerkenswerte Selbstachtung stammt aus dem Wissen,

daß sie ein Qualitätserzeugnis herstellen, das auch – ein eher sozialer Anreiz – stets von jedermann benötigt wurde.

Der letzte technische Arbeitsanreiz wurde bereits in anderem Zusammenhang behandelt; gemeint ist die Organisation des Arbeitsprozesses unter bestimmten, dem Material oder den Maschinen innewohnenden Zwängen. Dieser Faktor übte bei 39 % der Stichprobe seine Wirkung aus, das sind 90 % all jener, die derart organisierte Arbeiten verrichteten.

**Wirtschaftliche Anreize:** Es wurde die Vermutung geäußert, daß wirtschaftliche Anreize sich im gewöhnlichen industriellen Leben als am wirksamsten erweisen. Im S.P.S. können sie nicht in derselben Weise und der gleichen Stärke wirksam werden, da es dort keine Beziehung zwischen Arbeitsleistung und persönlichem Nutzen des Arbeiters gibt. Doch spielen sie innerhalb des Komplexes der Arbeitsanreize dennoch eine Rolle. Der individuelle wirtschaftliche Nutzen, der aus dem S.P.S. gezogen wird, stellt für die Männer einen Arbeitsanreiz dar, zum Teil weil die Idee eines Nutzenzuwachses durch erhöhte Arbeitsintensität für sie eine Art Glaubensartikel darstellt. Manchmal erscheint diese Idee in der Form einer nebelhaften Hoffnung, daß gute Arbeit im S.P.S. dort zu einer bezahlten Stellung führen könnte. Diese Hoffnung kann sich nicht für alle, die sie hegen, erfüllen; dies ist auch allen nur zu klar, doch aus schierer Gewohnheit spielen sie weiterhin mit dieser Idee. Wenn sie schließlich gezwungen sind, diese Hoffnung aufzugeben, bleiben sie noch immer unter dem Einfluß des Anreizes, der sich aus ihrem Anteil an den Erzeugnissen des Programms ergibt. Dieser Anreiz findet sich in der einen oder anderen Form bei 67 % der Stichprobe. Es ist vielleicht ein Anzeichen für seine Wirksamkeit, daß viele der Mitglieder ihre Aktivitäten in genau berechneter Weise derart dosieren, daß sie keine Gefahr laufen, mehr zu tun, als ihrer Meinung nach dem von ihnen aus dem Programm gezogenen Nutzen entspricht.

Es gibt noch eine weitere wirtschaftliche Erwägung, die einen Arbeitsanreiz darstellt: der Wunsch, den Gesamtnutzen aus dem Programm zu erhöhen. Dieser Faktor beeinflußt jene, die wirklich an das S.P.S. und seine ökonomischen Möglichkeiten glauben; er spielte bei 26 % der Stichprobe eine Rolle. Offensichtlich sind hier sowohl soziale als auch rein wirtschaftliche Anreize am Werk.

**Soziale Anreize:** Es ließen sich drei verschiedene Arten von sozialen Arbeitsanreizen im S.P.S. beobachten. Zunächst mag jemand arbeiten, weil er einem Team von Arbeitskameraden angehört und sich von der

Gruppe ausgeschlossen fühlen würde, wenn er nicht arbeitete. Dieser soziale Anreiz ist höchst wirksam, da er den Arbeiter daran hindert, jeder unbedeutenden persönlichen Unpäßlichkeit oder Ablenkung nachzugeben. Wo er in den S.P.S.-Gruppen auftrat, war ein regelmäßigeres Arbeitstempo zu beobachten, als bei für sich allein arbeitenden Individuen. Diese Gruppen knüpfen an die Tradition der Arbeit im Bergwerk an und bringen einen Hauch von Gewerkschaftsatmosphäre in das S.P.S. Sie haben organisierte Arbeitspausen und protestieren vehement, wenn eines der Mitglieder diese nicht einhalten will. Weniger intensiv, aber noch immer mit Nachdruck verwehren sie sich gegen jene, die nicht ihren Anteil an der gemeinsamen Arbeit leisten. Einige Arten von Arbeit, wie etwa das Herstellen von Ziegeln oder die Mauertätigkeit, setzen Kooperation voraus. Jedesmal, wenn sich im Programm die Gelegenheit ergab, Arbeitsteams einzurichten, waren diese, was Geschwindigkeit und Effizienz angeht, einer Anzahl von isoliert arbeitenden Individuen weit überlegen. Bei 34 % der Stichprobe wirkte Teamarbeit als Anreiz, die Arbeit fortzusetzen und der gelegentlich auftauchenden Neigung, nichts zu tun, nicht nachzugeben.

Ein weiterer sozialer Anreiz von möglicherweise großer Wichtigkeit ist eine gemeinsame Ideologie. Es wurde bereits angemerkt, daß dieser Faktor nur bei einer Minderheit der Mitglieder anzutreffen war. Bei 35 % der Stichprobe stellt die gemeinsame Idee des Programms einen Arbeitsanreiz dar. Könnte dieser Prozentsatz verdoppelt werden, würde die Arbeit wohl ganz anders ablaufen. Ein Beweis dafür findet sich im Verhalten einiger S.P.S.-Mitglieder, das während der Phase der Feldforschung beobachtet werden konnte, merkwürdigerweise aber nicht zu den Aktivitäten des S.P.S. gehörte.

In Garndiffaith sollte ein „Gemeinschaftshaus“ gebaut werden. Die Materialien dafür waren von einer Hilfsorganisation zur Verfügung gestellt worden; die Arbeit sollte von vier Beschäftigungslosen verrichtet werden, von denen drei Mitglieder des S.P.S. waren. Obwohl sie aus der Arbeit im S.P.S. einen bestimmten Nutzen zogen und aus dieser Bautätigkeit überhaupt keinen, widmeten sie sich unter vollem Einsatz ihrer Arbeitskraft und Arbeitszeit dem Bau des Klubhauses – sie verwendeten darauf sogar einen Gutteil der Zeit, die eigentlich dem S.P.S. zugestanden wäre. Sie arbeiteten für die Idee.

Es scheint daher, daß der ideologische Anreiz des Programms nicht gleichzeitig mit dem wirtschaftlichen Anreiz wirksam werden kann. Die Arbeiter im Eastern Valley sind offensichtlich bereit, im Dienste von Ideen etwas zu leisten; doch sobald die Frage des persönlichen Nut-

zens auftaucht, verfallen sie wieder in ihre alten Gewohnheiten und beginnen, sich große Sorgen um das Ausmaß des Nutzens zu machen. Freiwillig machen sie alles mögliche; kommt jedoch ein Entgelt ins Spiel, möchten sie selbst beurteilen, wieviel Arbeit dieses Entgelt wert ist.

Der wirksamste soziale Anreiz ist der Wert der Arbeit im S.P.S. als ein Zeitvertreib; ohne diesen wäre das Leben einfach zu eintönig. Bei 71 % der Stichprobe ist der stärkste soziale Anreiz der Wunsch, eine regelmäßige Betätigung zu haben. Dieser Wunsch kann natürlich auch anders als durch Arbeit erfüllt werden, z. B. durch Wandern, Diskussionen, Spiele, etc. Dies erklärt, warum sich innerhalb des Programms der Anreiz zur Arbeit so häufig und so leicht in einen Anreiz, irgendwas anderes zu tun, verkehrt.

Diese isolierte Analyse der Arbeitsanreize im S.P.S. ist nicht gänzlich adäquat, da keiner von ihnen je in der hier präsentierten isolierten Form auftritt. Vermutlich sind alle von ihnen bei allen Individuen in gewissem Maße wirksam. Die zitierten quantitativen Resultate können lediglich ein Bild von ihrem derzeitigen relativen Einfluß auf die Mitgliedschaft geben. Die technischen Anreize sind am zuverlässigsten, wenn es darum geht, die Kontinuität der Arbeit sicherzustellen; jeder Versuch, die Arbeitsanreize im S.P.S. zu verstärken, um dessen Produktivität zu erhöhen, sollte daher mit der Reorganisation der Arbeitsbedingungen beginnen, indem z. B. versucht wird, für jeden Einzelnen die für ihn richtige Arbeit zu finden.

Es gibt jedoch andere Situationsmerkmale, die einige dieser Arbeitsanreize paralysieren. Sie wurden hier und an anderen Stellen dieses Berichts dargestellt. So wurde zum Beispiel darauf hingewiesen, daß der Konflikt zwischen der Tradition und neuen Ideen viele Mitglieder davon abhält, sich voll und ganz für die Aufgabe einzusetzen. Die Organisatoren könnten sich ihre eigene Aufgabe wesentlich erleichtern und gleichzeitig die Produktion steigern, indem sie traditionelle Einstellungen und Gewohnheiten akzeptieren; doch das ganze Experiment würde große Einbußen an Originalität und Wert erleiden, wenn sie dies täten.

Fassen wir die in diesem Kapitel angestellten Betrachtungen zusammen, dann darf nicht unerwähnt bleiben, daß es unfair wäre, auf ihnen ein abschließendes Urteil aufzubauen; sie beschreiben bloß eine bestehende, doch sich verändernde Situation. Seit dem Beginn des Programms wurden bereits große Fortschritte dabei gemacht, den schöpferischen Arbeitsdrang freizusetzen. Fehler wurden begangen und einige hilfreiche Maßnahmen vernachlässigt; doch ist dies bei einem Experi-

ment von relativ kurzer Dauer nicht anders zu erwarten. Vielleicht läßt sich in drei Jahren mehr darüber sagen, wie man jedem Arbeitslosen eine Arbeit verschaffen könnte, die ihn mit tiefer und dauerhafter Befriedigung erfüllt.

### SCHLUSSFOLGERUNG

Der Versuch, ein Stück soziale Wirklichkeit von einem soziologischen und psychologischen Standpunkt aus in seinem dynamischen Ablauf darzustellen, sieht sich zwei hauptsächlichlichen Gefahren gegenüber: einerseits, daß die Wirklichkeit in einen Rahmen von Ideen eingepaßt wird, der vielleicht die Tatsachen verzerrt, andererseits, daß Beobachtungen und Darstellungen von Details angehäuft werden, die keinerlei Generalisierungen zulassen. Sicherlich ist dieser Bericht den beiden Gefahren nicht immer erfolgreich aus dem Weg gegangen, obwohl sie ständig im Auge behalten wurden.

Die methodische Verbindung eines theoretischen Rahmens mit den Ergebnissen praktischer Feldforschung bedarf noch einiger Verbesserung, bevor sie die soziologische und psychologische Forschung in jene Richtung lenken kann, die hier als Leitvorstellung diente – nämlich die wissenschaftliche Darstellung gesellschaftlicher Phänomene, was uns nicht nur dabei helfen sollte, unsere Erfahrungen in der gegenwärtigen Gesellschaft zu verstehen, sondern auch die Mittel zu ihrer Veränderung zu finden.

Die Darstellung eines Experiments in seiner sozialen Bedingtheit und historischen Verordnung hat uns einerseits gestattet, einige theoretische Probleme der Soziologie zu streifen, andererseits uns über das Experiment selbst eine Meinung zu bilden.

Die allgemeinen Probleme, die behandelt wurden, können der Frage nach der Beziehung zwischen der sozialen und der individuellen Bestimmtheit des Menschen zugerechnet werden. Der Eingriff der Gesellschaft in die psychologischen Lebensstadien, die Beziehung zwischen „Ideologien“ und dem äußeren Leben, die Frage der Gruppenunterscheidungen und der Arbeitsanreize – all dies bildet Teil des größeren Problems.

Die in diesem Bericht gegebenen Antworten auf diese Fragen erheben keinen Anspruch auf allgemeine Anwendbarkeit; dennoch werfen sie ein

Licht auf allgemeine Probleme, und es mag daher nützlich sein, hier die für diese spezifische Situation gefundenen Antworten in gedrängter Form unter diesem allgemeinen Blickwinkel zu wiederholen.

Der Eingriff der Gesellschaft in die psychologischen Lebensstadien wurde unter Bezug auf zwei verschiedene Situationen behandelt. Für beide wurden die Auswirkungen der sozialen und wirtschaftlichen Realität auf den Lebenslauf dargestellt, wobei der Lebenslauf in Charlotte Bühlers Terminologie beschrieben wurde. Die sozialen und wirtschaftlichen Phänomene sind die Arbeitslosigkeit und das System des S.P.S. Für beide Situationen wurde gezeigt, daß gesellschaftliche Eingriffe die Struktur des normalen Lebenslaufs unberührt lassen; was durch den Einfluß gesellschaftlicher Kräfte verändert werden kann, und auch verändert wird, ist Ausmaß und Tempo der Realisierung dieses normalen Lebenslaufs. In diesen Fällen sind die sozialen und die individuellen Bestimmungsgründe keine gleichgeordneten Kräfte, sondern stellen Systeme von Faktoren dar, die sich voneinander entkoppelt haben. Der individuelle Drang sucht sich durchzusetzen und stößt dabei auf soziale Hindernisse, z.B. Arbeitslosigkeit. So entstehen Konflikte, die je nach dem Stadium, in dem sie auftreten, Probleme verschiedenen Schwierigkeitsgrades erzeugen. Der allgemeine Ablauf der Entwicklung bleibt jedoch unverändert.

Ein Verständnis dieser Beziehung zwischen sozialen und individuellen Bestimmungsgründen gestattet uns eine Formulierung dessen, was sich der Einzelne von einer großangelegten wirtschaftlichen Reorganisation der Gesellschaft erhoffen kann. Den meisten sozialen Experimenten und allen Utopien liegt eine Sehnsucht nach einer Gesellschaftsform zugrunde, in der es keine gesellschaftlichen Eingriffe in die normale individuelle Entwicklung mehr gibt, oder bestenfalls innerhalb genau abgesteckter Grenzen; dies würde die Möglichkeiten der freien und vollen Entfaltung der Persönlichkeit eröffnen. Es sei angemerkt, daß dieses Ziel nichts mit dem Hedonismus, wie er üblicherweise formuliert wird, zu tun hat – daß soziale Veränderungen die Menschheit glücklich machen sollten. Die Idee des Glücks wird von jener des normalen Lebenslaufs nicht impliziert.

Das S.P.S. repräsentiert einen bescheidenen und begrenzten Versuch, dem sozialen Eingriff der Arbeitslosigkeit in das individuelle Leben entgegenzuwirken; es versucht, im kleinen Maßstab eine Lebensform zu schaffen, wie sie gerade charakterisiert wurde. Daß sich seine Erfolge hier in Grenzen hielten, scheint mehr als auf alles andere auf seine

beschränkten wirtschaftlichen Möglichkeiten zurückzuführen zu sein. Andererseits hat es Erfolg dabei gehabt, den Auswirkungen der Arbeitslosigkeit auf Personen im vierten und im fünften Lebensstadium entgegenzusteuern.

Die Beziehung zwischen Ideologien und dem äußeren Leben – oder, wie dies manchmal im vorliegenden Bericht genannt wurde, das Problem der Denkgewohnheiten und Denktraditionen – ist besonders kompliziert; denn was üblicherweise „Denken“ genannt wird, ist eine Mischung aus Elementen, die von Traditionen, Emotion, sozialen Bedingungen und Sprachgewohnheiten bestimmt werden, über die von Anfang an nur eines feststeht: es hat praktisch nichts mit den logischen Gesetzen zu tun, von denen oft angenommen wird, daß sie unser Denken bestimmen.

Jeder Versuch, in diese bunte Vielfalt etwas Ordnung zu bringen, muß zwischen zwei Denksphären unterscheiden. Die erste Sphäre schließt all jene Gedanken ein, die nicht ständig mit äußeren Wirklichkeiten konfrontiert sind und von ihnen korrigiert werden. Sie liegen auf einer Abstraktionsebene, die es dem Individuum nicht gestattet, sofort irgendwelche Diskrepanzen zwischen ihnen und den zahllosen winzigen Details des Alltagslebens wahrzunehmen. Alle abstrakten Schlagworte – Sozialismus, Christentum, Faschismus usw. – gehören zu dieser Sphäre. Hier finden wir auch die kreativen Gedanken, Träume, Wünsche und Utopien. Kein kreatives Denken könnte sich jemals in Bewegung setzen, wäre der menschliche Verstand nicht fähig, konkrete Erfahrungen in gewissem Ausmaß zu vernachlässigen und sich in der Phantasie über diese zu erheben. Doch sind die Gedanken dieser Sphäre nicht gänzlich unabhängig von der Welt der Wirklichkeiten, von denen sie sich abgelöst haben. In jeder Generation werden sie entweder bewußt von den vorhergehenden Generationen als Gedankensysteme übernommen, oder sie entwickeln sich weniger bewußt im Individuum; dies geschieht unter dem Einfluß sozialer Traditionen, besonders in den frühen Lebensphasen und im Zusammenhang mit emotionalen Erfahrungen. Bevor sie ihre abstraktere Form annahmen, entstanden sie in enger Beziehung zur zweiten Denksphäre, das ist jene Sphäre, die alle Gedanken einschließt, die in unmittelbarer Beziehung zur Realität stehen. Dieses „Alltagsdenken“ hat häufig die Funktion, das tatsächliche Verhalten zu steuern und steht in Beziehung zu all jenen begrenzten und ungenauen Abstraktionen und Generalisierungen, durch die tatsächliches Verhalten gerechtfertigt wird. Die Gedanken dieser Sphäre werden ständig

von der Wirklichkeit beeinflusst und modifiziert und weisen all jene Beschränkungen auf, die die individuelle Erfahrung der Wirklichkeit stets gekennzeichnet haben.

In der ersten Sphäre finden sich all die Ideen und Gedankensysteme, die in vergangenen wirtschaftlichen Bedingungen und sozialen Traditionen wurzeln. Die Verbindung dieser Sphäre mit der äußeren Wirklichkeit, und ihre Anwendung darauf ist deshalb so kompliziert, weil ein Wandel der ökonomischen Struktur oder der wirtschaftlichen Aktivitäten oder ein äußerlicher Bruch mit den Traditionen solche Ideen und Gedankensysteme nicht unverzüglich verändern; der Anpassungsprozeß braucht Zeit. Die Situation wird noch dadurch verkompliziert, daß die Wirklichkeit nicht darauf wartet, bis die Anpassung vollzogen ist, sondern sich beständig weiterverändert. Gäbe es nicht diese relative Stabilität des traditionellen Denkens, wäre der menschliche Verstand vermutlich durch die Realität überfordert; ohne Traditionen und Gewohnheiten des Denkens würden wir von der unendlichen Vielfalt des Lebens überwältigt. Gleichzeitig jedoch liegt diese Stabilität dem Auseinanderfallen von Ideen und Verhalten zugrunde, und der logischen Unverläßlichkeit einer Welt, in der es einer großen Mehrheit von Individuen nicht gelingt, ihr Verhalten und ihre Ideologien in Übereinstimmung zu bringen. Die Koordination der beiden Prozesse wäre jedenfalls leichter, wenn der Einzelne sich der nichtlogischen Elemente, die sein Denken beeinflusse, etwas bewußter wäre.

Aufgrund von Einstellungen und Verhalten liefern die Mitglieder des S.P.S. hervorragendes Material für eine Fallstudie dieser beiden Denksphären. Jeder einzelne von ihnen hängt einem Gedankensystem an, das sich von der äußeren Realität mehr oder weniger abgelöst hat. Sie sind Gewerkschafter, Sozialisten, Kommunisten und sie haben ihre religiösen Überzeugungen; all diese ideologischen Systeme wenden sich unmittelbar an ihre beträchtlichen Fähigkeiten, phantasievoll und systematisch zu denken. Fast jeder von ihnen kann eine klare Beschreibung davon abgeben, wie die Welt seiner Auffassung nach beschaffen sein sollte. Was sie über das S.P.S. denken, oder besser, wie sie ihr Verhalten im S.P.S. durch Pseudo-Generalisierungen rechtfertigen, hat damit jedoch herzlich wenig zu tun. Diese Kluft zwischen den beiden Sphären wurde in dem Kapitel „Ein Konflikt der Ideen“ beschrieben. Die Organisatoren unternehmen keine nennenswerten Versuche, diese Kluft durch einen expliziten und stetigen Erziehungsprozeß zu überwinden. Daraus ergibt sich, daß die Ideologie des S.P.S. nicht zur Gänze

bekannt oder überhaupt unbekannt ist; diese Informationslücke liegt einem Gutteil der menschlichen Schwierigkeiten zugrunde, denen sich das Programm im Eastern Valley gegenüber sieht.

Das Problem der Gruppenbildung ist eines der wichtigsten sozialen Probleme unserer Zeit. Überall, wo wir Versuche finden, die Sozialstruktur der modernen Gesellschaft zu ändern, finden wir auch Ideen für neue Auswahlprinzipien bei der Gruppenbildung. Gemeinsam ist diesen Versuchen ihre Opposition gegenüber der gegenwärtigen Methode der Gruppenbildung, die vor allem auf ökonomisch bestimmt sind. Ein Teil der Welt versucht, diese ökonomischen Klassenunterschiede zu überwinden, ein anderer, ihre Bedeutung zu leugnen. Ersteres finden wir in Rußland und den Ansiedlungen in Palästina, der zweite Weg ist jener Italiens und Deutschlands.

Die Ideen des S.P.S. über die Gruppenbildung scheinen jenen, die den Experimenten in Rußland und Palästina zugrunde liegen, näher verwandt zu sein. Dennoch ist es dem Programm nicht gänzlich gelungen, Klassenunterschiede abzubauen. Dies scheint darauf zurückzuführen zu sein, daß die traditionellen Bindungen der Arbeitslosen an ihre Klasse ebensowenig gelockert sind wie jene der Organisatoren an ihre Klasse.

Aus der notwendigen Funktionsteilung im S.P.S. erwächst eine Tendenz, die alten sozialen Gegensätze in einem neuen Rahmen wiederzuerichten. Dies verweist uns auf das Problem der Hierarchie der Gruppen. Jedes Individuum nimmt üblicherweise am Leben mehrerer Gruppen teil; um nur einige heranzuziehen: es ist Mitglied einer Familie, einer sozialen Klasse, einer Arbeitsgruppe, einer politischen Gruppierung etc. Welche von diesen hat den stärksten Einfluß auf das Individuum?

Auf diese Frage gibt es keine einfache Antwort; es scheint allerdings, daß die traditionellen Gruppen in der Hierarchie oben stehen. Familie und soziale Klasse üben einen stärkeren Einfluß aus als jede andere Gruppierung, mit Ausnahme jener seltenen Gruppe, die einen kreativen Charakter hat, etwas Neues erreicht und neue Elemente aufweist, die den traditionellen Assoziationen fehlen. So hat im S.P.S. die Gruppe der Schuhmacher ein neues Element geschaffen, das in der Persönlichkeit ihres Anführers wurzelt. Keines ihrer Mitglieder hatte vorher etwas gekannt, was dieser Gemeinschaft vergleichbar gewesen wäre, die sich der Freundschaft und stetigen intellektuellen Erziehung widmete. Vom soziologischen Standpunkt aus könnte ein Modell für diese Gruppe in der Familie gefunden werden, z.B. in der Beziehung des Vaters zu den

Kindern; doch eine solche Beziehung in einer Gruppe von Erwachsenen zu erleben, ist sicherlich etwas Neues.

Die Beobachtungen im Feld legen nahe, daß jene Gruppen, die sich der traditionellen Hierarchie entziehen können, spontan als Folge einer gemeinsamen Erfahrung aller Mitglieder ins Leben treten. So war die Gruppe der Zuspätkommenden, denen die Essensbons verweigert wurden, eine spontan gebildete Gruppe, die nicht von außen organisiert war, ebenso wie die Gruppe der Köche, die die Nachspeise gegessen hatten. Diese Beispiele zeigen auch, daß die Kreativität einer Gruppe nicht mit einem positiven sozialen Element gleichgesetzt werden kann. Ihr kreativer Charakter steht in keinerlei Beziehung zu ihrem sozialen Zweck und Inhalt.

Die Feldarbeit ergab keine weiteren Generalisierungen bezüglich der Funktion des Anführers innerhalb der Gruppe. Sie lieferte nur Hinweise darauf, daß die Existenz eines anerkannten Anführers bei der Definition des Gruppencharakters behilflich ist, der im Anführer der Gruppe personifiziert wird.

Die Frage der Arbeitsanreize im S.P.S. kann nur beantwortet werden, wenn man die Arbeitsanreize im gewöhnlichen industriellen Leben als Kontrastfolie heranzieht. Obwohl letztere nicht im Feld beobachtet werden konnten, zeigt die allgemeine Beschreibung der Arbeitsatmosphäre in der Industrie, die im ersten Kapitel geliefert wurde, daß es keine isolierten Anreize gibt, sondern stattdessen ein komplexes Klima, das eine zwingende Macht ausübt. Die wirtschaftlichen, sozialen und technischen Faktoren stehen in wechselseitiger Beziehung, wenn auch der ökonomische Faktor für Angehörige der Arbeiterklasse sicherlich der dominierende ist. Die Auswirkungen dieser komplexen Arbeitsatmosphäre sind so nachhaltig, daß die Frage, ob man sich ihrem Einfluß entziehen kann, überhaupt nicht entsteht.

Eine derartige Arbeitsatmosphäre gibt es im S.P.S. nicht; ob man dort arbeitet, ist für die Arbeitslosen nicht von lebenswichtiger Bedeutung. Die Arbeit in der Grube war die Grundlage der Existenz; die Arbeit im S.P.S. erhöht die Qualität des Lebens, stellt jedoch nicht seine Basis dar. Diese Tatsache erklärt vermutlich den Eindruck, der sich aus der Beobachtung des Arbeitsstils im S.P.S. ergibt, und den man dahingehend zusammenfassen könnte, daß es dem S.P.S. in den Augen seiner Mitglieder an sozialer und wirtschaftlicher Realität fehlt; es hat nichts aufzuweisen, was man mit dem Zwangseffekt der Arbeitsatmosphäre in der normalen Wirtschaft vergleichen könnte. Dies soll jedoch nicht

Wasser auf die Mühlen jener bedeuten, die behaupten, daß ohne das Profitmotiv keine dauerhafte und effektive Produktionsform möglich ist. Rußland und das Experiment in Palästina und in gewissen Ausmaß sogar das S.P.S. haben gezeigt, daß es auch vom Profitmotiv unabhängige Arbeitsanreize gibt, obwohl diese bei verschiedenen Individuen und in verschiedenen Ländern und Gemeinschaften von unterschiedlicher Wirksamkeit sein können.

Die Arbeit im S.P.S. wird ohne diesen überaus wichtigen Faktor einer zwingenden Arbeitsatmosphäre, die auch alle anderen Lebensbereiche durchdringt, durchgeführt. Vom Forschungsstandpunkt aus hat dies den Vorteil, daß es eine detailliertere Analyse isolierter Anreize gestattet, als dies im gewöhnlichen Wirtschaftsleben möglich wäre; seine Nachteile für das Ergebnis des Experiments sind allerdings offensichtlich. Darüber hinaus sollte die Situation im S.P.S. nicht über Gebühr vereinfacht werden. Auch dort gibt es einen Komplex von Anreizen; darunter scheinen die technischen Anreize am ehesten stetige Arbeitsfortschritte zu gewährleisten. Ihre allgemeine Wirksamkeit fällt allerdings hinter den Erwartungen der Organisatoren zurück, die geglaubt hatten, daß die Beseitigung von Zwang die schöpferischen Kräfte des Menschen freisetzen würden. Dies trifft in Wirklichkeit nur auf einige wenige zu. Sorgfältige und beständige Anleitung bei der Wahl von Tätigkeiten würde vermutlich einen Beitrag dazu leisten, den Einfluß der technischen Anreize zu vergrößern.

Wir haben die Entwicklung des Experiments dargestellt, seine Einbettung in ein Geflecht von Ideen und Traditionen und seine Auswirkung in der wirtschaftlichen, sozialen und individuellen Sphäre. Es ist recht schwierig, die ökonomischen und die menschlichen Ergebnisse zu einem abschließenden Befund zusammenzufassen. Jedes soziale Gebilde, das unter Opfern begonnen und unter Schwierigkeiten entwickelt wurde, gebietet Respekt und verdient Anerkennung für das, was dadurch geleistet wurde. Jedoch sollten uns weder Hochachtung vor den erzielten Ergebnissen noch die von einem so großartigen sozialen Laboratorium ausgehende wissenschaftliche Faszination davon abhalten, etwas tiefer zu schürfen.

Hier stellt sich folgende Frage: Welchen Nutzen für die Gesellschaft hat ein soziales Experiment wie das S.P.S. über die Tatsache hinaus, daß es eine hervorragende Gelegenheit für die Untersuchung sozialer Phänomene eröffnet? Dies wirft die weitere Frage nach Voraussetzungen von großangelegten sozialen Veränderungen auf. Das S.P.S. war

von Männern und Frauen geschaffen worden, denen die tiefempfundene und echte Überzeugung gemeinsam ist, daß das gegenwärtige soziale und wirtschaftliche System falsch ist. Was haben sie dazu beigetragen, was können sie dazu beitragen, daß dieses System überwunden wird?

Sie haben zunächst in ihrem Denken und in ihrer Praxis eine Methode der Gesellschaftsveränderung entwickelt, die sie der politischen – ob nun evolutionär oder revolutionär – gegenüberstellen. Sie nennen sie die experimentelle Methode.

Sie haben zweitens eine Institution geschaffen, das S.P.S., die – wie alle Institutionen – dazu neigt, ein Eigenleben zu entwickeln und schließlich zu versteinern. Die Organisatoren haben sich auf die Idee des S.P.S. festgelegt, und sobald die Idee Wirklichkeit wurde, haben sie sich voll und ganz darauf eingeschworen; sie sind nicht in der Position des distanzierten Physikers, der eine Methode aufgibt, wenn sie sich als unbrauchbar erwiesen hat. Sie haben ein Experiment gewagt, das sie rechtfertigen möchten; zum Teil aus der sehr menschlichen Einstellung heraus, die eigene Arbeit so zu betrachten, wie eine Mutter ihr Kind; zum Teil, weil sie hunderte Menschen an ihrem Experiment beteiligt haben, denen es in gewissem Ausmaß nützt und die es in gewissem Ausmaß mit Befriedigung erfüllt; sie würden dies sicherlich vermissen, würde das Experiment abgebrochen.

Hinter dem S.P.S. stecken Ideen; hinter jedem großangelegten sozialen Experiment müssen neben Ideen soziale Kräfte stehen, um diese Ideen abzustützen; dies ist dann möglich, wenn die Ideen den sozialen Kräften in bestimmter Form entgegenkommen. Zumindest scheint es so, als hätte sich während der Jahrtausende menschlicher Geschichte noch nie eine Idee durchgesetzt, die nicht den Bedürfnissen und Wünschen einer sozialen Klasse entsprochen hätte. Die Ideen des S.P.S. wenden sich an die Bedürfnisse und Wünsche der Arbeitslosen, doch sie wurden von außen in das Tal hineingetragen und werden von sozialen Mächten abgestützt, die sich von der Macht der Arbeiterklasse doch deutlich unterscheiden.

Einige der Mitglieder des S.P.S. hegen schon immer den Verdacht, daß sich dunkle Motive hinter einer Hilfestellung verbergen, die von Leuten ohne irgendein offensichtliches Interesse an der Verbesserung des Lebensstandards von Arbeitslosen ausgeht. Freilich steht wirklich etwas hinter dem S.P.S., allerdings etwas weit komplexeres als es in den mißtrauischen Befürchtungen der Arbeitslosen heraufbeschworen wird,

wenn sie vermuten, daß es jemanden auf mysteriöse Weise gelingt, aus ihrer Arbeit im Programm privaten Profit zu schlagen.

Eine humanistische Haltung hat den Techniken der Gesellschaftsveränderungen ein neues Element hinzugefügt. Als Ergebnis einer ambivalenten Einstellung gegenüber der gegenwärtigen Gesellschaft, die zur Folge hat, daß einige von denen, die ihre Vorteile genießen, unter ihrer Sympathie für die Benachteiligten leiden, ermutigen manche Individuen – innerhalb bestimmter Grenzen – die Versuche der Unterdrückten zu unterstützen, diese Unterdrückungen zu beseitigen. Es ist in diesem Zusammenhang nicht uninteressant, daß die Schuhfabrik in Brynmawr<sup>14</sup> mit der finanziellen Unterstützung zweier Schuhfabrikanten aus Birmingham gegründet wurde. Auch die Organisatoren des S.P.S. weisen diese ambivalente humanistische Haltung auf. Sie brachten eine Idee ins Eastern Valley, die nicht unter den dortigen sozialen Bedingungen entstanden war; sie bekamen das Geld zum Betrieb der Gesellschaft vorwiegend von jenen, deren offensichtliche Interessen sie dazu hätten bewegen müssen, sich dem Experiment entgegenzustellen. Diese Geldgeber hatten entweder nicht erkannt, daß es hier um mehr ging als um Wohltätigkeit gegenüber arbeitslosen alten Männern, oder aber ihre Anteilnahme, vielleicht auch ihr schlechtes Gewissen, hatte ihnen den Blick auf diesen Interessenskonflikt verstellt.

Es ist vergleichsweise einfach, das soziale Gewissen durch Geldspenden zu beruhigen. Es ist für die Organisatoren des Programms wesentlich schwieriger, den notwendigen Idealismus – der allein die Chance böte, das S.P.S. wirklich erfolgreich zu machen – an die arbeitslosen Männer zu vermitteln, wenn sie mit ihnen täglich Kontakt haben und wenn ihr Lebensstandard den der Arbeitslosen turmhoch überragt. Diese Männer, deren Hauptaufgabe es sein sollte, im S.P.S. eine gemeinsame „Ideologie“ zu schaffen, sind mit normalen Löhnen angestellt. So ist es vielleicht ein willkommener Ausweg für jene, die keine bewußten Heuchler sein wollen, wenn sie auf Ideen und Prinzipien vergessen und sich auf die Entwicklung des S.P.S. und seiner Produktivität werfen. Die praktischen Organisationsprobleme sind groß genug, um bei der Konferenz der Organisatoren alle Aufmerksamkeit auf sich zu versammeln. Die der äußeren Organisation des S.P.S. zugrundeliegenden Ideen werden zum Geheimnis einiger weniger und lagern bereits tief in jener

---

<sup>14</sup> Ein anderes soziales Experiment der Quäker.

Sphäre des Denkens, die nur selten mit der Wirklichkeit konfrontiert wird.

An dieser Stelle würden die Organisatoren vermutlich einwenden, daß es in der gegenwärtigen Gesellschaft nicht möglich ist, unter den Arbeitslosen selbst jene gebildeten und hochqualifizierten Personen zu finden, die die ganze Verantwortung in einem solchen Programm übernehmen könnten, oder andererseits genügend Idealisten aus anderen Schichten zu finden, die freiwillig die Vorteile ihrer privilegierten Position aufgeben würden. Dies ist vermutlich wahr; wenn das jedoch so ist, dann läuft es darauf hinaus, daß das Experiment nicht genügend ausgeweitet werden kann, um die gegenwärtige Wirtschaftsordnung zu beeinflussen. Es kann dann nie mehr sein als Wohltätigkeit.

Bedeutet dies, daß die Durchführung solcher Experimente nutzlos bleiben muß? Ja und Nein. Nein, da die Einsicht in ihren wohltätigen Charakter es erübrigt, die wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu berücksichtigen. Niemand erwartet, daß Geld, das für wohltätige Zwecke ausgegeben wurde, einen berechenbaren Profit abwirft. Es gibt keinen Grund, einen solchen Profit vom S.P.S. zu erwarten. Geld, das man wohltätigen Organisationen überläßt, ist vom rein ökonomischen Standpunkt „verloren“. Das auf das S.P.S. aufgewendete Geld kommt zum Teil seinen Mitgliedern zugute. Darüber hinaus gestattet es einigen Arbeitslosen, ein gewisses Ausmaß an betriebswirtschaftlichen Erfahrungen zu sammeln, was üblicherweise ein Privileg hochspezialisierter Experten in wirtschaftlichen Schlüsselpositionen ist. Das S.P.S. ist klein genug, um in seinen allgemeinen Abläufen von jedem Mitglied verstanden zu werden, und wiederum groß genug, um einen Einblick in verschiedene soziale Prozesse und einen Vergleich mit dem gewöhnlichen Wirtschaftsleben zuzulassen. Das Kohlengrubensystem, mit seinen Export- und Finanzproblemen und seiner Ausdehnung über die ganze Welt ist viel zu kompliziert, als daß der durchschnittliche Grubenarbeiter es verstehen könnte; die Familieneinheit oder eine handwerkliche Arbeit ist zu kleinräumig, um die vom S.P.S. geleistete Aufgabe in der modernen Welt verwirklichen zu können. Das Ausmaß an kollektiver sozialer Erfahrung, das den Mitgliedern des S.P.S. zuteil wird, ist eine seiner hauptsächlich positiven Auswirkungen.

Darüber hinaus weist das S.P.S. einen entscheidenden Vorzug auf, der es von allen anderen zum Nutzen der Arbeitslosen eingerichteten Organisationen und Institutionen abhebt: es stößt ins Zentrum des Problems der Arbeitslosigkeit vor, während die anderen Einrichtungen mit ihren

verschiedenen Aktivitäten an der Peripherie verbleiben. Daher ist es für diese leichter, sich der Kritik zu entziehen – ihre eingeschränkte Funktion provoziert keine gründliche Analyse. Beim S.P.S. liegen die Dinge anders; es ist ein heroischer Versuch, bei einem Problem den richtigen Hebel anzusetzen. Heroisch, weil seine Mittel ungenügend sind und der Versuch von Anfang an zum Scheitern verurteilt war. Unter den gegenwärtigen sozialen Bedingungen wird kein Experiment ähnlicher Art jemals in der Lage sein, die Gesamtgesellschaft zu beeinflussen. Hierin liegt die Rechtfertigung, warum man auf die obige Frage auch mit „ja“ antworten kann. Mißt man das S.P.S. an den von seinen Ideen inspirierten Ansprüchen, dann muß das Experiment als gescheitert bezeichnet werden. Es wird ihm nie gelingen, das gegenwärtige Gesellschaftssystem zu verändern; hier ist man wahrscheinlich besser beraten, wenn man sich statt auf Wohltätigkeit auf die Macht des sozialen Wandels verläßt.

# ANHANG

*Tabelle 1:*

Anzahl der bei den Arbeitsämtern von Pontypool (mit Abersychan) und Blaenavon vorgemerkten Arbeitslosen

Altersgruppe	25. März 1935			14. März 1938		
	Arbeitslos	Vorübergehend ausgestellt	Gesamt	Arbeitslos	Vorübergehend ausgestellt	Gesamt
Pontypool (mit Abersychan)						
14 - 15	100	—	100	67	—	67
16 - 17	95	53	148	81	83	164
18 - 20	196	148	344	109	119	288
21 +	3323	1618	4941	2196	697	2893
Gesamt	3714	1819	5533	2453	899	3352
Blaenavon						
14 - 15	92	—	92	40	—	40
16 - 17	61	1	62	13	2	15
18 - 20	80	2	82	21	3	24
21 +	1007	92	1099	749	53	802
Gesamt	1240	95	1335	823	58	881

Anzahl der bei den Arbeitsämtern von Pontypool (mit Abersychan) und Blaenavon vorgemerkten Arbeitslosen über 18, am 4. November 1935 und am 1. November 1937, nach Altersgruppen

Altersgruppe	Pontypool (mit Abersychan)		Blaenavon	
	4.Nov.1935	1.Nov.1937	4.Nov.1935	1.Nov.1937
18 - 20	235	150	69	24
21 - 24	473	230	128	61
25 - 34	1159	663	325	161
35 - 44	946	665	279	174
45 - 54	809	639	248	190
55 - 59	398	353	130	94
60 - 64	322	312	120	75
65 +	1	1	2	—
Gesamt	4343	3013	1301	779

Tabelle 2:

Bezieher von Arbeitslosenversicherungsgeld und Arbeitslosenunterstützung im Alter von 16 – 64, am 25. März 1935 und am 14. März 1938, die während der angegebenen Zeiträume bei den Arbeitsämtern von Pontypool (mit Abersychan) und Blaenavon ohne Unterbrechung vorgemerkt waren.

	Pontypool (mit Abersychan)		Blaenavon	
	1935	1938	1935	1938
Weniger als 3 Monate	2401	1344	420	261
3 – 6 Monate	388	233	237	149
6 – 9 Monate	262	186	116	64
9 – 12 Monate	236	101	88	24
12 Monate und darüber	1889	1330	–	–
Gesamt	5176	3194	1148	828

Bemerkungen:

1. Entsprechende Zahlen für Personen, die nicht um Unterstützung angesucht haben, sind nicht verfügbar.

2. Ein Prozentsatz der Personen, die längere Zeit vorgemerkt sind, hat kürzere Beschäftigungsphasen, deren Dauer 3 Tage nicht überschreitet, während dieser Vormerkungszeit aufzuweisen. Dieser Anteil steigt mit steigender Dauer der Vormerkung.

3. Vergleicht man die Zahlen für den 14. März 1938 mit früheren Zahlen, dann ist zu beachten, daß in den neueren Statistiken seit der Ausdehnung des Unterstützungsprogramms für Arbeitslose (Unemployment Assistance Scheme) ein größerer Anteil vorgemerakter Personen enthalten ist als zu früheren Zeitpunkten.

Tabelle 3:

Anzahl der vorgemerkten Arbeitslosen von 16 - 64 nach Industriezweigen

Pontypool (mit Abersychan)		
	25. 3. 1935	14. 3. 1938
Industriezweig:		
Kohlenbergbau	2,659	947
Stahlerzeugung etc.	837	898
Handel	259	170
Bauwirtschaft	222	141
Blecherzeugung	289	209
Lokale Verwaltung	218	133
Öffentliche		
Arbeiten	266	158
Reparaturwerk- stätten etc.	15	6
Sonstige Produktion und sonstige		
Dienstleistungen	605	527
Gesamt	5370	3189
Blaenavon		
	25. 3. 1935	14. 3. 1938
Industriezweig:		
Kohlenbergbau	657	384
Handel	54	43
Öffentl. Arbeiten	134	56
Bauwirtschaft	47	43
Koksereien und Nebenprodukte	3	14
Lokale Verwaltung	2	81
Sonstige Produktion und sonstige		
Dienstleistungen	286	207
Gesamt	1183	828

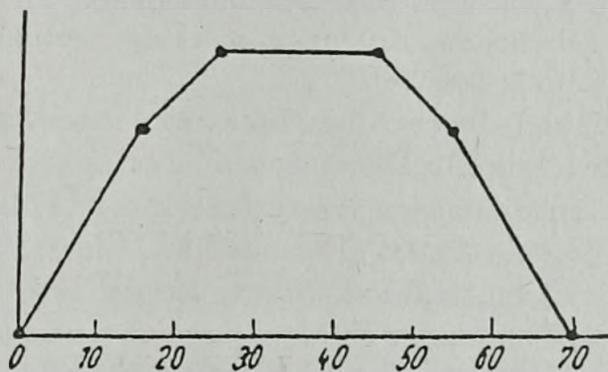
PREISE DER IM S.P.S. ANGEBOTENEN GÜTER

		s.	d.
Brot	5 Laibe	1	2.5
Mehl	3 1/2 Pfund		5.5
Kuchen	2 Pfund		7
Christmas Cake	1 Pfund		5
Torte	Stück	2	
Doughnuts	5 Stück		2
Ostergebäck	5 Stück		2
Pasteten	Stück		0.5
Semmeln	5 Stück		2
Milch	3.5 Liter		10
Eier	Dutzend		6
Küchlein	Stück	1	
Suppengeflügel	Stück	1	9
Käse	1 Pfund		9
Schweinefleisch	1 Pfund		8
Kalb	1 Pfund	1	6
Schaf	1 Pfund	3	8
Lamm	1 Pfund	4	8
Rind	1 Pfund	3	8
Sülze	14 Pfund		11
Fish und Chips	Portion		1
Kartoffeln	1 Pfund		0.5
Rote Rüben	1 Pfund		0.5
Saubohnen	3 Pfund		1
Grüne Bohnen	1 Pfund		0.75
Kohl	1 Pfund		0.25
Grünkram	1 Pfund		0.5
Karotten	1 Pfund		0.5
Karfiol	1 Pfund		0.5
Salat	1 Pfund		0.5

		s.	d.
Erbsen	1 Pfund		0.75
Pastinaken	1 Pfund		0.5
Radieschen	20 Stück		0.5
Spinat	1 Pfund		0.5
Frühlingszwiebeln	1 Büschel		0.5
Kohlsprossen	1 Pfund		0.75
Steckrüben	1 Pfund		0.25
Rüben	1 Pfund		0.5
Gurken	1 Pfund		0.5
Tomaten	1 Pfund		2.5
Honig	3/4 Pfund		6
Stachelbeer- marmelade	2 Pfund		5
Saure Pflaumen- marmelade	2 Pfund		5
Pflaumen- marmelade	2 Pfund		3
Tee	1/2 Pfund		11.5
Seifenpulver	Paket		2
Seife	Packung		3
Reis	1 Pfund		2
Rosinen	1 Pfund		5
Sultaninen	1 Pfund		5.5
Gewebtes Tuch	Pro Anzug		15
Anzüge, Kostüme	Stück		20
Flanellhosen	Stück		5
Overalls	Stück		2 3

# EINE ZUSAMMENFASSUNG VON CHARLOTTE BÜHLERS SYSTEM DER LEBENSSTADIEN

Am Anfang von Charlotte Bühlers Untersuchung der Gesetzmäßigkeiten des normalen Lebenslaufes steht das biologische Konzept einer Lebenskurve. Wachstum und Sexualfunktionen bestimmen diese Kurve und markieren drei biologische Hauptphasen und drei Übergangsphasen. Das erste Stadium endet ungefähr mit 15 Jahren und schließt den gesamten Zeitraum ein, der vor der Geschlechtsreife liegt; das zweite Stadium erstreckt sich von diesem Zeitpunkt bis zum Alter von ungefähr 25 Jahren, wenn das körperliche Wachstum endgültig abgeschlossen ist. Das dritte Stadium ist jenes der seelisch-körperlichen Reife und dauert ungefähr bis zum fünfundvierzigsten Lebensjahr. Hier beginnen das vierte Stadium und der biologische Niedergang; mit ungefähr 55 beginnt die fünfte Phase, deren Beginn mit der Einstellung sexueller Aktivitäten zusammenfällt. Diese Entwicklung kann schematisch ungefähr wie folgt dargestellt werden:<sup>1</sup>



<sup>1</sup> Charlotte Bühler, *Der menschliche Lebenslauf als psychologisches Problem*, Leipzig 1933, p. 14.

Bei ihrer Analyse einer großen Anzahl von Lebensgeschichten und anderen biographischen Materials entdeckte Charlotte Bühler eine psychologische Kurve, die ungefähr parallel zur biologischen verlief. Ihr Material enthielt Fälle aus allen sozialen Klassen und stammte aus den letzten 200 Jahren.

Es ist die Grundidee ihres Systems, daß der biologischen Ausdehnung und Reifung und dem biologischen Niedergang eine normale psychische Entwicklung entspricht, die durch eine zur biologischen parallele Kurve dargestellt werden kann. Charlotte Bühler schreibt:

„Es gibt erstens eine der biologischen parallele Expansions- und Restriktionskurve auch im sozialen Leben des Individuums. In Beruf, Familienleben, Freundeskreis usw. gibt es zunächst Ausbreitung, Zuwachs, Unternehmungslust, Aufstieg; dann eine gewisse Stabilitätsperiode und nach ihr Einschränkung, Verlust, Zurückziehen, Abstieg. Es gibt zweitens irgendwelche Faktoren, die eine exakte Korrelation der beiden Kurven verhindern, womöglich überhaupt eine entgegengesetzte oder ganz andere Tendenz andeuten.“<sup>2</sup> Und: „Es gibt eine Reihe von Funktionen und Leistungen, deren Auf- und Abstieg mit der biologischen Kurve korreliert; es gibt eine andere Reihe von Funktionen und Leistungen, deren Aufstiegstendenz sich im entgegengesetzten Sinne zur biologischen Abstiegstendenz verhält. Es handelt sich bei diesen letzteren offenbar um solche psychisch bedingten Leistungen, die relativ unabhängig von physischer Leistungsfähigkeit sind, und sei es Zeit, sei es Übung, Wiederholung, Erfahrung, sei es eine bestimmte Einstellung zu ihrer vollen Entfaltung bedürfen.“<sup>3</sup>

Zur Beschreibung dieses Anwachsens und Abnehmens führt Charlotte Bühler den Begriff „Dimensionen“ des Lebens ein; sie versteht unter einer Lebensdimension jede eigenständige Tätigkeit oder Reihe von Erfahrungen, wie Arbeit, Freundschaft, Liebe, Ehe, religiöse und politische Aktivitäten, Hobbys, Sport, Reisen usw. Unabhängig davon, wie groß die Zahl dieser Dimensionen jeweils ist und ob wir es mit einem „erfüllten“ oder „verarmten“ Leben zu tun haben, nimmt ihre Zahl zunächst zu und dann wieder ab.

Der dimensionale Inhalt jedes Stadiums ergibt sich aus einer erschöpfenden psychologischen Analyse relevanter Fälle; die Wendepunkte (oder besser, Wendeperioden) werden in ihren verschiedenen Formen beschrieben. Um über Anfang und Ende der verschiedenen Stadien entscheiden zu können, muß das Material nach Charlotte Bühlers Auf-

---

<sup>2</sup> Ebd., p. 22.

<sup>3</sup> Ebd., p. 38.

fassung unter drei verschiedenen Aspekten ausgewertet und analysiert werden.

Der erste Aspekt bezieht sich auf das Verhalten, der zweite betrifft die Erfahrungen und der dritte die Leistungen. Ihre Beziehung zueinander und ihre zeitliche Aufeinanderfolge sind in ihrem Buch zu diesem Thema ausführlich beschrieben. Die Analyse des vorhandenen Materials hat Charlotte Bühler zur Auffassung gebracht, daß ihre Theorie empirisch verifiziert ist: es gibt verschiedene Arten von Leben, und alle Arten, ob lang oder kurz, sind gleichermaßen durch fünf abgegrenzte psychologische Stadien strukturiert.

Die Familie besteht aus dem Mann, seiner Frau und vier Kindern. Der Vater ist 43 Jahre alt und seit fünf Jahren arbeitslos. Die Mutter ist 39. Es gibt vier Kinder: Bill und Ted, 16 und 14, arbeiten unter Tag. Eddie ist 8 und Margaret 6 Jahre alt.\*

Samstag, 29. Jänner 1938, 4 Uhr nachmittags. Die beiden Jungen kommen von der Arbeit nach Hause, ziehen sich aus und waschen sich; zuerst Ted, dann Bill. Ted ißt sein Mittagessen, dann Bill; die Mutter bedient die beiden. Hin und wieder wird ein Wort gewechselt. Die Mutter macht sich fertig, um nach Abersychan ins Kino zu gehen, wie sie es jeden Samstag macht; sie nimmt den Bus um 4 Uhr 30. Die Jungen ziehen sich an und machen sich mit ein paar Freunden auf, um ebenfalls ins Kino zu gehen. Es ist dasselbe Kino, in das auch die Mutter geht, aber sie gehen lieber getrennt, weil sie sich nach dem Film – so die Mutter – mit ihren Freunden amüsieren, und sie dabei nicht im Weg sein möchte. Die zwei Kleinen sind um 2 Uhr 30 mit einer Gruppe von anderen Kindern fort; sie gehen gemeinsam nach Abersychan und dort ebenfalls ins Kino. Um ungefähr 5 sind sie zurück. Der Vater bleibt die ganze Zeit zu Hause; er betreut das Feuer und spielt die Ziehharmonika. Um 5 Uhr macht er den Nachmittagstee für sich und die Kleinen; es gibt Tee und Pfannkuchen, die die Mutter am Morgen vorbereitet hat. Die Kleinen gehen hinaus und spielen mit anderen Kindern; das Mädchen nimmt seine Puppe mit, um mit ihr spazierenzugehen. Der Vater sitzt wieder im Wohnzimmer beim Feuer; er hat die Öllampe in der Küche zurückgelassen und sitzt nun im Dunkeln und spielt die Ziehharmonika. Dann geht er hinunter zur Brauerei und holt S.P.S.-Milch; er unterhält sich mit einem Freund und mit einem Arbeitslosen, der nicht dem Programm angehört und ihn bittet, am Sonntag zu ihm zu kommen, um sein Radio zu reparieren. Dann kommt er wieder nach Hause.

Alle anderen waren im selben Film, einem Western. Die Mutter geht zuerst zum Tee bei ihrer Schwägerin in Abersychan, geht dann allein einkaufen und trinkt bei Woolworth noch eine Tasse Tee; um 6 Uhr geht

---

\* Anmerkung: Der Küchentisch bietet nur vier Personen Platz. Daher ist es der Familie nicht möglich, gemeinsam in der Küche zu essen. Im Wohnzimmer gibt es einen Tisch, der für die ganze Familie groß genug wäre, doch wird er nur für Gäste benutzt.

sie ins Kino. Danach schaut sie für einige Minuten bei einer Freundin vorbei, trinkt mit ihr ein Glas Ovomaltine, was sie noch nie probiert hat und ihr ausgezeichnet schmeckt; um 9 Uhr 30 ist sie mit dem Bus zurück.

Wie die Jungen den Nachmittag verbracht haben, abgesehen vom Kino, ist nicht ganz klar. Die Mutter vermutet, daß sie in Pontypool herumgestreift sind und irgendwelche Mädchen getroffen haben. Um 8 Uhr 30 geht der Vater hinunter, um zu sehen, ob die Mutter schon mit dem Bus zurückkommt. Bis auf die Beobachterin ist das Haus nun leer; die Kleinen spielen noch immer im Freien. Um neun Uhr kommen sie herein und bringen einen Freund mit. Wir sitzen beim Feuer und ich erzähle ihnen eine Geschichte. Einige Minuten später kommt Bill herein, trödelt ein wenig herum, hört für einige Zeit der Geschichte zu und geht dann ins dunkle Zimmer, um Ziehharmonika zu spielen. Um 9 Uhr 30 kommt Mutter mit Ted nach Hause, den sie im Bus getroffen hat. Der Vater geht dann ins Pub, wie jeden Samstag abend. Die Mutter macht das Abendessen. Der Film hat ihr sehr gut gefallen; während sie arbeitet, erzählt sie den Kindern davon. Zum Abendessen gibt es gebratenen Speck und Tomaten aus der Dose. Die beiden Kleinen essen zuerst und werden dann ins Bett geschickt, ohne sich zu waschen, weil es schon so spät ist. Sie nehmen eine Kerze mit nach oben, weil sie sich im Dunkeln fürchten. Dann deckt die Mutter den Tisch für uns andere. Die Jungen nehmen nicht Platz, als sie fertig ist, daher beginnt die Mutter zu essen, ohne auf sie zu warten; ich mache es ebenso. Sie warten nie, bis alle am Tisch sitzen.

Nach dem Abendessen gehen die Jungen in den anderen Raum und sitzen im Dunkeln; sie rauchen Zigaretten und Ted nimmt die Ziehharmonika. Beide sind offensichtlich sehr müde, weigern sich aber, schlafen zu gehen, obwohl Ted eine Sonntagsschicht hat und um 4 Uhr 30 aufstehen muß. Um 11 Uhr kommt der Vater nach Hause. Die Jungen entschließen sich endlich, zu Bett zu gehen, Der Vater hat ein wenig zuviel getrunken, er ist sehr animiert, aber nicht wirklich betrunken. Er erzählt von den Gesprächen mit den Leuten im Pub. Die Mutter richtet sein Abendessen. Während er isst, wasche ich mit ihr das Geschirr ab. Er ist ein wenig zu laut; mehrmals sagt sie ihm, daß er still sein soll, aber sie bleibt dabei sehr ruhig und kontrolliert. Nach dem Abwaschen sitzen wir noch beisammen und reden über das Programm und einige Mitglieder und Organisatoren. Um 11 Uhr 45 gehen sie zu Bett. Um 12 Uhr scheinen alle zu schlafen. Es ist eine schreckliche Nacht,

es regnet und stürmt. Um 2 Uhr wache ich auf, weil zwei Katzen im Garten raufen und fürchterlich jaulen; der Sturm braust. Das kleine Mädchen wacht auf, hat offensichtlich Angst und möchte zur Mutter ins Bett klettern, die sie jedoch nicht hineinläßt. Eine Viertelstunde lang ist alles wach, die Jungen machen Späße und das kleine Mädchen weint. Dann schlafen wieder alle.

Um 4 Uhr 30 läutet der Wecker; davon wird die Mutter wach, sie weckt den Vater, der aufsteht, um Ted aus dem Bett zu holen. Dies ist eine eher schwierige Aufgabe, aber sie gelingt schließlich; die beiden gehen hinunter, und während Ted sich anzieht, macht der Vater Feuer und stellt das Teewasser auf. Die Nacht ist noch immer sehr stürmisch. Sie kommen zu dem Entschluß, daß das Wetter für den Marsch über den Berg zu schlecht ist; da Ted nicht verpflichtet ist, am Sonntag zu arbeiten, gehen sie nach einer Tasse Tee wieder zurück ins Bett. – Schlaf. – Um 9 Uhr morgens kommen das kleine Mädchen und Eddie herunter. Keine Morgenwäsche. Um 9 Uhr 30 kommt die Mutter herunter. Sie bereitet das Frühstück vor. Bis das Teewasser kocht, wäscht sie Gesicht und Hände und kämmt sich. Das Frühstück für die Mutter, die Kleinen und mich ist um 10 fertig. Es gibt Cornflakes mit Milch, Tee, Brot und Butter.

Während wir frühstücken, kommt der Vater herunter. Er wartet, bis wir fertig sind, dann frühstückt er. Die Jungen sind noch immer im Bett. Sie schlafen bis 10 Uhr 30, dann hören wir sie reden, rufen und herumalbern. Sie stehen erst um 1 Uhr zum Mittagessen auf. Am Vormittag wäscht die Mutter das Geschirr ab und putzt die Zimmer in recht oberflächlicher Weise, „weil Sonntag ist“. Sie räumt den Kamin aus und die Kinder gehen zum Spielen hinaus. Der Vater raucht nach dem Frühstück die Pfeife, während die Mutter das Mittagessen kocht. Um 12 Uhr geht er fort, um das Radio zu reparieren, dann ins Pub, zum sonntäglichen Umtrunk. Um 1 Uhr ist das Mittagessen fertig. Die Jungen, die Mutter und ich essen zuerst. Schweinsbraten, Kohl, Kartoffeln. Da es nur zwei Messer gibt, wechseln wir einander ab. Kein Tischtuch. Dann essen die zwei Kleinen zu Mittag. Wir fangen an abzuwaschen. Der Vater kommt nach Hause, ißt zu Mittag. Die Mutter bäckt einen Apfelkuchen, da zum Tee Besuch erwartet wird. Um 2 Uhr 15 machen sich die Kleinen auf zur Sonntagsschule, in ihren besten Kleidern. Danach kommen sie nicht gleich zurück, sondern spielen im Freien. Der Vater ist ein bißchen mehr betrunken als gestern abend, weshalb ihn die Mutter schlafen schickt; dieser Anordnung scheint er sich sehr gern

zu fügen. Die Jungen rauchen Zigaretten, sitzen herum, dann gehen sie spazieren. Die Mutter deckt den Tisch im vorderen Zimmer für den Nachmittagstee. Ein sauberes weißes Tischtuch, Dosenobst mit Puddingcreme, und der Apfelkuchen. Dann setzt sie sich ein bißchen hin und überfliegt die Zeitung („The People“). Sie sucht nach aufregenden Geschichten. „Einen netten, spannenden Mord, das hab ich gern“, sagt sie. Um 4 Uhr 30 setzen wir uns zum Tee, der Vater, die Mutter, der kleine Junge und ich; die Besucher sind noch nicht erschienen. Sie kommen um 4 Uhr 45. Die Schwester der Mutter und deren Tochter, der Neffe der Mutter mit Frau und Sohn (3 Jahre alt). Sie werden nicht eingeladen, am Tisch Platz zu nehmen. „Kümmert euch nicht um uns, wir essen nur fertig“, sagte die Mutter. Nach einer Weile: „Habt ihr euren Tee schon gehabt?“ Sie müssen natürlich „Ja“ sagen. „Nun, dann hat es keinen Sinn, euch zum Tee einzuladen, wenn ihr ihn schon gehabt habt.“ Eine gewisse Spannung entsteht, weil die Gäste nicht zum Tee eingeladen werden. Diese löst sich jedoch bald auf. Das Verhalten der Mutter hat anscheinend alle überrascht. Der Neffe geht mit den Jungen, die gerade nach Hause gekommen sind, in die Küche, um Ziehharmonika zu spielen.

Nach dem Tee sitzt die ganze Gesellschaft im Wohnzimmer. Zwei weitere Leute sind eingetroffen, wir sind nun 14 in dem kleinen Raum, es ist schrecklich heiß und laut. Der Neffe spielt die Ziehharmonika, die Frauen reden, die Kinder spielen und weinen, die Katze jault. Bill führt einige Kartenkunststücke vor. Dann wird getanzt, allerdings nur die Frauen; noch mehr Kartenkunststücke, rauchen. Die Frauen reden über das Einkaufen und über Bekannte. Der Mutter scheint der Lärm nicht sehr zu behagen. Versucht, dem Lärm der Kinder Einhalt zu gebieten, aber das ist hoffnungslos. Der Vater sagt „Wie wärs mit etwas Wein?“ Die Mutter: „Für mich nicht, aber wenn du meinst“. Sie schenkt hausgemachten Wein ein, der allgemein auf große Zustimmung stößt. Um 7 Uhr scheint der Lärm der Mutter zuviel zu werden; sie schickt die Kleinen ins Bett, die unter lauten Protesten abgehen. Es wird ein wenig ruhiger. Um 8 Uhr beginnen vier der Anwesenden, Karten zu spielen. Dies dauert eine halbe Stunde. In der Zwischenzeit bereitet die Mutter das Abendessen für die Gäste zu – kalter Schweinsbraten, Brot und Butter. Gegessen wird in der Küche, die Mutter kümmert sich um die Gäste. Dies dauert ungefähr 20 Minuten. Dann Vorbereitungen zum Aufbruch. Um 9 Uhr 10 gehen die Gäste. Die Mutter richtet das Abendessen für die Familie. Wie üblich beginnen

einige früher als die anderen. Das Abendessen ist dasselbe wie das der Gäste. Ted kommt um ungefähr 10 nach Hause. Scheint mit seinem Nachmittag sehr zufrieden. Nun sitzen alle bei Tisch. Es wird ohne Tischtuch gegessen, und mit nur einem Messer.

Nach dem Essen liest die Mutter die Zeitung und berichtet über eine der Geschichten darin. Der Vater und die Jungen gehen ins andere Zimmer; Bill liest eine Cowboygeschichte, Ted legt eine Patience, und der Vater macht nichts Besonderes und raucht seine Pfeife. Gelegentlich ein kurzer Wortwechsel. Nach den Aufregungen des Nachmittags tut die friedliche Atmosphäre allen gut. Um 10 Uhr 30 gehen die Jungen ins Bett, nachdem sie mehrmals aufgefordert wurden. Zu guter letzt nimmt der Vater den Schürhaken – aber nur zum Spaß – und scheucht sie hinauf. Die Mutter und ich waschen ab. Um 11 Uhr 15 gehen die Eltern zu Bett. Um Mitternacht liegt alles in tiefem Schlaf.

